This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

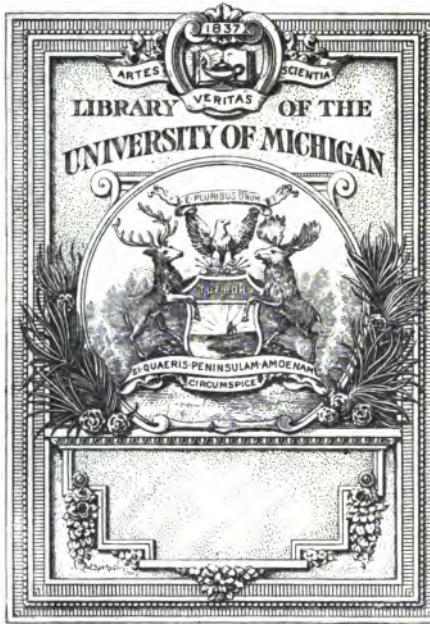
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 996,348



THE GIFT OF
Mrs. Addison Moffat

838
H47
N3

H. Heine's

sämmtliche Werke.

Heinrich Heine's

sämmtliche Werke.

Dreizehnter Band.

Vermischte Schriften. Erster Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1874.

Vermischte Schriften

von

Heinrich Heine.

Erster Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1874.

Inhalt.

Vermischte Schriften.

Seite

Autobiographische Skizze 3
Die Romantik 13
Briefe aus Berlin.
Erster Brief 23
Zweiter Brief 49
Dritter Brief 94
Ueber Polen 131
Der Thee; Humoreske 183

Recensionen.

Rheinisch-westfälischer Musen-Almanach 191
Gedichte und Poesien ꝛc. von J. B. Rousseau . . . 197
Tasso's Tod, Trauerspiel von W. Smets 204
Struensee, Trauerspiel von M. Beer 241
Die deutsche Literatur v. W. Menzel 267
Vorbemerkung zu Lautenbacher's Paraphrase einer Stelle des Tacitus 290

Nachträge.

Die erste Aufführung von Meyerbeer's „Hugenotten" . 293
Der Hamburger Brand 298

255049

Gedanken und Einfälle.

		Seite
I.	Persönliches	305
II.	Religion und Philosophie	307
III.	Kunst und Literatur	319
IV.	Staat und Gesellschaft	342
V.	Frauen, Liebe und Ehe	358
VI.	Vermischte Einfälle	360
VII.	Bilder und Farbenstriche	367

Vermiſchte Schriften.

Autobiographiſche Skizze.

(1835.)

An Philarète Chasles.

Paris, den 11. Januar 1835.

So eben empfing ich das Schreiben, mit dem Sie mich beehrt haben, und ich beeile mich, Ihnen die gewünschte Auskunft zu geben.

Ich bin geboren im Jahre 1800*) zu Düsseldorf, einer Stadt am Rhein, die von 1806—1814 von den Franzosen occupiert war, so dass ich schon in meiner Kindheit die Luft Frankreichs eingeathmet. Meine erste Ausbildung erhielt ich im Franciskanerkloster zu Düsseldorf. Späterhin besuchte ich das Gymnasium dieser Stadt, welches damals „Lyceum" hieß. Ich machte dort alle die Klassen durch, wo Humaniora gelehrt wurden, und ich

*) Über Heine's Geburtsjahr vergl. den Brief an St. René Taillandier vom 3. November 1851, — H. Heine's Briefe, dritter Theil, S. 210.

Der Herausgeber.

habe mich in der obern Klasse ausgezeichnet, wo der Rektor Schallmeyer Philosophie, der Professor Brewer Mathematik, der Abbé Daulnoie die französische Rhetorik und Dichtkunst lehrte, und Professor Kramer die klassischen Dichter explicierte. Diese Männer leben noch jetzt, mit Ausnahme des Ersteren, eines katholischen Priesters, der sich meiner ganz besonders annahm, wahrscheinlich des Bruders meiner Mutter, des Hofraths von Geldern wegen, der sein Universitätsfreund war, und auch, wie ich glaube, meines Großvaters wegen, des Doktors von Geldern, eines berühmten Arztes, der ihm das Leben gerettet.

Mein Vater war Kaufmann und ziemlich vermögend; er ist todt. Meine Mutter, eine treffliche Frau, lebt noch jetzt, zurückgezogen von der großen Welt. Ich habe eine Schwester, Frau Charlotte von Embden, und zwei Brüder, von welchen der Eine, Gustav von Geldern (er hat den Namen der Mutter angenommen), Dragonerofficier in Diensten Sr. Majestät des Kaisers von Östreich ist; der Andre, Dr. Maximilian Heine, ist Arzt in der russischen Armee, mit welcher er den Übergang über den Balkan gemacht.

Meine, durch romantische Launen, durch Etablissementsversuche, durch Liebe und durch andre

Krankheiten unterbrochenen Studien wurden seit dem Jahre 1819 zu Bonn, zu Göttingen und zu Berlin fortgesetzt. Ich habe viertehalb Jahre in Berlin gelebt, wo ich mit den ausgezeichnetsten Gelehrten auf freundschaftlichem Fuße stand, und wo ich von Krankheiten aller Art, unter andern von einem Degenstich in die Lenden heimgesucht worden bin, den mir ein gewisser Scheller aus Danzig beigebracht, dessen Namen ich nie vergessen werde, weil er der einzige Mensch ist, der es verstanden hat, mich aufs empfindlichste zu verwunden.

Ich habe sieben Jahre lang auf den obgenannten Universitäten studiert, und zu Göttingen war es, wo ich, dorthin zurückgekehrt, den Grad als Doktor der Rechte nach einem Privatexamen und einer öffentlichen Disputation erhielt, bei welcher der berühmte Hugo, damals Dekan der juristischen Fakultät, mir auch nicht die kleinste scholastische Formalität erließ. Obgleich dieser letztere Umstand Ihnen sehr geringfügig erscheinen mag, bitte ich Sie doch, davon Notiz zu nehmen, weil man in einem wider mich geschriebenen Buche die Behauptung aufgestellt hat, ich hätte mir mein akademisches Diplom nur erkauft. Unter all' den Lügen, die man über mein Privatleben hat drucken lassen, ist dies die einzige, die ich niederschlagen möchte. Da

sehen Sie den Gelehrtenstolz! Man sage von mir, ich sei ein Bastard, ein Henkerssohn, ein Straßenräuber, ein Atheist, ein schlechter Poet — ich lache darüber; aber es zerreißt mir das Herz, meine Doktorwürde bestritten zu sehen! (Unter uns gesagt, obgleich ich Doktor der Rechte bin, ist die Jurisprudenz grade die Wissenschaft, von welcher ich unter allen am wenigsten weiß.)

Von meinem sechzehnten Jahre an habe ich Verse gemacht. Meine ersten Poesien wurden im Jahre 1821 zu Berlin gedruckt. Zwei Jahre später gab ich neue Gedichte nebst zwei Tragödien heraus. Die eine der letzteren ward zu Braunschweig, der Hauptstadt des gleichnamigen Herzogthums, aufgeführt und ausgepfiffen*). Im Jahre 1826 erschien der erste Band der „Reisebilder"; die drei andern Bände kamen einige Jahre später bei den Herren Hoffmann und Campe heraus, welche noch immer meine Verleger sind. Während der Jahre 1826—1831 habe ich abwechselnd zu Lüneburg, zu Hamburg und zu München gelebt, wo

*) Am 20. August 1823. Über die äußeren Gründe der ungünstigen Aufnahme des „Almansor" in Braunschweig vgl. die nächstens erscheinende Schrift: „H. Heine. Sein Leben und seine Werke. Von Adolf Strodtmann."

Der Herausgeber.

ich mit meinem Freunde Lindner die „Politischen Annalen" herausgab. In der Zwischenzeit habe ich Reisen in fremde Länder gemacht. Seit zwölf Jahren habe ich die Herbstmonate stets am Meeresufer zugebracht, gewöhnlich auf einer der kleinen Inseln der Nordsee. Ich liebe das Meer wie eine Geliebte, und ich habe seine Schönheit und seine Launen besungen. Diese Dichtungen befinden sich in der deutschen Ausgabe der „Reisebilder"; in der französischen Ausgabe habe ich sie weggelassen, so wie auch den polemischen Theil, der sich auf den Geburtsadel, auf die Teutomanen und auf die katholische Propaganda bezieht. Was den Adel betrifft, so habe ich diesen noch in der Vorrede zu den „Briefen von Kahldorf" besprochen, die nicht von mir verfasst sind, wie das deutsche Publikum irrthümlich glaubt. Was die Teutomanen, diese deutschen alten Weiber (ces vieilles Allemagnes), betrifft, deren Patriotismus nur in einem blinden Hasse gegen Frankreich bestand, so habe ich sie in all' meinen Schriften mit Erbitterung verfolgt. Es ist Dies eine Animosität, die noch von der Burschenschaft herdatiert, zu welcher ich gehörte. Ich habe zur selben Zeit die katholische Propaganda, die Jesuiten Deutschlands, bekämpft, sowohl um Verleumder zu züchtigen, die mich zuerst angegriffen,

als um einem protestantischen Sinne zu genügen. Dieser mag mich freilich bisweilen zu weit fortgerissen haben, denn der Protestantismus war mir nicht bloß eine liberale Religion, sondern auch der Ausgangspunkt der deutschen Revolution, und ich gehörte der lutherischen Konfession nicht nur durch den Taufakt an, sondern auch durch eine Kampfeslust, die mich an den Schlachten dieser Ecclesia militans theilnehmen ließ. Aber während ich die socialen Interessen des Protestantismus vertheidigte, habe ich aus meinen pantheistischen Sympathien niemals ein Hehl gemacht. Deßhalb bin ich des Atheismus beschuldigt worden. Schlecht unterrichtete oder böswillige Landsleute haben schon lange das Gerücht verbreitet, ich hätte den saintsimonistischen Rock angezogen; Andere beehren mich mit dem Judenthum. Es thut mir leid, daſs ich nicht immer in der Lage bin, dergleichen Liebesdienste zu vergelten.

Ich habe nie geraucht; eben so wenig bin ich ein Freund des Bieres, und erst in Frankreich habe ich zum erstenmal Sauerkraut gegessen. In der Literatur habe ich mich in Allem versucht. Ich habe lyrische, epische und dramatische Gedichte verfasst; ich habe über Kunst, über Philosophie, über Theologie, über Politik geschrieben . . . Gott ver-

zeih's! Seit zwölf Jahren bin ich in Deutschland besprochen worden; man lobt mich oder man tadelt mich, aber stets mit Leidenschaft und ohne Ende. Da hasst, da verabscheut, da vergöttert, da beleidigt man mich. Seit dem Monat Mai 1831 lebe ich in Frankreich. Seit fast vier Jahren habe ich keine deutsche Nachtigall gehört.

Aber genug! ich werde traurig. Wenn Sie noch andere Auskunft wünschen, will ich sie Ihnen mit Vergnügen ertheilen. Ich sehe es immer gern, wenn Sie mich selbst darum angehen. Reden Sie gut von mir, reden Sie gut von Ihrem Nächsten, wie das Evangelium es gebeut, und genehmigen Sie die Versicherung der ausgezeichneten Hochachtung, mit welcher ich bin, ꝛc.

Heinrich Heine.

Die Romantik.

(1820.)

Die Romantik.

Was Ohnmacht nicht begreift, sind Träumereien.
A. W. v. Schlegel.

No. 12, 14 und 27 des „Kunst- und Unterhaltungsblatts" enthält eine alte, aber neu aufgewärmte und glossierte Satire wider Romantik und romantische Form*). Ob man zwar einer solchen Satire eigentlich nur mit einer Gegensatire entgegnen sollte, so ist es dennoch die Frage, ob man hiedurch der Sache selbst nützen würde. No. 124 der „Hall. allgem. Literatur-Zeitung" enthält die Recension einer solchen Gegensatire, deren Wirkung auf die Gegenpartei dieselbe zu

*) Der in Rede stehende Aufsatz war eine von W. v. Blomberg verfaßte „Erklärung des im Jahrgange 1810 des Heidelberger Taschenbuchs enthaltenen Sonett-Dramas, betitelt: „Des sinnreichen himmlischen Boten Phosphorus Confunculus Solaris jüngste Komödie, von ihm selbst geboren, gegeben und geschaut."

Der Herausgeber.

sein scheint, welche auch jene Karfunkel- und Solaris-Satiren auf die Romantiker ausgeübt haben, nämlich Achselzucken. Ich wenigstens möchte daher nicht ohne Aussicht, dadurch nutzen zu können, also bloß des Scherzes halber, von einer Sache sprechen, von der die Ausbildung des deutschen Wortes fast ausschließlich abhängt. Denn wenn man auf den Rock schlägt, so trifft der Hieb auch den Mann, der im Rocke steckt, und wenn man über die poetische Form des deutschen Wortes spöttelt, so läuft auch Manches mit unter, wodurch das deutsche Wort selbst verletzt wird. Und dieses Wort ist ja eben unser heiligstes Gut, ein Grenzstein Deutschlands, den kein schlauer Nachbar verrücken kann, ein Freiheitswecker, dem kein fremder Gewaltiger die Zunge lähmen kann, eine Oriflamme in dem Kampfe für das Vaterland, ein Vaterland selbst Demjenigen, dem Thorheit und Arglist ein Vaterland verweigern. — Ich will daher mit wenigen Worten, ohne polemische Ausfälle, und ganz unbefangen, meine subjektiven Ansichten über Romantik und romantische Form hier mittheilen.

Im Alterthum, Das heißt eigentlich bei Griechen und Römern, war die Sinnlichkeit vorherrschend. Die Menschen lebten meistens in äußern Anschauungen, und ihre Poesie hatte vorzugsweise

das Äußere, das Objektive, zum Zweck und zugleich zum Mittel der Verherrlichung. Als aber ein schöneres und milderes Licht im Oriente aufleuchtete, als die Menschen anfingen zu ahnen, daſs es noch etwas Beſſeres giebt als Sinnenrausch, als die unüberschwänglich beſeligende Idee des Christenthums, die Liebe, die Gemüther zu durchschauern begann: da wollten auch die Menschen dieſe geheimen Schauer, dieſe unendliche Wehmuth und zugleich unendliche Wolluſt mit Worten aussprechen und beſingen. Vergebens ſuchte man nun durch die alten Bilder und Worte die neuen Gefühle zu bezeichnen. Es muſſten jetzt neue Bilder und neue Worte erdacht werden, und juſt ſolche, die durch eine geheime ſympathetiſche Verwandtſchaft mit jenen neuen Gefühlen dieſe letztern zu jeder Zeit im Gemüthe erwecken und gleichſam heraufbeſchwören konnten. So entſtand die ſogenannte romantiſche Poeſie, die in ihrem ſchönſten Lichte im Mittelalter aufblühete, ſpäterhin vom kalten Hauch der Kriegs- und Glaubensſtürme traurig dahinwelkte, und in neuerer Zeit wieder lieblich aus dem deutſchen Boden aufſproſſte und ihre herrlichſten Blumen entfaltete. Es iſt wahr, die Bilder der Romantik ſollten mehr erwecken als bezeichnen. Aber nie und nimmermehr iſt Dasjenige die wahre Romantik, was

so Viele dafür ausgeben, nämlich ein Gemengsel von spanischem Schmelz, schottischen Nebeln und italiänischem Geklinge, verworrene und verschwimmende Bilder, die gleichsam aus einer Zauberlaterne ausgegossen werden und durch buntes Farbenspiel und frappante Beleuchtung seltsam das Gemüth erregen und ergötzen. Wahrlich, die Bilder, wodurch jene romantischen Gefühle erregt werden sollen, dürfen eben so klar und mit eben so bestimmten Umrissen gezeichnet sein, als die Bilder der plastischen Poesie. Diese romantischen Bilder sollen an und für sich schon ergötzlich sein; sie sind die kostbaren goldenen Schlüssel, womit, wie alte Märchen sagen, die hübschen verzauberten Feengärten aufgeschlossen werden. — So kommt es, dass unsere zwei größten Romantiker, Goethe und A. W. von Schlegel, zu gleicher Zeit auch unsere größten Plastiker sind. In Goethe's „Faust" und Liedern sind dieselben reinen Umrisse, wie in der „Iphigenie", in „Hermann und Dorothea", in den Elegien u. s. w.; und in den romantischen Dichtungen Schlegel's sind dieselben sicher und bestimmt gezeichneten Kontouren, wie in Dessen wahrhaft plastischem „Rom". O, möchten Dies doch endlich Diejenigen beherzigen, die sich so gern Schlegelianer nennen.

Viele aber, die bemerkt haben, welchen ungeheuren Einfluss das Christenthum, und in dessen Folge das Ritterthum, auf die romantische Poesie ausgeübt haben, vermeinen nun Gottes in ihre Dichtungen einmischen zu müssen, um denselben den Charakter der Romantik aufzudrücken. Doch glaube ich, Christenthum und Ritterthum waren nur Mittel, um der Romantik Eingang zu verschaffen; die Flamme derselben brennt schon längst auf dem Altare unserer Poesie; kein Christ braucht noch geweihtes Öl hinzuzugießen, und kein Ritter braucht mehr bei ihr die Waffenprobe zu halten. Deutschland ist jetzt frei; kein Priester vermag mehr die deutschen Geister einzuhüllen, kein adeliger Herrscherling vermag mehr die deutschen Völker zu Frohn zu peitschen, und deshalb soll auch die deutsche Muse wieder ein freies, blühendes, unaffektiertes, ehrlich deutsches Mädchen sein, und kein schmachtendes Nönnchen und kein empfindsames Ritterfräulein.

Möchten doch Viele diese Ansicht theilen! dann gäbe es bald keinen Streit mehr zwischen Romantikern und Plastikern. Noch manches Herbst müsste es welken, ehe wieder das Ölblatt auf unserm Parnassus hervorgrünt.

Briefe aus Berlin.

(1822.)

Seltsam! — Wenn ich der Dei von Tunis wäre,
Schlüg' ich bei so zweideut'gem Vorfall Lärm.

Kleist's „Prinz von Homburg".

Erſter Brief.

Berlin, den 26. Januar 1822.

Ihr ſehr lieber Brief vom 5. d. M. hat mich mit der größten Freude erfüllt, da ſich darin Ihr Wohlwollen gegen mich am unverkennbarſten ausſprach. Es erquickt mir die Seele, wenn ich erfahre, daſs ſo viele gute und wackere Menſchen mit Intereſſe und Liebe meiner gedenken. Glauben Sie nur nicht, daſs ich unſeres Weſtfalens ſo bald vergeſſen hätte. Der September 1820 ſchwebt mir noch zu ſehr im Gedächtnis. Die ſchönen Thäler um Hagen, der freundliche Overweg in Unna, die angenehmen Tage in Hamm, der herrliche Fritz v. B., Sie, Wundermann, die Alterthümer in Soeſt, ſelbſt die Paderborner Heide, Alles ſteht noch lebendig vor mir. Ich höre noch immer, wie die alten Eichenwälder mich umrauſchen, wie jedes Blatt mir zuflüſtert: Hier wohnten die alten Sachſen, die

am spätesten Glauben und Germanenthum einbüßten. Ich höre noch immer, wie ein uralter Stein mir zuruft: „Wandrer, steh, hier hat Armin den Varus geschlagen!“ — Man muss zu Fuß, und zwar, wie ich, in österreichischen Landwehrtagemärschen Westfalen durchwandern, wenn man den kräftigen Ernst, die biedere Ehrlichkeit und anspruchslose Tüchtigkeit seiner Bewohner kennen lernen will. — Es wird mir gewiss recht viel Vergnügen machen, wenn ich, wie Sie mir schreiben, durch Mittheilungen aus der Residenz mir so viele liebe Menschen verpflichte. Ich habe mir gleich bei Empfang Ihres Briefes Papier und Feder zurechtgelegt, und bin schon jetzt — im Schreiben.

An Notizen fehlt es nicht, und es ist nur die Aufgabe: Was soll ich nicht schreiben? d. h. was weiß das Publikum schon längst, was ist demselben ganz gleichgültig, und was darf es nicht wissen? Und dann ist die Aufgabe: Vielerlei zu schreiben, so wenig als möglich vom Theater und solchen Gegenständen, die in der Abendzeitung, im Morgenblatte, im Wiener Konversationsblatte ꝛc. ꝛc. die gewöhnlichen Hebel der Korrespondenz sind und dort ihre ausführliche und systematische Darstellung finden. Den Einen interessirt's, wenn ich erzähle, dass Jagor die Zahl genialer Erfindungen kürzlich

durch ſein Trüffeleis vermehrt hat; den Andern intereſſiert die Nachricht, daſs Spontini beim letzten Ordensfeſt Rock und Hoſen trug von grünem Sammet mit goldenen Sternchen. Nur verlangen Sie von mir keine Syſtematik; Das iſt der Würgengel aller Korreſpondenz. Ich ſpreche heute von den Redouten und den Kirchen, morgen von Savigny und den Poſſenreißern, die in ſeltſamen Aufzügen durch die Stadt ziehen, übermorgen von der Giuſtinianiſchen Galerie, und dann wieder von Savigny und den Poſſenreißern. Aſſociation der Ideen ſoll immer vorwalten. Alle 4 oder 6 Wochen ſoll ein Brief folgen. Die zwei erſten werden unverhältnismäßig lang werden, da ich doch vorher das äußere und das innere Leben Berlin's andeuten muſs. Nur andeuten, nicht ausmalen. Aber womit fange ich an bei dieſer Maſſe von Materialien? Hier hilft eine franzöſiſche Regel: Commencez par le commencement.

Ich fange alſo mit der Stadt an und denke mir, ich ſei wieder ſo eben an der Poſt auf der Königſtraße abgeſtiegen, und laſſe mir den leichten Koffer nach dem „ſchwarzen Adler" auf der Poſtſtraße tragen. Ich ſehe Sie ſchon fragen: Warum iſt denn die Poſt nicht auf der Poſtſtraße und der „ſchwarze Adler" auf der Königſtraße? Ein andermal beant-

worte ich diese Frage; aber jetzt will ich durch die Stadt laufen, und ich bitte Sie, mir Gesellschaft zu leisten. Folgen Sie mir nur ein paar Schritte, und wir sind schon auf einem sehr interessanten Platze. Wir stehen auf der langen Brücke. Sie wundern sich: — „Die ist aber nicht sehr lang!" Es ist Ironie, mein Lieber. Lasst uns hier einen Augenblick stehen bleiben und die große Statue des großen Kurfürsten betrachten. Er sitzt stolz zu Pferde, und gefesselte Sklaven umgeben das Fußgestell. Es ist ein herrlicher Metallguss, und unstreitig das größte Kunstwerk Berlin's. Und ist ganz umsonst zu sehen, weil es mitten auf der Brücke steht. Es hat die meiste Ähnlichkeit mit der Statue des Kurfürsten Johann Wilhelm auf dem Markte zu Düsseldorf, nur dass hier in Berlin der Schwanz des Pferdes nicht so bedeutend dick ist. Aber ich sehe, Sie werden von allen Seiten gestoßen. Auf dieser Brücke ist ein ewiges Menschengedränge. Sehen Sie sich mal um. Welche große, herrliche Straße! Das ist eben die Königstraße, wo ein Kaufmannsmagazin ans andre grenzt, und die bunten, leuchtenden Waarenausstellungen fast das Auge blenden. Lasst uns weiter gehen, wir gelangen hier auf den Schlossplatz. Rechts das Schloss, ein hohes, großartiges Gebäude. Die Zeit hat es

grau gefärbt, und gab ihm ein düsteres, aber desto majestätischeres Ansehen. Links wieder zwei schöne Straßen, die Breitestraße und die Brüderstraße. Aber gerade vor uns ist die Stechbahn, eine Art Boulevard. Und hier wohnt Josty! — Ihr Götter des Olymps, wie würde ich euch eu'r Ambrosia verleiden, wenn ich die Süßigkeiten beschriebe, die dort aufgeschichtet stehen. O, kenntet ihr den Inhalt dieser Baisers! O Aphrodite, wärest du solchem Schaum entstiegen, du wärest noch viel süßer! Das Lokal ist zwar eng und dumpfig, und wie eine Bierstube dekoriert. - Doch das Gute wird immer den Sieg über das Schöne behaupten; zusammengedrängt wie die Bückinge sitzen hier die Enkel der Brennen und schlürfen Krême, und schnalzen vor Wonne, und lecken die Finger.

Fort, fort von hier!
Das Auge sieht die Thüre offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit.

Wir können durch das Schloss gehen, und sind augenblicklich im Lustgarten. „Wo ist aber der Garten"? fragen Sie. Ach Gott! merken Sie denn nicht, Das ist wieder die Ironie. Es ist ein viereckiger Platz, der von einer Doppelreihe Pappeln eingeschlossen ist. Wir stoßen hier auf eine Marmorstatue, wobei

eine Schildwache steht. Das ist der alte Dessauer. Er steht ganz in altpreußischer Uniform, durchaus nicht idealisiert, wie die Helden auf dem Wilhelmsplatze. Diese will ich Ihnen nächstens zeigen, es sind Keith, Ziethen, Seidlitz, Schwerin und Winterfeld, beide Letztere in römischem Kostüm mit einer Allongeperücke. Hier stehen wir just vor der Domkirche, die ganz kürzlich von außen neu verziert wurde und auf beiden Seiten des großen Thurms zwei neue Thürmchen erhielt. Der große, oben gerundete Thurm ist nicht übel. Aber die beiden jungen Thürmchen machen eine höchst lächerliche Figur. Sehen aus wie Vogelkörbe. Man erzählt auch, der große Philolog W. sei vorigen Sommer mit dem hier durchreisenden Orientalisten H. spazieren gegangen, und als Letzterer, nach dem Dome zeigend, fragte: „Was bedeuten denn die beiden Vogelkörbe da oben?“ habe der gelehrte Witzbold geantwortet: „Hier werden Dompfaffen abgerichtet.“ In zwei Nischen des Doms sollen die Statuen von Luther und Melanchthon aufgestellt werden. — Wollen wir in den Dom hineingehen, um dort das wunderschöne Bild von Begasse zu bewundern? Sie können sich dort auch erbauen an dem Prediger Theremin. Doch lasst uns drauß bleiben, es wird auf die Paulusianer gestichelt. Das macht mir keinen Spaß.

Betrachten Sie lieber gleich rechts neben dem Dom die vielbewegte Menschenmasse, die sich in einem viereckigen, eisenumgitterten Platz herumtreibt. Das ist die Börse. Dort schachern die Bekenner des alten und des neuen Testaments. Wir wollen ihnen nicht zu nahe kommen. O Gott, welche Gesichter! Habsucht in jeder Muskel. Wenn sie die Mäuler öffnen, glaub' ich mich angeschrieen: „Gieb mir all dein Geld!" Mögen schon Viel zusammengescharrt haben. Die Reichsten sind gewiss Die, auf deren fahlen Gesichtern die Unzufriedenheit und der Missmuth am tiefsten eingeprägt liegt. Wie viel glücklicher ist doch mancher arme Teufel, der nicht weiß, ob ein Louisd'or rund oder eckig ist. Mit Recht ist hier der Kaufmann wenig geachtet. Desto mehr sind es die Herren dort mit den großen Federhüten und den roth ausgeschlagenen Röcken. Denn der Lustgarten ist auch der Platz, wo täglich die Parole ausgegeben und die Wachtparade gemustert wird. Ich bin zwar kein sonderlicher Freund vom Militärwesen, doch muss ich gestehen, es ist mir immer ein freudiger Anblick, wenn ich im Lustgarten die preußischen Officiere zusammenstehen sehe. Schöne, rüstige, rüstige, lebenslustige Menschen. Zwar hier und da sieht man ein aufgeblasenes, dummstolzes Aristokratengesicht aus der Menge hervorglotzen.

Doch findet man beim größern Theile der hiesigen Officiere, besonders bei den jüngern, eine Bescheidenheit und Anspruchlosigkeit, die man um so mehr bewundern muss, da, wie gesagt, der Militärstand der angesehenste in Berlin ist. Freilich, der ehemalige schroffe Kastengeist desselben wurde schon dadurch sehr gemildert, dass jeder Preuße wenigstens ein Jahr Soldat sein muss, und vom Sohn des Königs bis zum Sohn des Schuhflickers Keiner davon verschont bleibt. Letzteres ist gewiss sehr lästig und drückend, doch in mancher Hinsicht auch sehr heilsam. Unsere Jugend ist dadurch geschützt vor der Gefahr der Verweichlichung. In manchen Staaten hört man weniger klagen über das Drückende des Militärdienstes, weil man dort alle Last desselben auf den armen Landmann wirft, während der Adlige, der Gelehrte, der Reiche und, wie z. B. in Holstein der Fall ist, sogar jeder Bewohner einer Stadt von allem Militärdienste befreit ist. Wie würden alle Klagen über letztern bei uns verstummen, wenn unsere lautmauligen Spießbürger, unsere politisierenden Ladenschwengel, unsere genialen Auskultatoren, Bureauschreiber, Poeten und Pflastertreter vom Dienste befreit würden. Sehen Sie dort, wie der Bauer exerciert? Er schultert, präsentiert und — schweigt.

Doch vorwärts! Wir müssen über die Brücke. Sie wundern sich über die vielen Baumaterialien, die hier herumliegen, und die vielen Arbeiter, die hier sich herumtreiben und schwatzen und Branntewein trinken und Wenig thun. Hier nebenbei war sonst die Hundebrücke; der König ließ sie niederreißen, und läßt an ihrer Stelle eine prächtige Eisenbrücke verfertigen. Schon diesen Sommer hat die Arbeit angefangen, wird sich noch lange herumziehn, aber endlich wird ein prachtvolles Werk dastehen. Schauen Sie jetzt mal auf. In der Ferne sehen Sie schon die Linden!

Wirklich, ich kenne keinen imposantern Anblick, als, vor der Hundebrücke stehend, nach den Linden hinauf zu sehen. Rechts das hohe prächtige Zeughaus, das neue Wachthaus, die Universität und Akademie. Links das königliche Palais, das Opernhaus, die Bibliothek u. s. w. Hier drängt sich Prachtgebäude an Prachtgebäude. Ueberall verzierende Statuen; doch von schlechtem Stein und schlecht gemeißelt, außer die auf dem Zeughause. Hier stehn wir auf dem Schloßplatz, dem breitesten und größten Platze in Berlin. Das königliche Palais ist das schlichteste und unbedeutendste von allen diesen Gebäuden. - Unser König wohnt hier, einfach und bürgerlich. Hut ab! Da fährt der König selbst

vorbei. Es ist nicht der prächtige Sechsspänner; der gehört einem Gesandten. Nein, er sitzt in dem schlechten Wagen mit zwei ordinären Pferden. Das Haupt bedeckt eine gewöhnliche Officiersmütze, und die Glieder umhüllt ein grauer Regenmantel. Aber das Auge des Eingeweihten sieht den Purpur unter diesem Mantel und das Diadem unter dieser Mütze. Sehen Sie, wie der König Jeden freundlich wiedergrüßt. Hören Sie! „Es ist ein schöner Mann," flüstert dort die kleine Blondine. „Es war der beste Ehemann," antwortet seufzend die ältere Freundin. „Ma foi!" brüllt der Husarenofficier, „es ist der beste Reiter in unserer Armee."

Wie gefällt Ihnen aber die Universität? Fürwahr, ein herrliches Gebäude! Nur Schade, die wenigsten Hörsäle sind geräumig, die meisten düster und unfreundlich, und, was das Schlimmste ist, bei vielen gehen die Fenster nach der Straße, und da kann man schrägüber das Opernhaus bemerken. Wie muss der arme Bursche auf glühenden Kohlen sitzen, wenn die ledernen, und zwar nicht saffian- oder maroquinledernen, sondern schweinsledernen Witze eines langweiligen Docenten ihm in die Ohren dröhnen, und seine Augen unterdessen auf der Straße schweifen und sich ergötzen an dem pittoresken Schauspiel der leuchtenden Equipagen,

der vorüberziehenden Soldaten, der dahin hüpfenden Nymphen und der bunten Menschenwoge, die sich nach dem Opernhause wälzt. Wie müssen dem armen Burschen die 16 Groschen in der Tasche brennen, wenn er denkt: Diese glücklichen Menschen sehen gleich die Eunike als Seraphim, oder die Milder als Iphigeneia. „Apollini et Musis“ steht auf dem Opernhause, und der Musensohn sollte draußen bleiben? Aber sehen Sie, das Kollegium ist eben ausgegangen, und ein Schwarm Studenten schlendert nach den Linden. „Gehen denn so viele Philister ins Kollegium?“ fragen Sie. Still, still, Das sind keine Philister. Der hohe Hut à la Bolivar und der Überrock à l'Anglaise machen noch lange nicht den Philister. Eben so wenig wie die rothe Mütze und der Flausch den Burschen macht. Ganz im Kostüm des Letztern geht hier mancher sentimentale Barbiergesell, mancher ehrgeizige Laufjunge und mancher hochherzige Schneider. Es ist dem anständigen Burschen zu verzeihen, wenn er mit solchen Herren nicht gern verwechselt sein möchte. Kurländer sind wenige hier. Desto mehr Polen, über 70, die sich meistens burschikose tragen. Diese haben obige Verwechselung nicht zu befürchten. Man sieht's diesen Gesichtern gleich an, daſs keine Schneiderseele unterm Flausche sitzt. Viele dieser Sarmaten könnten den Söhnen

Hermann's und Thusnelda's als Muster von Liebenswürdigkeit und edelm Betragen dienen. Es ist wahr. Wenn man so viele Herrlichkeiten bei Fremden sieht, gehört wirklich eine ungeheure Dosis Patriotismus dazu, sich noch immer einzubilden: das Vortrefflichste und Köstlichste, was die Erde trägt, sei ein — Deutscher! Zusammenleben ist wenig unter den hiesigen Studierenden. Die Landsmannschaften sind aufgehoben. Die Verbindung, die unter dem Namen „Arminia" aus alten Anhängern der Burschenschaft bestand, soll ebenfalls aufgelöst sein. Wenige Duelle fallen jetzt vor. Ein Duell ist kürzlich sehr unglücklich abgelaufen. Zwei Mediciner, Liebschütz und Febus, geriethen im Kollegium der Semiotik in einen unbedeutenden Streit, da Beide gleichen Anspruch machten an den Sitz No. 4. Sie wussten nicht, dass es in diesem Auditorium zwei mit No. 4 bezeichnete Sitze gab; und Beide hatten diese Nummer vom Professor erhalten. „Dummer Junge!" rief der Eine, und der leichte Wortwechsel war geendigt. Sie schlugen sich den andern Tag, und Liebschütz rannte sich den Schläger seines Gegners in den Leib. Er starb eine Viertelstunde darauf. Da er ein Jude war, wurde er von seinen akademischen Freunden nach dem jüdischen Gottesacker

gebracht. Febus, ebenfalls ein Jude, hat die Flucht ergriffen, und —

Aber ich ſehe, Sie hören ſchon nicht mehr, was ich erzähle, und ſtaunen die Linden an. Ja, Das ſind die berühmten Linden, wovon Sie ſo Viel gehört haben. Mich durchſchauert's, wenn ich denke: auf dieſer Stelle hat vielleicht Leſſing geſtanden, unter dieſen Bäumen war der Lieblingsſpaziergang ſo vieler großer Männer, die in Berlin gelebt; hier ging der große Fritz, hier wandelte — Er! Aber iſt die Gegenwart nicht auch herrlich? Es iſt juſt Zwölf, und die Spaziergangszeit der ſchönen Welt. Die geputzte Menge treibt ſich die Linden auf und ab. Sehen Sie dort den Elegant mit zwölf bunten Weſten? Hören Sie die tiefſinnigen Bemerkungen, die er ſeiner Donna zuliſpelt? Riechen Sie die köſtlichen Pomaden und Eſſenzen, womit er parfümiert iſt? Er fixiert Sie mit der Lorgnette, lächelt und kräuſelt ſich die Haare. Aber ſchauen Sie die ſchönen Damen! Welche Geſtalten! Ich werde poetiſch!

Ja, Freund, hier unter den Linden
Kannſt du dein Herz erbaun,
Hier kannſt du beiſammen finden
Die allerſchönſten Fraun.

Sie blühn so hold und minnig
Im farbigen Seidengewand;
Ein Dichter hat sie sinnig
Wandelnde Blumen genannt.

Welch schöne Federhüte!
Welch schöne Türkenshawls!
Welch schöne Wangenblüthe!
Welch schöner Schwanenhals!

Nein, Diese dort ist ein wandelndes Paradies, ein wandelnder Himmel, eine wandelnde Seligkeit. Und diesen Schöps mit dem Schnauzbarte sieht sie so zärtlich an! Der Kerl gehört nicht zu den Leuten, die das Pulver erfunden haben, sondern zu Denen, die es gebrauchen, d. h. er ist Militär. Sie wundern sich, dass alle Männer hier plötzlich stehen bleiben, mit der Hand in die Hosentasche greifen und in die Höhe schauen? Mein Lieber, wir stehen just vor der Akademieuhr, die am richtigsten geht von allen Uhren Berlin's, und jeder Vorübergehende verfehlt nicht, die seinige darnach zu richten. Es ist ein possierlicher Anblick, wenn man nicht weiß, dass dort eine Uhr steht. In diesem Gebäude ist auch die Singakademie. Ein Billett kann ich Ihnen nicht verschaffen; der Vorsteher derselben, Professor Zelter,

ſoll bei ſolchen Gelegenheiten nicht ſonderlich zuvorkommend ſein. Doch betrachten Sie die kleine Brünette, die ihnen ſo vielverheißend zulächelt. Und einem ſolchen niedlichen Ding wollten Sie eine Art Hundezeichen umhängen laſſen? Wie ſie allerliebſt das Lockenköpfchen ſchüttelt, mit den kleinen Füßchen trippelt, und wieder lächelnd die weißen Zähnchen zeigt. Sie muſs es Ihnen angemerkt haben, daſs Sie ein Fremder ſind. Welch eine Menge beſternter Herren! Welch eine Unzahl Orden! Wenn man ſich einen Rock anmeſſen läſſt, frägt der Schneider: „Mit oder ohne Einſchnitt (für den Orden)?“ Aber Halt! Sehen Sie das Gebäude an der Ecke der Charlottenſtraße? Das iſt das Café Royal! Bitte, laſſt uns hier einkehren, ich kann nicht gut vorbeigehen, ohne einen Augenblick hineinzuſehen. Sie wollen nicht? Doch beim Umkehren müſſen Sie mit hinein. Hier ſchrägüber ſehen Sie das Hôtel de Rôme, und hier wieder links das Hôtel de Pétersbourg, die zwei angeſehenſten Gaſthöfe. Nahebei iſt die Konditorei von Teichmann. Die gefüllten Bonbons ſind hier die beſten Berlin's; aber in den Kuchen iſt zu viel Butter. Wenn Sie für 8 Groſchen ſchlecht zu Mittag eſſen wollen, ſo gehen Sie in die Reſtauration neben Teichmann auf die erſte Etage. Jetzt ſehen Sie mal rechts und links. Das iſt die große

Friedrichsstraße. Wenn man diese betrachtet, kann man sich die Idee der Unendlichkeit veranschaulichen. Lasst uns hier nicht zu lange stehen bleiben. Hier bekömmt man den Schnupfen. Es weht ein fataler Zugwind zwischen dem Hallischen und dem Oranienburger Thore. Hier links drängt sich wieder das Gute; hier wohnt Sala Tarone, hier ist das Café de Commerce, und hier wohnt — Jagor! Eine Sonne steht über dieser Paradiesespforte. Treffendes Symbol! Welche Gefühle erregt diese Sonne in dem Magen eines Gourmands! Wiehert er nicht bei ihrem Anblick wie das Ross des Darius Hystaspis? Kniet nieder, ihr modernen Peruaner, hier wohnt — Jagor! Und dennoch, diese Sonne ist nicht ohne Flecken. Wie zahlreich auch die seltenen Delikatessen sind, die hier auf der täglich neu gedruckten Karte angezeigt stehen, so ist die Bedienung doch oft sehr langsam, nicht selten ist der Braten alt und zähe, und die meisten Gerichte finde ich im Café Royal weit schmackhafter zubereitet. Aber der Wein? O, wer doch den Säckel des Fortunatus hätte! — Wollen Sie die Augen ergötzen, so betrachten Sie die Bilder, die hier im Glaskasten des Jagor'schen Parterre ausgestellt sind. Hier hängen neben einander die Schauspielerin Stich, der Theolog Neander und der Violinist Boucher. Wie die Holde lächelt! O sähen

Sie ſie als Julie, wenn ſie dem Pilger Romeo den erſten Kuſs erlaubt. Muſik ſind ihre Worte:

Grace is in all her steps, heaven in her eye,
In every gesture dignity and love.

(Milton.)

Wie ſieht Neander wieder zerſtreut aus! Er denkt gewiſs an die Gnoſtiker, an Baſilides, Valentinus, Bardeſanes, Karpokrates und Markus. Boucher hat wirklich eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Kaiſer Napoleon. Er nennt ſich Kosmopolit, Sokrates der Violiniſten, ſcharrt ein raſendes Geld zuſammen, und nennt Berlin aus Dankbarkeit la Capitale de la Musique. — Doch laſſt uns ſchnell vorbeigehen; hier iſt wieder eine Konditorei und hier wohnt Lebeufve, ein magnetiſcher Name. Betrachten Sie die ſchönen Gebäude, die auf beiden Seiten der Linden ſtehn. Hier wohnt die vornehmſte Welt Berlin's. Laſſt uns eilen. Das große Haus links iſt die Konditorei von Fuchs. Wunderſchön iſt dort Alles dekoriert, überall Spiegel, Blumen, Marcipanfiguren, Vergoldungen, kurz die ausgezeichnetſte Eleganz. Aber Alles, was man dort genießt, iſt am ſchlechteſten und theuerſten in Berlin. Unter den Konditorwaaren iſt wenig Auswahl, und das Meiſte iſt alt. Ein paar alte verſchimmelte Zeitſchriften liegen auf dem Tiſche. Und das lange, auf-

wartende Fräulein ist nicht mal hübsch. Lasst uns nicht zu Fuchs gehen. Ich esse keine Spiegel und seidene Gardinen, und wenn ich Etwas' für die Augen haben will, so gehe ich in Spontini's Cortez oder Olympia. — Hier rechts können Sie etwas Neues sehen. Hier werden Boulevards gebaut, wodurch die Wilhelmstraße mit der Luisenstraße in Verbindung gesetzt wird. Hier wollen wir stille stehn, und das Brandenburger Thor und die darauf stehende Viktoria betrachten. Ersteres wurde von Langhans nach den Propyläen zu Athen gebaut, und besteht aus einer Kolonnade von zwölf großen dorischen Säulen. Die Göttin da oben wird Ihnen aus der neuesten Geschichte genugsam bekannt sein. Die gute Frau hat auch ihre Schicksale gehabt; man sieht's ihr nicht an, der muthigen Wagenlenkerin. Lasst uns durchs Thor gehen. Was Sie jetzt vor sich sehen, ist der berühmte Thiergarten, in der Mitte die breite Chaussée nach Charlottenburg. Auf beiden Seiten zwei kolossale Statuen, wovon die eine einen Apoll vorstellen möchte. Erzniederträchtige, verstümmelte Klötze. Man sollte sie herunterwerfen; denn es hat sich gewiss schon manche schwangere Berlinerin dran versehen. Daher die vielen scheußlichen Gesichter, denen wir unter den Linden begegnen. Die Polizei sollte sich drein mischen.

Jetzt lasst uns umkehren, ich habe Appetit, und sehne mich nach dem Café Royal. Wollen Sie fahren? Hier gleich am Thore stehen Droschken. So heißen unsere hiesigen Fiaker. Man zahlt 4 Groschen Kourant für eine Person und 6 Gr. K. für zwei Personen, und der Kutscher fährt, wohin man will. Die Wagen sind alle gleich, und die Kutscher tragen alle graue Mäntel mit gelben Aufschlägen. Wenn man just pressiert ist, oder wenn es entsetzlich regnet, so ist keine einzige von allen Droschken aufzutreiben. Doch wenn es schönes Wetter ist, wie heute, oder wenn man sie nicht sonderlich nöthig hat, sieht man die Droschken haufenweis beisammen stehen. Lasst uns einsteigen. Schnell, Kutscher! Wie Das unter den Linden wogt! Wie Mancher läuft da herum, der doch nicht weiß, wo er heut zu Mittag essen kann! Haben Sie die Idee eines Mittagessens begriffen, mein Lieber? Wer diese begriffen hat, Der begreift auch das ganze Treiben der Menschen. Schnell, Kutscher! Was halten Sie von der Unsterblichkeit der Seele? Wahrhaftig, es ist eine große Erfindung, eine weit größere, als das Pulver. Was halten Sie von der Liebe? Schnell, Kutscher! Nicht wahr, es ist bloß das Gesetz der Attraktion? — Wie gefällt Ihnen Berlin? Finden Sie nicht, obschon die Stadt neu, schön und regelmäßig gebaut ist, so

macht ſie doch einen etwas nüchternen Eindruck. Die Frau von Staël bemerkt ſehr ſcharfſinnig: „Berlin, cette ville toute moderne, quelque belle qu'elle soit, ne fait pas une impression assez sérieuse; on n'y apperçoit point l'empreinte de l'histoire du pays, ni du caractère des habitants, et ces magnifiques demeures nouvellement construites ne semblent destinées qu'aux rassemblements commodes des plaisirs et de l'industrie.“ Herr von Pradt ſagt noch etwas weit Pikanteres. — Aber Sie hören kein Wort wegen des Wagengeraſſels. Gut, wir ſind am Ziel. Halt! Hier iſt das Café Royal. Das freundliche Menſchengeſicht, das an der Thüre ſteht, iſt Beyermann. Das nenne ich einen Wirth! Kein kriechender Katzenbuckel, aber doch zuvorkommende Aufmerkſamkeit; feines, gebildetes Betragen, aber doch unermüdlicher Dienſteifer, kurz eine Prachtausgabe von Wirth. Laſſt uns hineingehn. Ein ſchönes Lokal; vorn das ſplendideſte Kaffehaus Berlin's, hinten die ſchöne Reſtauration. Ein Verſammlungsort eleganter, gebildeter Welt. Sie können hier oft die intereſſanteſten Menſchen ſehen. Bemerken Sie dort den großen breitſchultrigen Mann im ſchwarzen Oberrock? Das iſt der berühmte Cosmeli, der heut in London iſt und morgen in Ispahan. So ſtelle ich mir den Peter

Schlemihl von Chamisso vor. Er hat eben ein Paradoxon auf der Zunge. Bemerken Sie den großen Mann mit der vornehmen Miene und der hohen Stirne? Das ist der Wolf, der den Homer zerrissen hat, und der deutsche Hexameter machen kann. Aber dort am Tisch das kleine bewegliche Männchen mit den ewig vibrierenden Gesichtsmuskeln, mit den possierlichen und doch unheimlichen Gesten? Das ist der Kammergerichtsrath Hoffmann, der den Kater Murr geschrieben, und die hohe feierliche Gestalt, die ihm gegenübersitzt, ist der Baron von Lüttwitz, der in der Vossischen Zeitung die klassische Recension des Katers geliefert hat. Bemerken Sie den Elegant, der sich so leicht bewegt, kurländisch lispelt, und sich jetzt wendet gegen den hohen, ernsthaften Mann im grünen Oberrock? Das ist der Baron von Schilling, der im Mindener Sonntagsblatte „die lieben Teutsenkel" so sehr touchiert hat*).

---

*) Wahrscheinlich mit Bezug auf diese Stelle veröffentlichte Heine im „Bemerker" Nr. 9 (Beilage zum 85. Blatte des Berliner „Gesellschafter"), vom 29. Mai 1822, folgende Erklärung:

„Mit Bedauern habe ich erfahren, daß zwei Aufsätze von mir, überschrieben: „Briefe aus Berlin" (in Nr. 6, 7, 16 ꝛc. des zum „Rheinisch-Westf. Anzeiger" gehörigen „Kunst- und Wissenschaftsblattes") auf eine Art ausgelegt worden,

Der Ernſthafte iſt der Dichter Baron von Maltitz. Aber rathen Sie mal, wer dieſe determinierte Figur iſt, die am Kamine ſteht? Das iſt Ihr Antagoniſt Hartmann vom Rheine; hart und ein Mann, und zwar aus einem einzigen Eiſenguſſe. Aber was kümmern mich alle dieſe Herren, ich habe Hunger. Garçon, la charte! Betrachten Sie mal dieſe Menge herrlicher Gerichte. Wie die Namen derſelben melodiſch und ſchmelzend klingen, as music on the waters! Es ſind geheime Zauberformeln, die uns das Geiſterreich aufſchließen. Und Champagner da-

---

die dem Herrn Baron von Schilling verletzend erſcheinen muß; da es nie meine Abſicht war ihn zu kränken, ſo erkläre ich hiermit, daß es mir herzlich leid iſt, wenn ich zufälligerweiſe dazu Anlaß gegeben hätte; daß ich alles dahin Gehörige zurücknehme, und daß es bloß der Zufall war, wodurch jetzt einige Worte auf den Herrn Baron von Schilling bezogen werden konnten, die ihn nie hätten treffen können, wenn eine Stelle in jenem Briefe gedruckt worden wäre, die aus Delikateſſe unterdrückt werden mußte. Dieſes kann der geehrte Redakteur jener Zeitſchrift bezeugen, und ich fühle mich verpflichtet, durch dieſes freimüthige Bekenntnis der Wahrheit allen Stoff zu Mißverſtändnis und öffentlichem Federkriege fortzuräumen.

Berlin, den 3. Mai 1822.

„Heinrich Heine."

Der Herausgeber.

bei! Erlauben Sie, daſs ich eine Thräne der Rührung weine. Doch Sie, Gefühlloſer, haben gar keinen Sinn für alle dieſe Herrlichkeit, und wollen Neuigkeiten, armſelige Stadtneuigkeiten. Sie ſollen befriedigt werden. Mein lieber Herr Gans, was giebt es Neues? Er ſchüttelt das graue ehrwürdige Haupt und zuckt mit den Achſeln. Wir wollen uns an das kleine rothbäckige Männlein wenden; der Kerl hat immer die Taſchen voll Neuigkeiten, und wenn er mal anfängt zu erzählen, ſo geht's wie ein Mühlrad. Was giebt's Neues, mein lieber Herr Kammermuſikus?

Gar Nichts. Die neue Oper von Hellwig: „Die Bergknappen", ſoll nicht ſehr angeſprochen haben. Spontini komponiert jetzt eine Oper, wozu ihm Koreff den Text geſchrieben. Er ſoll aus der preuſſiſchen Geſchichte ſein. Auch erhalten wir bald Koreff's „Aucaſſin und Nicolette", wozu Schneider die Muſik ſetzt. Letztere wird erſt noch etwas zuſammengeſtrichen. Nach Karneval erwartet man auch Bernhard Klein's „Dido", eine heroiſche Oper. Die Bohrer und Boucher haben wieder Koncerte angekündigt. Wenn der „Freiſchütz" gegeben wird, iſt es noch immer ſchwer Billette zu erhalten. Der Baſſiſt Fiſcher iſt hier, wird nicht auftreten, ſingt aber viel in Geſellſchaften. Graf Brühl iſt noch immer ſehr krank; er

hat sich das Schlüsselbein zerbrochen. Wir fürchteten schon, ihn zu verlieren, und noch so ein Theater-intendant, der Enthusiast ist für deutsche Kunst und Art, wäre nicht leicht zu finden gewesen. Der Tänzer Antonini war hier, verlangte 100 Louisd'or für jeden Abend, welche ihm aber nicht bewilligt wurden. Adam Müller, der Politiker, war ebenfalls hier; auch der Tragödienverfertiger Houwald. Madame Woltmann ist wahrscheinlich noch hier; sie schreibt Memoiren. An den Reliefs zu Blücher's und Scharnhorst's Statuen wird bei Rauch immer noch gearbeitet. Die Opern, die im Karneval gegeben werden, stehn in der Zeitung verzeichnet. Doktor Kuhn's Tragödie: „Die Damascener" wird noch diesen Winter gegeben. Wach ist mit einem Altarblatt beschäftigt, das unser König der Siegeskirche in Moskau schenken wird. Die Stich ist längst aus den Wochen und wird morgen wieder in „Romeo und Julie" auftreten. Die Caroline Fouqué hat einen Roman in Briefen herausgegeben, wozu sie die Briefe des Helden und der Prinz Karl von Mecklenburg die der Dame schrieb. Der Staatskanzler erholt sich von seiner Krankheit. Ruft behandelt ihn. Doktor Bopp ist hier angestellt als Professor der orientalischen Sprachen, und hat vor einem großen Auditorium seine erste Vorlesung über das Sanskrit

gehalten. Vom Brockhausischen Konversationblatte werden hier noch dann und wann Blätter konfisciert. Von Görres' neuester Schrift: „In Sachen der Rheinlande ꝛc. ꝛc." spricht man gar Nichts; man hat fast keine Notiz davon genommen. Der Junge, der seine Mutter mit dem Hammer todtgeschlagen hat, war wahnsinnig. Die mystischen Umtriebe in Hinterpommern machen großes Aufsehen. Hoffmann giebt jetzt bei Willmanns in Frankfurt, unter dem Titel: „Der Floh", einen Roman heraus, der sehr viele politische Sticheleien enthalten soll. Professor Gubitz beschäftigt sich noch immer mit Übersetzungen aus dem Neugriechischen, und schneidet jetzt Vignetten zu dem „Feldzug Suwarow's gegen die Türken", ein Werk, welches der Kaiser Alexander als Volksbuch für die Russen drucken lässt. Bei Christiani hat C. L. Blum eben herausgegeben: „Klagelieder der Griechen", die viel Poesie enthalten. Der Künstlerverein in der Akademie ist sehr glänzend ausgefallen, und die Einnahme zu einem wohlthätigen Zwecke verwendet worden. Der Hofschauspieler Walter aus Karlsruhe ist eben angekommen, und wird in „Staberle's Reiseabenteuer" auftreten. Die Neumann soll im März wieder herkommen, und die Stich alsdann auf Reisen gehen. Julius von Voß hat wieder ein Stück geschrieben: ‚Der neue Markt." Sein Lust-

spiel: „Quintin Messys“ wird nächste Woche gegeben. Heinrich von Kleist's: „Prinz von Homburg“ wird nicht gegeben werden. An Grillparzer ist das Manuskript seiner Trilogie: „Die Argonauten“, welches er unserer Intendanz geschickt hatte, wieder zurück gesandt worden. Markör, ein Glas Wasser! Nicht wahr, der Kammermusikus Der weiß Neuigkeiten! An Den wollen wir uns halten. Er soll Westfalen mit Neuigkeiten versorgen, und was er nicht weiß, Das braucht auch Westfalen nicht zu wissen. Er gehört zu keiner Partei, zu keiner Schule, ist weder ein Liberaler, noch ein Romantiker, und wenn er etwas Mediſantes sagt, so ist er so unschuldig dabei wie das unglückselige Rohr, dem der Wind die Worte entlockte: „König Midas hat Eselsohren!“]

Zweiter Brief.

Berlin, den 16. März 1822.*)

[Ihr sehr werthes Schreiben vom 2. Februar habe ich richtig erhalten, und ersah daraus mit Vergnügen, daſs mein erster Brief Ihren Beifall hat. Ihr leise angedeuteter Wunsch, bestimmte Persönlichkeiten nicht zu sehr hervortreten zu lassen, soll in etwa erfüllt werden. Es ist wahr, man kann mich leicht misverstehen. Die Leute betrachten nicht das Gemälde, das ich leicht hinskizziere, sondern die Figürchen, die ich hineingezeichnet, um es zu beleben, und glauben vielleicht gar, daſs es mir um diese Figürchen besonders zu thun war. Aber man kann auch Gemälde ohne Figuren malen, so wie

*) Ein Theil dieses Briefes ist bei dem späteren Abdruck im zweiten Bande der „Reisebilder", 1. Aufl., vom 1. März 1822 datiert.

Der Herausgeber.

man Suppe ohne Salz essen kann. Man kann verblümt sprechen, wie unsere Zeitungsschreiber. Wenn Sie von einer großen norddeutschen Macht reden, so weiß Jeder, daß Sie Preußen meinen. Das finde ich lächerlich. Es kommt mir vor, als wenn die Masken im Redoutensaale ohne Gesichtslarven herumgingen. Wenn ich von einem großen norddeutschen Juristen spreche, der das schwarze Haar so lang als möglich von der Schulter herabwallen lässt, mit frommen Liebesaugen gen Himmel schaut, einem Christusbilde ähnlich sehen möchte, übrigens einen französischen Namen trägt, von französischer Abstammung ist, und doch gar gewaltig deutsch thut, so wissen die Leute, wen ich meine. Ich werde Alles bei seinem Namen nennen; ich denke darüber wie Boileau. Ich werde auch manche Persönlichkeit schildern; ich kümmre mich wenig um den Tadel jener Leutchen, die sich im Lehnstuhle der Konvenienz-Korrespondenz behaglich schaukeln, und jederzeit liebreich ermahnen: „Lobt uns, aber sagt nicht, wie wir aussehn."

Ich habe es längst gewusst, daſs eine Stadt wie ein junges Mädchen ist, und ihr holdes Angesicht gern wieder sieht im Spiegel fremder Korrespondenz. Aber ich hätte nie gedacht, daſs Berlin bei einem solchen Bespiegeln sich wie ein altes Weib,

wie eine echte Klatschliese gebärden würde. Ich machte bei dieser Gelegenheit die Bemerkung: Berlin ist ein großes Krähwinkel.

Ich bin heute sehr verdrießlich, mürrisch, ärgerlich, reizbar; der Misſmuth hat der Phantasie den Hemmschuh angelegt, und sämmtliche Witze tragen schwarze Trauerflöre. Glauben Sie nicht, daſs etwa eine Weiberuntreue die Ursache sei. Ich liebe die Weiber noch immer; als ich in Göttingen von allem weiblichen Umgange abgeschlossen war, schaffte ich mir wenigstens eine Katze an; aber weibliche Untreue könnte nur noch auf meine Lachmuskeln wirken. Glauben Sie nicht, daſs etwa meine Eitelkeit schmerzlich beleidigt worden sei; die Zeit ist vorbei, wo ich des Abends meine Haare mühsam in Papillotten zu drehen pflegte, einen Spiegel beständig in der Tasche trug, und mich 25 Stunden des Tages mit dem Knüpfen der Halsbinde beschäftigte. Denken Sie auch nicht, daſs vielleicht Glaubensskrupel mein zartes Gemüth quälend beunruhigten; ich glaube jetzt nur noch an den pythagoräischen Lehrsatz und ans königl. preuſs. Landrecht. Nein, eine weit vernünftigere Ursache bewirkt meine Betrübnis: mein köstlichster Freund, der Liebenswürdigste der Sterblichen, Eugen von B., ist vorgestern abgereist! Das war der einzigste Mensch, in dessen Gesellschaft ich mich nicht

langweilte, der Einzige, dessen originelle Witze mich zur Lebenslustigkeit aufzuheitern vermochten, und in dessen süßen, edeln Gesichtszügen ich deutlich sehen konnte, wie einst meine Seele aussah, als ich noch ein schönes reines Blumenleben führte und mich noch nicht befleckt hatte mit dem Hass und mit der Lüge.

Doch Schmerz bei Seite; ich muss jetzt davon sprechen, was die Leute singen und sagen bei uns an der Spree. Was sie klüngeln und was sie züngeln, was sie kichern und was sie klatschen, Alles sollen Sie hören, mein Lieber.

Boucher, der längst sein aller — aller — allerletztes Koncert gegeben, und jetzt vielleicht Warschau oder Petersburg mit seinen Kunststücken auf der Violine entzückt, hat wirklich Recht, wenn er Berlin la capitale de la musique nennt. Es ist hier den ganzen Winter hindurch ein Singen und Klingen gewesen, dass Einem fast Hören und Sehen vergeht. Ein Koncert trat dem andern auf die Ferse.

Wer nennt die Fiedler, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammenkamen?

— — — — — — — — —

Selbst von Hispanien kamen sie,
Und spielten auf dem Schaugerüste
Gar manche schlechte Melodie.

Der Spanier war Escudero, ein Schüler Baillot's, ein wackerer Violinspieler, jung, blühend, hübsch, und dennoch kein Protegé der Damen. Ein ominöses Gerücht ging ihm voran, als habe das italiänische Messer ihn unfähig gemacht, dem schönen Geschlechte gefährlich zu sein. Ich will Sie nicht ermüden mit dem Aufzählen aller jener musikalischen Abendunterhaltungen, die uns diesen Winter entzückten und langweilten. Ich will nur erwähnen, daſs das Koncert der Seidler drückend voll war, und daſs wir jetzt auf Drouet's Koncert gespannt sind, weil der junge Mendelssohn darin zum ersten Male öffentlich spielen wird. —]

Haben Sie noch nicht Maria von Weber's „Freischütz" gehört? Nein? Unglücklicher Mann! Aber haben Sie nicht wenigstens aus dieser Oper das „Lied der Brautjungfern" oder [kurzweg] den „Jungfernkranz" gehört? Nein? Glücklicher Mann!

Wenn Sie vom Hallischen nach dem Oranienburger Thore, und vom Brandenburger nach dem Königsthore, ja selbst wenn Sie vom Unterbaum nach dem Köpnicker Thore gehen, hören Sie jetzt immer und ewig dieselbe Melodie, das Lied aller Lieder: den „Jungfernkranz".

Wie man in der Goethe'schen Elegien den armen Britten von dem „Marlborough s'en va-t-en

guerre“ durch alle Länder verfolgt sieht, so werde auch ich von Morgens früh bis spät in die Nacht verfolgt durch das Lied:

Wir winden dir den Jungfernkranz
Mit veilchenblauer Seide;
Wir führen dich zu Spiel und Tanz,
Zu Lust und Hochzeitfreude.

Chor:

Schöner, schöner, schöner grüner Jungfernkranz,
Mit veilchenblauer Seide, mit veilchenblauer Seide!

Lavendel, Myrt' und Thymian,
Das wächst in meinem Garten.
Wie lange bleibt der Freiersmann?
Ich kann ihn kaum erwarten!

Chor:

Schöner, schöner, schöner u. s. w.

Bin ich mit noch so guter Laune des Morgens aufgestanden, so wird doch gleich alle meine Heiterkeit fortgeärgert, wenn schon früh die Schuljugend, den „Jungfernkranz“ zwitschernd, bei meinem Fenster vorbeizieht. Es dauert keine Stunde, und die Tochter meiner Wirthin steht auf mit ihrem „Jungfernkranz“.

Ich höre meinen Barbier den „Jungfernkranz“ die Treppe heraufsingen. Die kleine Wäscherin kommt „mit Lavendel, Myrt' und Thymian“. So geht's fort. Mein Kopf dröhnt. Ich kann's nicht aushalten, eile aus dem Hause, und werfe mich mit meinem Ärger in eine Droschke. Gut, daſs ich durch das Rädergerassel nicht singen höre. Bei ***li steig' ich ab. Ist's Fräulein zu sprechen? Der Diener läuft. „Ja.“ Die Thüre fliegt auf. Die Holde sitzt am Pianoforte, und empfängt mich mit einem süßen:

„Wo bleibt der schmucke Freiersmann?
Ich kann ihn kaum erwarten.“ —

Sie singen wie ein Engel! ruf' ich mit krampfhafter Freundlichkeit. „Ich will noch mal von vorne anfangen“, lispelt die Gütige, und sie windet wieder ihren „Jungfernkranz“, und windet, und windet, bis ich selbst vor unsäglichen Qualen wie ein Wurm mich winde, bis ich vor Seelenangst ausrufe: „Hilf, Samiel!“

Sie müssen wissen, so heißt der böse Feind im „Freischützen“; der Jäger Kaspar, der sich ihm ergeben hat, ruft in jeder Noth: „Hilf, Samiel!“ Es wurde hier Mode, in komischer Bedrängnis diesen Ausruf zu gebrauchen, und Boucher, der sich den Sokrates der Violinisten nennt, hat einst sogar im

Koncerte, als ihm eine Violinſeite ſprang, laut ausgerufen: Hilf, Samiel!"

Und Samiel hilft. Die beſtürzte Donna hält plötzlich ein mit dem rädernden Geſange, und liſpelt: ‚Was fehlt Ihnen?" Es iſt pures Entzücken, ächze ich mit forciertem Lächeln. „Sie ſind krank", liſpelt ſie, „gehen Sie nach dem Thiergarten, genießen Sie das ſchene Wetter und beſchauen ſie die ſchene Welt." Ich greife nach Hut und Stock, küſſe der Gnädigen die gnädige Hand, werfe ihr noch einen ſchmachtenden Paſſionsblick zu, ſtürze zur Thür hinaus, ſteige wieder in die erſte, beſte Droſchke, und rolle nach dem Brandenburger Thore. Ich ſteige aus, und laufe hinein in den Thiergarten.

Ich rathe Ihnen, wenn Sie mal her kommen, ſo verſäumen Sie nicht, an ſolchen ſchönen Vorfrühlingstagen um dieſe Zeit, um halb Eins, in den Thiergarten zu gehen.

Gehen Sie links hinein, und eilen Sie nach der Gegend, wo unſerer ſeligen Luiſe von den Einwohnerinnen des Thiergartens ein kleines, einfaches Monument geſetzt iſt. Dort pflegt unſer König oft ſpazieren zu gehen. Es iſt eine ſchöne, edle, ehrfurchtgebietende Geſtalt, die allen äußern Prunk verſchmäht. Er trägt faſt immer einen ſcheinlos grauen Mantel, und einem Tölpel habe ich weisgemacht, der König

müſſe ſich oft mit dieſer Kleidung etwas behelfen, weil ſein Garderobemeiſter außer Landes wohnt und nur ſelten nach Berlin kömmt. Die ſchönen Königskinder ſieht man ebenfalls zu dieſer Zeit im Thiergarten, ſo wie auch den ganzen Hof und die allernobelſte Nobleſſe. Die fremdartigen Geſichter ſind Familien auswärtiger Geſandten. Ein oder zwei Livréebediente folgen den edlen Damen in einiger Entfernung. Officiere auf den ſchönſten Pferden galoppieren vorbei. Ich habe ſelten ſchönere Pferde geſehen, als hier in Berlin. Ich weide meine Augen an dem Anblick der herrlichen Reitergeſtalten. Die Prinzen unſeres Hauſes ſind darunter. Welch ein ſchönes, kräftiges Fürſtengeſchlecht! An dieſem Stamme iſt kein mißgeſtalteter, verwahrloſter Aſt. In freudiger Lebensfülle, Muth und Hoheit auf den edlen Geſichtern, reiten dort die zwei ältern Königsſöhne vorbei. Jene ſchöne jugendliche Geſtalt, mit frommen Geſichtszügen und liebeklaren Augen, iſt der dritte Sohn des Königs, Prinz Karl. Aber jenes leuchtende, majeſtätiſche Frauenbild, das mit einem buntglänzenden Gefolge auf hohem Roſſe vorbeifliegt, Das iſt unſre — Alexandrine. Im braunen, feſt anliegenden Reitkleide, ein runder Hut mit Federn auf dem Haupte, und eine Gerte in der Hand, gleicht ſie jenen ritterlichen Frauengeſtalten,

die uns aus dem Zauberspiegel alter Märchen so lieblich entgegenleuchten, und wovon wir nicht entscheiden können, ob sie Heiligenbilder sind oder Amazonen. Ich glaube, der Anblick dieser reinen Züge hat mich besser gemacht; andächtige Gefühle durchschauern mich, ich höre Engelstimmen, unsichtbare Friedenspalmen fächeln, in meine Seele steigt ein großer Hymnus — da erklirren plötzlich schnarrende Harfensaiten, und eine Alteweiberstimme quäkt: „Wir winden dir den Jungfernkranz u. s. w.“

Und nun den ganzen Tag verläßt mich nicht das vermaledeite Lied. Die schönsten Momente verbittert es mir. Sogar wenn ich bei Tische sitze, wird es mir vom Sänger Heinsius als Dessert vorgedudelt. Den ganzen Nachmittag werde ich mit „veilchenblauer Seide“ gewürgt. Dort wird der „Jungfernkranz“ von einem Lahmen abgeorgelt, hier wird er von einem Blinden heruntergefiedelt. Am Abend geht der Spuk erst recht los. Das ist ein Flöten und ein Gröhlen und ein Fistulieren und ein Gurgeln, und immer die alte Melodie. Das Kasparlied und der Jägerchor wird wohl dann und wann von einem illuminierten Studenten oder Fähndrich zur Abwechselung in das Gesumme hineingebrüllt, aber der „Jungfernkranz“ ist permanent; wenn der Eine ihn beendigt hat, fängt ihn der Andre wieder von

vorn an; aus allen Häusern klingt er mir entgegen; Jeder pfeift ihn mit eigenen Variationen; ja, ich glaube fast, die Hunde auf der Straße bellen ihn.

Wie ein zu Tode gehetzter Rehbock lege ich Abends mein Haupt auf den Schoß der schönsten Borussin; sie streichelt mir zärtlich das borstige Haar, lispelt mir ins Ohr: „Ich liebe dir, und deine Lawise wird dich noch immer jut sind", und sie streichelt und hätschelt so lange, bis sie glaubt, daſs ich am Einschlummern sei, und sie ergreift leise die „Katharre" und spielt und singt die „Kravatte" aus Tankred: „Nach so viel' Leiden", und ich ruhe aus nach so viel Leiden, und liebe Bilder und Töne umgaukeln mich, — da weckt's mich wieder gewaltsam aus meinen Träumen, und die Unglückselige singt: „Wir winden dir den Jungfernkranz —"

In wahnsinniger Verzweiflung reiße ich mich los aus der lieblichsten Umarmung, eile die enge Treppe hinunter, fliege wie ein Sturmwind nach Hause, werfe mich knirschend ins Bett, höre noch die alte Köchin mit ihrem Jungfernkranze herumtrippeln, und hülle mich tiefer in die Decke.

[Sie begreifen jetzt, mein Lieber, warum ich Sie einen glücklichen Mann nannte, wenn Sie jenes Lied noch nicht gehört haben. Doch glauben Sie nicht, daſs die Melodie desselben wirklich schlecht sei. Im

Gegentheil, sie hat eben durch ihre Vortrefflichkeit jene Popularität erlangt. Mais toujours perdrix! Sie verstehen mich. Der ganze „Freischütz" ist vortrefflich, und verdient gewiss jenes Interesse, womit er jetzt in ganz Deutschland aufgenommen wird. Hier ist er jetzt vielleicht schon zum dreißigsten Male gegeben, und noch immer wird es erstaunlich schwer, zu einer Vorstellung desselben gute Billette zu bekommen. In Wien, Dresden, Hamburg macht er ebenfalls Furore. Dieses beweist hinlänglich, dass man Unrecht hatte, zu glauben: als ob diese Oper hier nur durch die antispontinische Partei gehoben worden sei. Antispontinische Partei? Ich sehe, der Ausdruck befremdet Sie. Glauben Sie nicht, diese sei eine politische. Der heftige Parteikampf von Liberalen und Ultras, wie wir ihn in andern Hauptstädten sehen, kann bei uns nicht zum Durchbruch kommen, weil die königliche Macht, kräftig und parteilos schlichtend, in der Mitte steht. Aber dafür sehen wir in Berlin oft einen ergötzlicheren Parteikampf, den in der Musik. Wären Sie Ende des vorigen Sommers hier gewesen, hätten Sie es sich in der Gegenwart veranschaulichen können, wie einst in Paris der Streit der Gluckisten und Piccinisten ungefähr ausgesehen haben mag. — Aber ich sehe, ich muss hier etwas ausführlicher von der hiesigen Oper sprechen; erstens,

weil sie doch in Berlin ein Hauptgegenstand der Unterhaltung ist, und zweitens, weil Sie ohne nachfolgende Bemerkungen den Geist mancher Notizen gar nicht fassen können. Von unsern Sängerinnen und Sängern will ich hier gar nicht sprechen. Ihre Apologien sind stereotyp in allen Berliner Korrespondenzartikeln und Zeitungsrecensionen; täglich liest man: die Milder-Hauptmann ist unübertrefflich, die Schulz ist vortrefflich, und die Seidler ist trefflich. Genug, es ist unbestritten, dass man die Oper hier auf eine erstaunliche Kunsthöhe gebracht hat, und dass sie keiner andern deutschen Oper nachzustehen braucht. Ob Dieses durch die emsige Wirksamkeit des verstorbenen Weber's geschehen ist, oder ob Ritter Spontini, nach dem Ausspruch seiner Anhänger, wie mit dem Schlag einer Zauberruthe alle diese Herrlichkeit ins Leben hervorgerufen habe, wage ich sehr zu bezweifeln. Ich wage sogar zu glauben, dass die Leitung des großen Ritters auf einige Theile der Oper höchst nachtheilig gewirkt habe. Aber ich behaupte durchaus, dass seit der völligen Trennung der Oper vom Schauspiele und Spontini's unumschränkter Beherrschung derselben diese täglich mehr und mehr Schaden erleiden muss durch die natürliche Vorliebe des großen Ritters für seine eignen großen Produkte und die Produkte verwandter oder

befreundeter Genies, und durch seine eben so natürliche Abneigung gegen die Musik solcher Komponisten, deren Geist den seinigen nicht anspricht oder dem seinigen nicht huldigt, oder gar — horribile dictu — mit dem seinigen wetteifert.

Ich bin zu sehr Laie im Gebiete der Tonkunst, als daſs ich mein eignes Urtheil über den Werth der spontinischen Kompositionen aussprechen dürfte, und Alles, was ich hier sage, sind bloß fremde Stimmen, die im Gewoge des Tagesgesprächs besonders hörbar sind.

„Spontini ist der größte aller lebenden Komponisten. Er ist ein musikalischer Michel Angelo. Er hat in der Musik neue Bahnen gebrochen. Er hat ausgeführt, was Gluck nur geahnet. Er ist ein großer Mann, er ist ein Genie, er ist ein Gott!“ So spricht die spontinische Partei, und die Wände der Palläste schallen wieder von dem unmäßigen Lobe. — Sie müssen nämlich wissen, es ist die Noblesse, die besonders von Spontini's Musik angesprochen wird und Demselben ausgezeichnete Zeichen ihrer Gunst angedeihen läſst. An diese edlen Gönner lehnt sich die wirkliche spontinische Partei, die natürlicher Weise aus einer Menge Menschen besteht, die dem vornehmen und legitimen Geschmacke blindlings huldigt, aus einer Menge Enthusiasten für das Aus-

ländische, aus einigen Komponisten, die ihre Musik gern auf die Bühne brächten, und endlich aus einer Handvoll wirklicher Verehrer.

Woraus ein Theil der Gegenpartei besteht, ist wohl leicht zu errathen. Viele sind auch dem guten Ritter gram, weil er ein Welscher ist. Andre, weil sie ihn beneiden. Wieder Andre, weil seine Musik nicht deutsch ist. Aber endlich der größte Theil sieht in seiner Musik nur Pauken- und Trompetenspektakel, schallenden Bombast und gespreizte Unnatur. Hierzu kam noch der Unwille Vieler —

Jetzt, mein Lieber, können Sie sich den Lärm erklären, der diesen Sommer ganz Berlin erfüllte, als Spontini's „Olympia" auf unsrer Bühne zuerst erschien. Haben Sie die Musik dieser Oper nicht in Hamm hören können? An Pauken und Posaunen war kein Mangel, so dass ein Witzling den Vorschlag machte, im neuen Schauspielhause die Haltbarkeit der Mauern durch die Musik dieser Oper zu probieren. Ein anderer Witzling kam eben aus der brausenden „Olympia", hörte auf der Straße den Zapfenstreich trommeln, und rief, Athem schöpfend: „Endlich hört man doch sanfte Musik!" Ganz Berlin witzelte über die vielen Posaunen und über den großen Elephanten in den Prachtaufzügen dieser Oper.

Die Tauben aber waren ganz entzückt von so vieler Herrlichkeit, und versicherten, das sie diese schöne dicke Musik mit den Händen fühlen konnten. Die Enthusiasten aber riefen: „Hosianna! Spontini ist selbst ein musikalischer Elephant! Er ist ein Posaunenengel!“

Kurz darauf kam Karl Maria von Weber nach Berlin, sein „Freischütz“ wurde im neuen Theater aufgeführt und entzückte das Publikum. Jetzt hatte die antispontinische Partei einen festen Punkt, und am Abend der ersten Vorstellung seiner Oper wurde Weber aufs herrlichste gefeiert. In einem recht schönen Gedichte, das den Doktor Förster zum Verfasser hatte, hieß es vom Freischützen: „er jage nach edlerm Wilde, als nach Elephanten.“ Weber ließ sich über diesen Ausdruck den andern Tag im Intelligenzblatte sehr kläglich vernehmen, und kajolierte Spontini und blamierte den armen Förster, der es doch so gut gemeint hatte. Weber hegte damals die Hoffnung, hier bei der Oper angestellt zu werden, und würde sich nicht so unmäßig bescheiden gebärdet haben, wenn ihm schon damals alle Hoffnung des Hierbleibens abgeschnitten gewesen wäre. Weber verließ uns nach der dritten Vorstellung seiner Oper, reiste nach Dresden zurück, erhielt dort einen glänzenden Ruf nach Kassel, wies ihn zurück, dirigierte

wieder vor wie nach die Dresdner Oper, wird dort einem guten General ohne Soldaten verglichen, und ist jetzt nach Wien gereist, wo eine neue komische Oper von ihm gegeben werden soll. — Über den Werth des Textes und der Musik des Freischützen verweise ich Sie auf die große Recension desselben vom Professor Gubitz im „Gesellschafter". Dieser geistreiche und scharfsinnige Kritiker hat das Verdienst, daß er der Erste war, der die romantischen Schönheiten dieser Oper ausführlich entwickelte und ihre großen Triumphe am bestimmtesten vorausſagte.

Weber's Äußere ist nicht sehr ansprechend. Kleine Statur, ein schlechtes Untergestell und ein langes Gesicht ohne sonderlich angenehme Züge. Aber auf diesem Gesichte liegt ganz verbreitet der sinnige Ernst, die bestimmte Sicherheit und das ruhige Wollen, das uns so bedeutsam anzieht in den Gesichtern altdeutscher Meister. Wie kontrastiert dagegen das Äußere Spontini's! Die hohe Gestalt, das tiefliegende dunkle Flammenauge, die pechschwarzen Locken, von welchen die gefurchte Stirne zur Hälfte bedeckt wird, der halb wehmüthige, halb stolze Zug um die Lippen; die brütende Wildheit dieses gelblichen Gesichtes, worin alle Leidenschaften getobt haben und noch toben, der ganze Kopf, der einem Kalabresen zu gehören scheint, und der dennoch schön und edel

genannt werden muſs: — Alles läſst uns gleich den Mann erkennen, aus deſſen Geiſte die „Veſtalin", „Cortez" und „Olympia" hervorgingen.

Von den hieſigen Komponiſten erwähne ich gleich nach Spontini unſern Bernhard Klein, der ſich ſchon längſt durch einige ſchöne Kompoſitionen rühmlichſt bekannt gemacht hat, und deſſen große Oper „Dido" vom ganzen Publikum mit Sehnſucht erwartet wird. Dieſe Oper ſoll, nach dem Ausſpruche aller Kenner, denen der Komponiſt Einiges daraus mittheilte, die wunderbarſten Schönheiten enthalten und ein geniales deutſches Nationalwerk ſein. Klein's Muſik iſt ganz originell. Sie iſt ganz verſchieden von der Muſik der oben beſprochenen zwei Meiſter, ſowie neben den Geſichtern Derſelben das heitere, angenehme, lebensluſtige Geſicht des gemüthlichen Rheinländers einen auffallenden Kontraſt bildet. Klein iſt ein Kölner und kann als der Stolz ſeiner Vaterſtadt betrachtet werden.

G. A. Schneider darf ich hier nicht übergehn. Nicht als ob ich ihn für einen ſo großen Komponiſten hielte, ſondern weil er als Komponiſt von Koreff's „Aucaſſin und Nicolette" vom 26. Februar bis auf dieſe Stunde ein Gegenſtand des öffentlichen Geſprächs war. Wenigſtens acht Tage lang hörte man von Nichts ſprechen, als von Koreff und Schneider,

und Schneider und Koreff. Hier standen geniale Dilettanten und rissen die Musik herunter; dort stand ein Haufen schlechter Poeten und schulmeisterte den Text. Was mich betrifft, so amüsierte mich diese Oper ganz außerordentlich. Mich erheiterte das bunte Märchen, das der kunstbegabte Dichter so lieblich und kindlich schlicht entfaltete, mich ergötzte der anmuthige Kontrast vom ernsten Abendlande und dem heitern Orient, und wie die verwunderlichsten Bilder in loser Verknüpfung abenteuerlich dahingaukelten, regte sich in mir der Geist der blühenden Romantik*). — Es ist immer ein ungeheurer Spektakel in Berlin, wenn eine neue Oper gegeben wird, und hier kam noch der Umstand hinzu, daſs der Musikdirektor Schneider und der Geheimrath Ritter Koreff so allgemein bekannt sind. Letztern verlieren wir bald, da er sich schon längst zu einer groſsen Reise ins Ausland vorberettet. Das ist ein Verlust für unsere Stadt, da dieser Mann sich auszeichnet durch gesellige Tugenden, angenehme Persönlichkeit und Groſsartigkeit der Gesinnung.

Was man in Berlin singt, Das wissen Sie jetzt, und ich komme zur Frage: Was spricht man

*) Vergl. das Sonett an J. F. Koreff, Band XV. Der Herausgeber.

in Berlin? — Ich habe vorsätzlich erst vom Singen gesprochen, da ich überzeugt bin, daſs die Menschen erst gesungen haben, ehe sie sprechen lernten, so wie die metrische Sprache der Prosa voranging. Wirklich, ich glaube, daſs Adam und Eva sich in schmelzenden Adagios Liebeserklärungen machten und in Recitativen ausschimpften. Ob Adam auch zu letztern den Takt schlug? Wahrscheinlich. Dieses Taktschlagen ist bei unserm Berliner Pöbel durch Tradition noch geblieben, obschon das Singen dabei außer Gebrauch kam. Wie die Kanarienvögel zwitscherten unsere Ureltern in den Thälern Kaschemir's. Wie haben wir uns ausgebildet! Ob die Vögel einst ebenfalls zum Sprechen gelangen werden? Die Hunde und die Schweine sind auf gutem Wege; ihr Bellen und Grunzen ist ein Übergang vom Singen zum ordentlichen Sprechen. Erstere werden reden die Sprache von Oc, die andern die Sprache von Oui. Die Bären sind gegen uns übrige Deutsche in der Kultur noch sehr zurückgeblieben, und obschon sie in der Tanzkunst mit uns wetteifern, so ist ihr Brummen, wenn wir es mit andern deutschen Mundarten vergleichen, durchaus noch keine Sprache zu nennen. Die Esel und die Schafe hatten es einst schon bis zum Sprechen gebracht, hatten ihre klassische Literatur, hielten vortreffliche Reden über die reine

Eselhaftigkeit im geschlossenen Hammelthume, über die Idee eines Schafskopfs und über die Herrlichkeit des Altböckischen. Aber wie es nach dem Kreislauf der Dinge zu geschehen pflegt, sie sind in der Kultur wieder so tief gesunken, daſs sie ihre Sprache verloren, und bloß das gemüthliche „I-A" und das kindlich fromme „Bäh" behielten.

Wie komme ich aber vom I-A der Langohrigen und vom Bäh der Dickwolligen zu den Werken von Sir Walter Scott? Denn von Diesen muſs ich jetzt sprechen, weil ganz Berlin davon spricht, weil sie der „Jungfernkranz" der Lesewelt sind, weil man sie überall liest, bewundert, bekrittelt, herunterreißt und wieder liest. Von der Gräfin bis zum Nähmädchen, vom Grafen bis zum Laufjungen liest Alles die Romane des großen Schotten; besonders unsre gefühlvollen Damen. Diese legen sich nieder mit „Waverley", stehen auf mit „Robin dem Rothen", und haben den ganzen Tag den „Zwerg" in den Fingern. Der Roman „Kenilworth" hat gar besonders Furore gemacht. Da hier sehr Wenige mit vollkommener Kenntnis des Englischen gesegnet sind, so muſs sich der größte Theil unserer Lesewelt mit französischen und deutschen Übersetzungen behelfen. Daran fehlt es auch nicht. Von dem letzten Scott'schen Roman: „Der Pirat" sind vier Übersetzungen

auf einmal angekündigt. Zwei davon kommen hier heraus; die der Frau von Montenglant bei Schlesinger, und die des Doktor Spieker bei Duncker und Humblot. Die dritte Übersetzung ist die von Lotz in Hamburg, und die vierte wird in der Taschenausgabe der Gebr. Schumann in Zwickau enthalten sein. Dass es bei solchen Umständen an einiger Reibung nicht fehlen wird, ist vorauszusehen. Frau von Hohenhausen ist jetzt mit der Übersetzung des Scott'schen „Ivanhoe" beschäftigt, und von der trefflichen Übersetzerin Byron's können wir auch eine treffliche Übersetzung Scott's erwarten. Ich glaube sogar, dass diese noch vorzüglicher ausfallen wird, da in dem sanften, für reine Ideale empfänglichen Gemüthe der schönen Frau die frömmig heitern, unverzerrten Gestalten des freundlichen Schotten sich weit klarer abspiegeln werden, als die düstern Höllenbilder des mürrischen, herzkranken Engländers. In keine schönern und zartern Hände konnte die schöne, zarte Rebekka gerathen, und die gefühlvolle Dichterin braucht hier nur mit dem Herzen zu übersetzen.

Auf eine ausgezeichnete Weise wurde Scott's Name kürzlich hier gefeiert. Bei einem Feste war eine glänzende Maskerade, wo die meisten Helden der Scott'schen Romane in ihrer charakteristischen

Äußerlichkeit erschienen. Von dieser Festlichkeit und diesen Bildern sprach man hier wieder acht Tage lang. Besonders trug man sich damit herum, daſs der Sohn von Walter Scott, der sich just hier befindet, als schottischer Hochländer gekleidet und, ganz wie es jenes Kostüm verlangt, nacktbeinig, ohne Hosen, bloß ein Schurz tragend, das bis auf die Mitte der Lenden reichte, bei diesem glänzenden Feste paradierte. Dieser junge Mensch, ein englischer Husarenofficier, wird hier sehr gefeiert und genießt hier den Ruhm seines Vaters. — Wo sind die Söhne Schiller's? Wo sind die Söhne unserer großen Dichter, die, wenn auch nicht ohne Hosen, doch vielleicht ohne Hemd herumgehn? Wo sind unsre großen Dichter selbst? Still, still, Das ist eine partie honteuse.

Ich will nicht ungerecht sein und hier unerwähnt lassen die Verehrung, die man hier dem Namen Goethe zollt, — der deutsche Dichter, von dem man hier am meisten spricht. Aber, Hand aufs Herz, mag das feine, weltkluge Betragen unseres Goethe nicht das Meiste dazu beigetragen haben, daſs seine äußere Stellung so glänzend ist und daſs er in so hohem Maße die Affektion unserer Großen genießt? Fern sei es von mir, den alten Herrn eines kleinlichen Charakters zu zeihen. Goethe ist ein großer

Mann in einem seidnen Rock. Am großartigsten hat er sich noch kürzlich bewiesen gegen seine kunstsinnigen Landsleute, die ihm im edlen Weichbilde Frankfurt's ein Monument setzen wollten, und ganz Deutschland zu Geldbeiträgen aufforderten. Hier wurde über diesen Gegenstand erstaunlich viel diskutiert, und meine Wenigkeit schrieb folgendes mit Beifall beehrte Sonett:

Hört zu, ihr deutschen Männer, Mädchen, Frauen,
Und sammelt Subskribenten unverdrossen;
Die Bürger Frankfurt's haben jetzt beschlossen,
Ein Ehrendenkmal Goethen zu erbauen.

„Zur Meßzeit wird der fremde Krämer schauen," —
So denken sie — „daß wir des Manns Genossen,
Daß unserm Miste solche Blum' entsprossen,
Und blindlings wird man uns im Handel trauen."

O, lasst dem Dichter seine Lorberreiser,
Ihr Handelsherrn! Behaltet euer Geld.
Ein Denkmal hat sich Goethe selbst gesetzt.

Im Windelnschmutz war er euch nah, doch jetzt
Trennt euch von Goethe eine ganze Welt,
Euch, die ein Flüßlein trennt vom Sachsenhäuser!

Der große Mann machte, wie bekannt ist, allen Diskussionen dadurch ein Ende, daß er seinen Lands-

leuten mit der Erklärung, „er sei gar kein Frankfurter", das Frankfurter Bürgerrecht zurückschickte.

Letzteres soll seitdem — um Frankfurtisch zu sprechen — 99 Procent im Werthe gesunken sein, und die Frankfurter Juden haben jetzt bessere Aussicht zu dieser schönen Acquisition. Aber — um wieder Frankfurtisch zu sprechen — stehen die Rothschilde und die Bethmänner nicht längst al pari? Der Kaufmann hat in der ganzen Welt dieselbe Religion. Sein Komptoir ist seine Kirche, sein Schreibpult ist sein Betstuhl, sein Memorial ist seine Bibel, sein Waarenlager ist sein Allerheiligstes, die Börsenglocke ist seine Betglocke, sein Gold ist sein Gott, der Kredit ist sein Glauben.

Ich habe hier Gelegenheit, von zwei Neuigkeiten zu sprechen: erstens von der neuen Börsenhalle, die nach dem Vorbilde der Hamburger eingerichtet ist und vor einigen Wochen eröffnet wurde, und zweitens von dem alten, neu aufgewärmten Projekte der Judenbekehrung. Aber ich übergehe Beides, da ich in der neuen Halle noch nicht war, und die Juden ein gar zu trauriger Gegenstand sind. Ich werde freilich am Ende auf Dieselben zurückkommen müssen, wenn ich von ihrem neuen Kultus spreche, der von Berlin besonders ausgegangen ist. Ich kann es jetzt noch nicht, weil ich es immer versäumt habe, dem

neuen mosaischen Gottesdienste einmal beizuwohnen. Auch über die neue Liturgie, die schon längst in der Domkirche eingeführt und Hauptgegenstand des Stadtgespräches ist, will ich nicht schreiben, weil sonst mein Brief zu einem Buche anschwellen würde. Sie hat eine Menge Gegner. Schleiermacher nennt man als den vorzüglichsten. Ich habe unlängst einer seiner Predigten beigewohnt, wo er mit der Kraft eines Luther's sprach, und wo es nicht an verblümten Ausfällen gegen die Liturgie fehlte. Ich muss gestehen, keine sonderlich gottseligen Gefühle werden durch seine Predigten in mir erregt; aber ich finde mich im bessern Sinne dadurch erbaut, erkräftigt und wie durch Stachelworte aufgegeißelt vom weichen Flaumenbette des schlaffen Indifferentismus. Dieser Mann braucht nur das schwarze Kirchengewand abzuwerfen, und er steht da als Priester der Wahrheit.

Ungemeines Aufsehen erregten die heftigen Ausfälle gegen die hiesige theologische Fakultät in der Anzeige der Schrift: „Gegen die De-Wette'sche Aktensammlung" (in der Vossischen Zeitung) und in der Entgegnung auf die Erklärung der Fakultät (ebendaselbst). Als Verfasser jener Schrift nennt man allgemein Beckendorf. Aus wessen Feder jene Anzeige und Entgegnung geflossen ist, weiß man nicht genau. Einige nennen Kampz, Andere Beckendorf selbst, An-

dere Klindworth, Andere Buchholz, Andere Andere. Die Hand eines gewandten Diplomaten ist in jenen Aufsätzen nicht zu verkennen. Wie man sagt ist Schleiermacher mit einer Entgegnung beschäftigt, und es wird dem gewaltigen Sprecher leicht werden, seinen Antagonisten nieder zu reden. Dass die theologische Fakultät auf solche Angriffe antworten muss, versteht sich von selbst, und das ganze Publikum sieht mit gespannter Erwartung dieser großen Antwort entgegen.

Man ist hier sehr gespannt auf die zwei Supplementbände zum Brockhausischen Konversationslexikon, aus dem sehr natürlichen Grunde, weil sie, laut dem Inhaltsverzeichnisse der Ankündigung, die Biographien einer Menge öffentlicher Charaktere enthalten werden, die, theils in Berlin, theils im Auslande lebend, gewöhnliche Gegenstände der hiesigen Konversation sind. So eben erhalte ich die erste Lieferung von A bis Bomz. (ausgegeben den 1. März 1822), und falle mit Begierde auf die Artikel: Albrecht. (Geh. Kabinettsrath), Alopäus, Altenstein, Ancillon, Prinz August (v. Preußen) ꝛc. ꝛc. Unter den Namen, die unsere dortigen Freunde interessieren möchten, nenne ich: Akkum, Arndt, Begasse, Benzenberg und Beugnot, der brave Franzose, der den Bewohnern des Großherzothums Berg, trotz seiner hasserregenden Stellung, so manche schöne Beweise eines

edeln und großen Charakters gegeben hat, und jetzt in Frankreich so wacker kämpft für Wahrheit und Recht.

Die Maßregeln gegen den Brockhausischen Verlag sind noch immer in Wirksamkeit. Brockhaus war vorigen Sommer hier, und suchte seine Differenzen mit unserer Regierung auszugleichen. Seine Bemühungen müssen fruchtlos gewesen sein. — Brockhaus ist ein Mann von angenehmer Persönlichkeit. Seine äußere Repräsentation, sein scharfblickender Ernst und seine feste Freimüthigkeit lassen in ihm jenen Mann erkennen, der die Wissenschaften und den Meinungskampf nicht mit gewöhnlichen Buchhändleraugen betrachtet.

Die griechischen Angelegenheiten sind hier, wie überall, tüchtig durchgesprochen worden, und das Griechenfeuer ist ziemlich erloschen. Die Jugend zeigte sich am meisten enthusiastisch für Hellas; alte vernünftigere Leute schüttelten die grauen Köpfe. Gar besonders glühten und flammten die Philologen. Es muss den Griechen sehr Viel geholfen haben, dass sie von unsern Tyrtäen auf eine so poetische Weise erinnert wurden an die Tage von Marathon, Salamis und Platäa. Unser Professor Zeune, der, wie der Optikus Amuel bemerkt, nicht allein eine Brille trägt, sondern auch Brillen zu beurtheilen weiß, hatte sich am meisten thätig gezeigt. Der Haupt-

mann Fabeck, der, wie Sie aus öffentlichen Blättern ersehn hatten, von hier aus, ohne viel' Tyrtäische Lieder zu singen, nach Griechenland gereist ist, soll dort ganz erstaunliche Thaten verrichtet haben, und ist, um auf seinen Lorbern zu ruhen, wieder nach Deutschland zurückgekommen.

Es ist jetzt bestimmt, dass das Kleist'sche Schauspiel: „Der Prinz von Homburg, oder die Schlacht bei Fehrbellin" nicht auf unserer Bühne erscheinen wird, und zwar, wie ich höre, weil eine edle Dame glaubt, dass ihr Ahnherr in einer unedeln Gestalt darin erscheine. Dieses Stück ist noch immer ein Erisapfel in unsern ästhetischen Gesellschaften. Was mich betrifft, so stimme ich dafür, dass es gleichsam vom Genius der Poesie selbst geschrieben ist, und dass es mehr Werth hat, als all' jene Farcen und Spektakelstücke und Houwald'sche Rühreier, die man uns täglich auftischt. „Anna Boleyn", die Tragödie des sehr talentvollen Dichters Gehe, der sich jetzt just hier befindet, wird einstudiert. Herr Rellstab hat unserer Intendanz ein Trauerspiel angeboten, das den Titel führen wird: „Karl der Kühne von Burgund." Ob dieses Stück angenommen worden, weiß ich nicht.

Es wurde hier Viel darüber geschwatzt, als man hörte, dass bei Willmans in Frankfurt der neue

Hoffmann'sche Roman: „Meister Floh und seine Gesellen" auf Requisition unserer Regierung konfisciert worden sei. Letztere hatte nämlich erfahren, das fünfte Kapitel dieses Romans persiffliere die Kommission, welche die Untersuchung der demagogischen Umtriebe leitet. Daſs unserer Regierung an solchen Persifflagen Wenig gelegen sei, hatte sie längst bewiesen, da unter ihren Augen hier in Berlin bei Reimer der Jean Paul'sche „Komet" mit Erlaubnis der Censur gedruckt wurde, und, wie Ihnen vielleicht bekannt ist, in der Vorrede zum zweiten Theile dieses Romans die Umtriebe-Untersuchungen aufs heillosesteste lächerlich gemacht werden. Bei unserm Hoffmann mochte man aber höheren Ortes gegründetes Recht gehabt haben, einen ähnlichen Spaß übel zu nehmen. Durch das Zutrauen des Königs war der Kammergerichtsrath Hoffmann selbst Mitglied jener Untersuchungskommission; er wenigstens durfte durch keine unzeitigen Späße das Ansehn derselben zu schwächen suchen, ohne eine tadelhafte Unziemlichkeit zu begehen. Hoffmann ist daher jetzt zur Rechenschaft gezogen worden; „Der Floh" wird aber jetzt mit einigen Abänderungen gedruckt werden. Hoffmann ist jetzt krank und leidet an einem schlimmen Nasenübel. — In meinen nächsten Briefen schreibe ich Ihnen vielleicht mehr über diesen Schriftsteller, den

ich zu sehr liebe und verehre, um schonend von ihm zu sprechen.

Herr von Savigny wird diesen Sommer Institutionen lesen. Die Possenreißer, die vorm Brandenburger Thor ihr Wesen trieben, haben schlechte Geschäfte gemacht und sind längst abgereist. Blondin ist hier, und wird reiten und springen. Der Kopfabschneider Schuhmann erfüllt die Berliner mit Verwunderung und Entsetzen. Aber Bosko, Bosko, Bartolomeo Bosko sollten Sie sehen! Das ist ein echter Schüler Pinetti's! Der kann zerbrochene Uhren noch schneller kurieren, als der Uhrmacher Labinski, Der weiß die Karten zu mischen und Puppen tanzen zu lassen! Schade, dass der Kerl keine Theologie studiert hat. Er ist ein ehemaliger italiänischer Officier, noch sehr jung, männlich, kräftig, trägt anliegende Jacke und Hosen von schwarzem Seidenzeug, und, was die Hauptsache ist, wenn er seine Künste macht, sind seine Arme fast ganz entblößt. Weibliche Augen sollen sich an letztern noch weit mehr als an seinen Kunststücken erbauen. Er ist wirklich ein netter Kerl, Das muss man gestehen, wenn man die bewegliche Figur steht im Scheine einiger fünfzig langen Wachskerzen, die wie ein funkelnder Lichterwald vor seinem, mit seltsamen Gauklerapparaten besetzten langen Tische aufgepflanzt stehen. Er hat

seinen Schauplatz vom Jagor'schen Saale nach dem englischen Hause verlegt, und ist noch immer mit erstaunlich vielem Zuspruche gesegnet.

Ich habe gestern im Café Royal den Kammermusikus gesprochen. Er hat mir eine Menge kleiner Neuigkeiten erzählt, wovon ich die wenigsten im Gedächtnis behielt. Versteht sich, dass die meisten aus der musikalischen Chronique scandaleuse sind. Den 20. ist Prüfung bei Dr. Stöpel, der nach der Logier'schen Methode Klavierspielen und Generalbass lehrt. Graf Brühl wird von seiner Krankheit bald ganz hergestellt sein. Walter aus Karlsruhe wird noch in einer neuen Posse: „Staberle's Hochzeit," auftreten. Herr und Madame Wolf geben jetzt Gastrollen in Leipzig und Dresden. Michael Beer hat in Italien eine neue Tragödie geschrieben: „Die Bräute von Arragonien", und von Meyerbeer wird jetzt in Mailand eine neue Oper gegeben. Spontini komponiert jetzt Koreff's „Sappho". Mehrere Menschenfreunde wollen hier eine Anstalt für verwahrloste Knaben stiften, ähnlich der des Geheimrath Falk in Weimar. Cosmeli hat in der Schüppel'schen Buchhandlung „Harmlose Bemerkungen auf einer Reise durch einen Theil Russlands und der Türkei" herausgegeben, die so ganz harmlos nicht sein sollen, weil dieser originelle Kopf überall mit eignen Augen

die Dinge sieht, und das Gesehene unverblümt und freisinnig ausspricht. Die Lesebibliotheken werden von Seiten der Polizei einer Revision unterworfen, und sie müssen ihre Kataloge einliefern; alle ganz obscöne Bücher, wie die meisten Romane von Althing, A. v. Schaden u. Dgl. werden weggenommen. Letzterer, der jetzt nach Prag gereist ist, hat so eben herausgegeben: „Licht- und Schattenseiten von Berlin", eine Broschüre, die viele Unwahrheiten enthalten soll und vielen Unwillen erregt. Der Fabrikant Fritsche hat eine neue Art Wachslichter erfunden, die ein Drittel wohlfeiler sind, als die gewöhnlichen. Auch für die nächste Ziehung der Prämien-Staatsschuldscheine werden bedeutende Geschäfte in Promessen gemacht. Das Bankierhaus L. Lipke & Komp. hat allein schon beinahe 10000 Stück abgesetzt. Böttiger und Tieck werden hier erwartet. Die geistreiche Fanny Tarnow lebt jetzt hier. Die neue Berliner Monatschrift ist seit Januar eingegangen. Der General Menu Memutuli hat aus Italien das Manuskript seines Reisejournals hergeschickt an den Prof. Ideler, damit Derselbe es zum Druck befördere. Prof. Bopp, dessen Vorlesungen über das Sanskrit noch immer viel Aufsehen erregen, schreibt jetzt ein großes Werk über allgemeine Sprachkunde. Ungefähr dreißig Studenten, worunter sehr viele Polen, sind

wegen demagogiſcher Umtriebe arretiert worden. Schadow hat ein Modell zu einer Statue des großen Friedrich's vollendet. Der Tod des jungen Schadow in Rom hat hier viel Theilnahme erregt. Wilhelm Schadow, der Maler, lieferte neulich ein vortreffliches Bild, die Prinzeſſin Wilhelmine mit ihren Kindern darſtellend. Wilhelm Henſel wird erſt dieſen Mai nach Italien reiſen. Kolbe iſt beſchäftigt mit den Zeichnungen der Glasmalereien für das Schloſs zu Marienburg. Schinkel zeichnet die Skizzen der Dekorationen zu Spontini's „Milton". Dieſes iſt eine ſchon alte Oper in einem Akte, die hier nächſtens zum erſten Mal gegeben werden ſoll. Der Bildhauer Tieck arbeitet am Modell der Statue des Glaubens, welche in einer von den beiden Niſchen am Eingang des Doms aufgeſtellt wird. Rauch iſt noch immer beſchäftigt mit den Basreliefs zu Bülow's Statue; dieſe und die ſchon fertige Statue Scharnhorſt's werden an beiden Seiten des neuen Wachthauſes (zwiſchen dem Univerſitätsgebäude und dem Zeughauſe) aufgeſtellt. — Die ſtändiſchen Arbeiten gehn, dem äußeren Anſcheine nach, raſch vorwärts. Die Notabeln von Oſt- und Weſtpreußen werden dieſer Tage von unſerer Regierung entlaſſen, und alsdann durch die Notabeln unſerer ſächſiſchen Provinzen erſetzt werden. Die Notabeln der Rheinprovinzen,

sagt man, sollen die Letzten sein, die herberufen werden. Von den Verhandlungen der Notabeln mit der Regierung erfährt man Nichts, da sie, wie man sagt, Juramenta silentii abgelegt haben. — Unsere Differenzen mit Hessen wegen Verletzung des Territorialrechts bei dem Prinzessinraube in Bonn scheinen nicht beigelegt zu sein; es will sogar verlauten, als sei unser Gesandter am Kasseler Hofe zurückberufen. — Es wird hier ein neuer sächsischer Gesandte erwartet. Der hiesige portugiesische Gesandte, Graf Lobrau, ist jetzt definitiv von seiner Regierung entlassen; ein neuer portugiesischer Gesandte wird täglich erwartet. Unser preußischer Gesandte für Portugal, Graf von Flemming, der Neffe des Staatskanzlers, ist noch immer hier. Unsere Gesandten bei dem königl. sächsischen und bei dem großherzoglich darmstädtischen Hofe, Herr von Jordan und Baron von Otterstädt, sind ebenfalls noch hier. Ein neuer französischer Gesandte wird hier erwartet. — Von der Heirath des schwedischen Prinzen Oskar mit der schönen Fürstin Elise Radziwill wird hier Viel gesprochen. Von der Verbindung unseres Kronprinzen mit einer deutschen Fürstentochter verlautet Nichts weiter. Großen Festlichkeiten sieht man hier entgegen bei Gelegenheit der Vermählung der Prinzessin Alexandrine. Spontini komponiert zu diesen Fest-

lichkeiten: „Das Rosenfest in Kaschemir", worin zwei Elephanten erscheinen. — Die Assembléen bei den Ministern sind jetzt geschlossen; die einzigen, die noch fortdauern, sind die, welche Dienstags bei dem Fürsten Wittgenstein stattfinden. Unser Staatskanzler befindet sich jetzt ganz hergestellt und ist theils hier, theils in Glienicke. — Zur Ostermesse erscheinen: „Jahrbücher der königl. preuß. Universitäten". Der Bibliothekar Spieker giebt das Festspiel: „Lalla Rookh" heraus. — Der Riese, der auf der Königstraße zu sehen war, ist jetzt auf der Pfaueninsel. — Devrient ist noch immer nicht ganz hergestellt. Boucher und seine Frau geben jetzt Koncerte in Wien. Maria von Weber's neue Opern heißen: „Euryanthe", Text von Helmine von Chezy, und: „Die beiden Pintos", Text von Hofrath Winkler. Bernhard Romberg ist hier.

Ach Gott! es ist eine schlimme Sache mit Notizenschreiben. Die wichtigsten darf man oft nicht mittheilen, wenn man sie nicht verbürgen kann. Kleine Klatschereien darf man ebenfalls nicht schreiben; erstens, weil sie oft zu tief in Familienverhältnisse eingreifen, und zweitens und hauptsächlich, weil die, welche in Berlin am amüsantesten sind, oft in der Provinz langweilig und läppisch klingen. Um des lieben Himmels willen, was interessiert es die Damen in Dülmen, wenn ich erzähle, daſs jene

Tänzerin jetzt im Dualis sprechen könnte, und jener Lieutenant auffallend falsche Waden und Lenden trägt? Was kümmert's diese Damen, ob ich in jener Tänzerin eine oder zwei Personen annehme, und ob ich jenen Lieutenant aus zwei Drittel Watte und ein Drittel Fleisch, oder aus zwei Drittel Fleisch und ein Drittel Watte bestehen lasse? Was soll man endlich Notizen über Menschen schreiben, von denen man gar keine Notiz nehmen sollte?]

Wie man diesen Winter hier lebte, lässt sich von selbst errathen. Das bedarf keiner besonderen Schilderung, da Winterunterhaltungen in jeder Residenz dieselben sind. Oper, Theater, Koncerte, Assembléen, Bälle, Thés (sowohl dansant als médisant), kleine Maskeraden, Liebhaberei-Komödien, große Redouten u. s. w., Das sind wohl unsre vorzüglichsten Abendunterhaltungen im Winter. Es ist hier ungemein viel geselliges Leben, aber es ist in lauter Fetzen zerrissen. Es ist ein Nebeneinander vieler kleiner Kreise, die sich immer mehr zusammen zu ziehen, als auszubreiten suchen. Man betrachte nur die verschiedenen Bälle hier; man sollte glauben, Berlin bestände aus lauter Innungen. Der Hof und die Minister, das diplomatische Korps, die Civilbeamten, die Kaufleute, die Officiere ꝛc. ꝛc., Alle geben sie eigene Bälle, worauf nur ein zu ihrem Kreise gehö-

riges Personal erscheint. Bei einigen Ministern und Gesandten sind die Assembléen eigentlich große Thés, die an bestimmten Tagen in der Woche gegeben werden, und woraus sich durch einen mehr oder minder großen Zusammenfluss von Gästen ein wirklicher Ball entwickelt. Alle Bälle der vornehmen Klasse streben mit mehr oder minderm Glücke, den Hofbällen oder fürstlichen Bällen ähnlich zu sein. Auf letztern herrscht jetzt fast im ganzen gebildeten Europa derselbe Ton, oder vielmehr, sie sind den Pariser Bällen nachgebildet. Folglich haben unsre hiesigen Bälle nichts Charakteristisches; wie verwunderlich es auch oft aussehen mag, wenn vielleicht ein von seiner Gage lebender Seconde-Lieutenant und ein mit Läppchen und Geflitter mosaikartig aufgeputztes Kommissbrot-Fräulein sich auf solchen Bällen in entsetzlich vornehmen Formen bewegen, und die rührend kümmerlichen Gesichter puppenspielmäßig kontrastieren mit dem angeschnallten, steifen Hofkothurn.

[Einen einzigen, allen Ständen gemeinsamen Ball giebt es hier seit einiger Zeit, nämlich die Subskriptionsbälle, oder die scherzhaft „unmaskierte Maskeraden" genannten Bälle im Koncertsaale des neuen Schauspielhauses. Der König und der Hof beehren dieselben mit ihrer Gegenwart, Letzterer eröffnet sie

gewöhnlich, und für ein geringes Entrée kann jeder anständige Mensch daran Theil nehmen. Über diese Bälle und die Hoffestlichkeiten spricht sehr schön die geist- und gemüthreiche Baronin Karoline Fouqué in ihren Briefen über Berlin, die ich wegen der Tiefe der Anschauung, die darin herrscht, Ihnen nicht genug empfehlen kann. Dieses Jahr fielen die Subskriptionsbälle nicht so glänzend aus, wie voriges Jahr, da sie damals noch den Reiz der Neuheit hatten. Die Bälle der großen Staatsbeamten hingegen waren diesen Winter besonders brillant. Meine Wohnung liegt zwischen lauter Fürsten- und Ministerhôtels, und ich habe deßhalb oft des Abends nicht arbeiten können vor all dem Wagengerassel und Pferdegetrampel und Lärmen. Da war zuweilen die ganze Straße gesperrt von lauter Equipagen; die unzähligen Laternchen der Wagen beleuchteten die galonierten Rothröcke, die rufend und fluchend dazwischen herumliefen, und aus den Bel-Etagefenstern des Hôtels, wo die Musik rauschte, gossen krystallene Kronleuchter ihr freudiges Brillantlicht.]

Wenig Schnee und folglich auch fast gar kein Schlittengeklingel und Peitschengeknall hatten wir dieses Jahr. Wie in allen [großen] protestantischen Städten, spielt hier Weihnachten die Hauptrolle in der großen Winterkomödie. Schon eine Woche vorher ist Alles

beschäftigt mit Einkauf von Weihnachtsgeschenken. Alle Modemagazine und Bijouterie- und Quinkaillerie-Handlungen haben ihre schönsten Artikel — wie unsere Stutzer ihre gelehrten Kenntnisse — leuchtend ausgestellt; auf dem Schloßplatze stehen eine Menge hölzerner Buden mit Putz-, Haushaltungs- und Spielsachen; und die beweglichen Berlinerinnen flattern wie Schmetterlinge von Laden zu Laden, und kaufen, und schwatzen, und äugeln, und zeigen ihren Geschmack, und zeigen sich selber den lauschenden Anbetern. Aber des Abends geht der Spaß erst recht los; dann sieht man unsere Holden oft mit der ganzen respektiven Familie, mit Vater, Mutter, Tante, Schwesterchen und Brüderchen, von einem Konditorladen nach dem andern wallfahrten, als wären es Passionsstationen. Dort zahlen die lieben Leutchen ihre zwei Kourantgroschen Entrée, und besehen sich con amore die „Ausstellung", eine Menge Zucker- oder Dragée-Puppen, die, harmonisch neben einander aufgestellt, rings beleuchtet und von vier perspektivisch bemalten Wänden eingepfercht, ein hübsches Gemälde bilden. Der Hauptwitz ist nun, daß diese Zuckerpüppchen zuweilen wirkliche, allgemein bekannte Personen vorstellen.

[Ich habe eine Menge dieser Konditorladen mit durchgewandert, da ich nichts Ergötzlicheres kenne,

als unbemerkt zuzuschauen, wie sich die Berlinerinnen freuen, wie diese gefühlvollen Busen vor Entzücken stürmisch wallen, und wie diese naiven Seelen himmelhoch aufjauchzen: „Ne, Des ist schene!“ Bei Fuchs waren in der heurigen Ausstellung Bilder aus „Lalla Rookh“, wie man sie vorig Jahr auf dem bekannten Hoffeste im Schlosse sah. Es war mir unmöglich, von dieser Herrlichkeit bei Fuchs Etwas zu sehen, da die holden Damenköpfchen eine undurchdringliche Mauer bildeten vor dem viereckigen Zuckergemälde. Ich will Sie nicht langweilen, mein Lieber, mit der Beurtheilung der Ausstellung bei allen Konditoren; der Kriegsrath Karl Müchler, der, wie man sagt, Berliner Korrespondent in der „Eleganten Welt“ ist, hat bereits in diesem Blatte eine solche Recension geliefert.

Von den Redouten im Jagor'schen Saale lässt sich nichts Erhebliches sagen, außer dass bei denselben die schöne Einrichtung getroffen ist: dass es Jedem, der sich dort zu Tode zu ennuyieren fürchtet, ganz unverwehrt bleibt, sich wieder zu entfernen.]

Die Redouten im Opernhause sind sehr herrlich und großartig. Wenn Dergleichen gegeben werden, ist das ganze Parterre mit der Bühne vereinigt, und Das giebt einen ungeheuern Saal, der oben durch eine Menge ovaler Lampenleuchter erhellt wird. Diese

brennenden Kreise sehen fast aus wie Sonnensysteme, die man in astronomischen Kompendien abgebildet findet, sie überraschen und verwirren das Auge des Hinaufschauenden, und gießen ihren blendenden Schimmer auf die buntscheckige, funkelnde Menschenmenge, die, fast die Musik überlärmend, tänzelnd und hüpfend und drängend im Saale hin und her wogt. Jeder muss hier in einem Maskenanzuge erscheinen, und Niemanden ist es erlaubt, unten im großen Tanzsaale die Maske vom Gesicht zu nehmen. Ich weiß nicht, in welchen Städten Dieses auch der Fall wäre. Nur in den Gängen und in den Logen des ersten und zweiten Ranges darf man die Larve ablegen. Die niedre Volksklasse bezahlt ein kleines Entrée, und kann von der Galerie aus auf all diese Herrlichkeit herabschauen. In der großen königlichen Loge sieht man den Hof, größtentheils unmaskiert; dann und wann steigen Glieder desselben in den Saal hinunter und mischen sich in die rauschende Maskenmenge. [Diese besteht aus Menschen von allen Ständen. Schwer ist hier zu unterscheiden, ob der Kerl ein Graf oder ein Schneidergesell ist; an der äußern Repräsentation würde Dieses wohl zu erkennen sein, nimmermehr an dem Anzuge.] Fast alle Männer tragen hier nur einfache seidene Dominos und lange Klapphüte. Dieses lässt

ſich leicht aus dem großſtädtiſchen Egoismus erklären. Jeder will ſich hier amüſieren und nicht als Charaktermaſke Andern zum Amüſement dienen. Die Damen ſind aus demſelben Grunde ganz einfach maſkiert, meiſtens als Fledermäuſe. Eine Menge Femmes entretenues und Prieſterinnen der ordinären Venus ſieht man in dieſer Geſtalt herumflirren und Erwerbsintrigen anknüpfen. „Ich kenne dir", flüſtert dort eine ſolche Vorbeiflirrende. „Ich kenne dir auch", iſt die Antwort. „Je te connais, beau masque", ruft hier eine Chauve-souris einem jungen Wüſtlinge entgegen. „Si tu me connais, ma belle, tu n'es pas grande chose", entgegnet der Böſewicht ganz laut, und die blamierte Donna verſchwindet wie ein Wind.

Aber was iſt daran gelegen, wer unter der Maſke ſteckt? Man will ſich freuen, und zur Freude bedarf man nur Menſchen. Und Menſch iſt man erſt recht auf dem Maſkenballe, wo die wächſerne Larve unſre gewöhnliche Fleiſchlarve bedeckt, wo das ſchlichte Du die urgeſellſchaftliche Vertraulichkeit herſtellt, wo ein alle Anſprüche verhüllender Domino die ſchönſte Gleichheit hervorbringt, und wo die ſchönſte Freiheit herrſcht — Maſkenfreiheit. Für mich hat eine Redoute immer etwas höchſt Ergötzliches. Wenn die Pauken donnern und die Trompeten er-

schmettern, und liebliche Flöten- und Geigenstimmen lockend dazwischen tönen, dann stürze ich mich, wie ein toller Schwimmer, in die tosende, buntbeleuchtete Menschenfluth, und tanze, und renne, und scherze, und necke Jeden, und lache, und schwatze, was mir in den Kopf kömmt. Auf der letzten Redoute war ich besonders freudig, ich hätte auf dem Kopfe gehen mögen, und wäre mein Todfeind mir in den Weg gekommen, ich hätte ihm gesagt: „Morgen wollen wir uns schießen, aber heute will ich dich recht herzlich abküssen.“ Die reinste Lustigkeit ist die Liebe, Gott ist die Liebe, Gott ist die reinste Lustigkeit! „Tu es beau! tu es charmant! tu es l'objet de ma flamme! je t'adore, ma belle!“ Das waren die Worte, die meine Lippen hundertmal unwillkürlich wiederholten. Und allen Leuten drückte ich die Hand, und zog vor allen hübsch den Hut ab; und alle Menschen waren auch so höflich gegen mich. Nur ein deutscher Jüngling wurde grob, und schimpfte über mein Nachäffen des welschen Babelthums, und donnerte im urteutonischen Bierbass: „Auf einer teutschen Mummerei soll der Teutsche Teutsch sprechen!“ O deutscher Jüngling, wie finde ich dich und deine Worte sündlich und läppisch in solchen Momenten, wo meine Seele die ganze Welt mit Liebe umfasst, wo ich Russen und Türken

jauchzend umarmen würde, und wo ich weinend hinsinken möchte an die Bruderbrust des gefesselten Afrikaners! Ich liebe Deutschland und die Deutschen; aber ich liebe nicht minder die Bewohner des übrigen Theils der Erde, deren Zahl vierzigmal größer ist, als die der Deutschen. Die Liebe giebt dem Menschen seinen Werth. Gottlob! ich bin also vierzigmal mehr werth, als Jene, die sich nicht aus dem Sumpfe der Nationalselbstsucht hervorwinden können, und die nur Deutschland und Deutsche lieben.

Dritter Brief.

Berlin, den 7. Juni 1822.*)

Ich habe eben meinen Galarock, schwarzseidene Hosen und dito Strümpfe angezogen, und melde Ihnen allerfeierlichst:

die hohe Vermählung Ihrer königl. Hoheit der Prinzessin Alexandrine mit Sr. königl. Hoheit dem Erbgroßherzoge von Mecklenburg-Schwerin.

[Die ausführliche Beschreibung der Hochzeitfeierlichkeiten selbst lasen Sie gewiss schon in der Vossischen oder Haude- und Spener'schen Zeitung, und was ich darüber zu sagen habe, wird also sehr Wenig sein. Es hat aber auch noch einen andern wichtigen Grund, warum ich sehr Wenig darüber

*) Bei dem späteren Abdruck in der ersten Auflage des zweiten Bandes der „Reisebilder" ist dieser Brief vom 8. Mai 1822 datiert.

Der Herausgeber.

sage, und Das ist: weil ich wirklich Wenig davon gesehen. Da ich oft mehr den Geist als die Notiz referiere, so hat Das so sehr Viel nicht zu bedeuten. Ich hatte mich auch nicht genug vorbereitet, sehr viele Notizen einzusammeln. Es war freilich schon sehr lange vorher bestimmt, dass am 25. die Vermählung jener hohen Personen stattfinden sollte. Aber] man trug sich damit herum, dass solche noch etwas länger aufgeschoben werde, und wahrhaftig, Freitag (den 24.) wollte ich es noch nicht recht glauben, dass schon am andern Tage die Trauung stattfände. Es ging Manchem so. Sonnabendmorgen war es nicht sehr lebhaft auf der Straße. Aber auf den Gesichtern lag Eilfertigkeit und geheimnisvolle Erwartung Herumlaufende Bedienten, Friseure, Schachteln, Putzmacherinnen u. s. w. Ein schöner Tag, nicht sehr schwül; aber die Menschen schwitzten. Gegen sechs Uhr begann das Wagengerassel.

Ich bin kein Adeliger, kein hoher Staatsbeamter und kein Officier — folglich bin ich nicht kourfähig und konnte den Vermählungsfeierlichkeiten auf dem Schlosse selbst nicht beiwohnen. Dennoch ging ich nach dem Schlosshof, um mir wenigstens das ganze kourfähige Personal zu beschauen. Ich habe nie so viel' prächtige Equipagen beisammen gesehen. Die Bedienten hatten ihre besten Livréen an, und

in ihren schreiend hellfarbigen Röcken und kurzen Hosen mit weißen Strümpfen sahen sie aus wie holländische Tulpen. Mancher von ihnen trug mehr Gold und Silber auf dem Leibe, als das ganze Hausperſonal des Bürgermeisters von Nordamerika. Aber dem Kutscher des Herzogs von Cumberland gebührt der Preis. Wahrlich, diese Blume der Kutscher auf ihrem Bocke paradieren zu sehen, ist schon allein werth, dass man deſshalb nach Berlin reist. Was ist Salomo in seiner Königspracht, was ist Harun-al-Raschid in seinem Kalifenschmuck, ja was ist der Triumph-Elephant in der „Olympia" gegen die Herrlichkeit dieses Herrlichen! An minder festlichen Tagen imponiert er schon hinlänglich durch seine echt chinesische Porzellanhaftigkeit, durch die pendulartigen Bewegungen seines gepuderten, schwerbezopften, mit einem dreieckigen Wünschelhütchen bedeckten Kopfes, und durch die wunderliche Beweglichkeit seiner Arme beim Pferdelenken. Aber heute trug er ein karmoisinrothes Kleid, das halb Frack, halb Überrock war, Hosen von derselben Farbe, Alles mit breiten goldenen Tressen besetzt. Sein edles Haupt, kreideweiß gepudert und mit einem ummenschlich großen schwarzen Haarbeutel geziert, war von einem schwarzen Sammtkäppchen mit langem Schirm bedeckt. Ganz auf gleiche Weise waren die vier Be-

dienten gekleidet, die hinten auf dem Wagen standen, sich mit brüderlicher Umschlingung Einer an dem Andern festhielten, und dem gaffenden Publikum vier wackelnde Haarbeutel zeigten. Aber Er trug die gewöhnliche Herrscherwürde im Antlitz, Er dirigierte die sechsspännige Staatskarosse, zerrend zog er die Zügel,

„und rasch hinflogen die Rosse."

Es war ein furchtbares Menschengewühl auf dem Schlosshofe. Das muss man sagen, die Berlinerinnen sind nicht neugierig. Die zartesten Mägdlein gaben mir Stöße in die Seiten, die ich noch heute fühle. Es war ein Glück, dass ich keine schwangere Frau bin. Ich quetschte mich aber ehrlich durch, und gelangte glücklich ins Portal des Schlosses. Der zurückdrängende Polizeibeamte ließ mich durch, weil ich einen schwarzen Rock trug, und weil er mir es wohl ansah, dass die Fenster meines Logis mit rothseidenen Gardinen behangen sind. Ich konnte jetzt ganz gut die hohen Herren und Damen aussteigen sehen, und mich amüsierten recht sehr die vornehmen Hofkleider und Hofgesichter. Erstere kann ich nicht beschreiben, weil ich zu wenig Schneidergenie bin, letztere will ich nicht beschreiben, aus stadtwogteilichen Gründen. Zwei hübsche Berline-

rinnen, die neben mir standen, bewunderten mit Enthusiasmus die schönen Diamanten und Goldstickereien und Blumen und Gaze und Atlasse und langen Schleppen und Frisuren. Ich hingegen bewunderte noch mehr die schönen Augen dieser schönen Bewunderinnen, und wurde etwas ärgerlich, als mir von hinten Jemand freundschaftlich auf die Achsel schlug, und mir das rothbäckige Gesichtlein des Kammermusici entgegenleuchtete. Er war in ganz besonderer Bewegung und hüpfte wie ein Laubfrosch. „Carissime“, quäkte er, „sehen Sie dort die schöne Komtesse? Cypressenwuchs, Hyacinthenlocken, der Mund ist Ros' und Nachtigall zu gleicher Zeit, die ganze Frau ist eine Blume, und wie eine arme Blume, die zwischen zwei Blättern Löschpapier gepresst wird, steht sie da zwischen ihren grauen Tanten. Der Herr Gemahl, der solche Blumen statt Disteln verzehrt, um uns glauben zu machen, er sei kein Esel, musste heute zu Hause bleiben, hat den Schnupfen, liegt auf dem Sopha, ich habe ihn unterhalten müssen, wir schwatzten zwei Stunden lang von der neuen Liturgie, und die Zunge ist mir ordentlich dünner geworden durch das viele Schwatzen, und die Lippen thun mir weh vor lauter Lächeln“ — Bei diesen Worten zog sich um die Mundwinkel des Kammermusici ein sauerhöfliches Lächeln, das er mit dem

seinen Zünglein wieder fortleckte, und plötzlich rief er: „Die Liturgie! die Liturgie! sie wird auf den Flügeln des rothen Adlers dritter Klasse von Kirchthurm zu Kirchthurm fliegen, jusqu' à la tour de Notre Dame! Doch lasst uns etwas Vernünftiges sprechen — betrachten Sie die beiden geputzten Herren, die eben vorgefahren — ein zerquetschtes, eingemachtes Gesichtchen, ein feines Köpfchen mit weichen baumwollenen Gedanken, buntgestickte Weste, Galanteriedegen, weißseidene, lächelnde Beinchen, und er parliert Französisch, und wenn man es ins Deutsche übersetzt, ist es eine Dummheit — Dagegen der Andre, der Große mit dem Schnurrbart, der Titane, der alle Betthimmel stürmen will! ich wette, er hat so viel Verstand wie der Apoll von Belvedere —" Um den Raisonneur auf andre Gedanken zu bringen, zeigte ich ihm meinen Barbier, der uns gegenüber stand und seinen neuen altdeutschen Rock angezogen hatte. Kirschbraun wurde jetzt das Gesicht des Kammermusici, und er fletschte mit den Zähnen: „O Sankt Marat! so ein Lump will den Freiheitshelden spielen! O Danton, Callot d'Herbois, Robespierre —" Vergebens trällerte ich das Liedchen:

Eine feste Burg, o lieber Gott,
Ist Spandau, u. s. w.

Vergebens, ich hatte das Ding noch verschlimmert, der Mensch gerieth jetzt in seine alten Revolutionsgeschichten, und schwatzte von Nichts als Guillotinen, Laternen, Septembrisieren, bis mir zu meinem Glücke seine lächerliche Pulverfurcht in den Sinn kam, und ich sagte ihm: Wissen Sie auch, dass gleich im Lustgarten zwölf Kanonen losgeschossen werden? Kaum hatte ich diese Worte ausgesprochen, und verschwunden war der Kammermusikus.

Ich wischte mir den Angstschweiß aus dem Gesichte, als ich den Kerl vom Halse hatte, sah noch die letzten Aussteigenden, machte meinen schönen Nachbarinnen eine mit einem holden Lächeln accompagnierte Verbeugung, und begab mich nach dem Lustgarten. Da standen wirklich zwölf Kanonen aufgepflanzt, die dreimal losgeschossen werden sollten in dem Augenblicke, wo das fürstliche Brautpaar die Ringe wechseln würde. An einem Fenster des Schlosses stand ein Officier, der den Kanonieren im Lustgarten das Zeichen zum Abfeuern geben sollte. Hier hatten sich eine Menge Menschen versammelt. Auf ihren Gesichtern waren ganz eigne, fast sich widersprechende Gedanken zu lesen.

Es ist einer der schönsten Züge im Charakter der Berliner, dass sie den König und das königliche Haus ganz unbeschreiblich lieben. Die Prinzen und

Prinzessinnen sind hier ein Hauptgegenstand der Unterhaltung in den geringsten Bürgerhäusern. Ein echter Berliner wird auch nie anders sprechen, als „unsre" Charlotte, „unsre" Alexandrine, „unser" Prinz Karl u. s. w. [Der Berliner lebt gleichsam in die königliche Familie hinein, alle Glieder derselben kommen ihm wie gute Bekannte vor, er kennt den besondern Charakter eines Jeden, und ist immer entzückt, neue schöne Seiten desselben zu bemerken. So wissen die Berliner zum Beispiel, dass der Kronprinz sehr witzig ist, und deshalb kursiert jeder gute Einfall gleich unter dem Namen des Kronprinzen, und einem Herkules mit der schlagenden Witzkeule werden die Witze aller übrigen Herkulesse zugeschrieben.]

Sie können sich also vorstellen, wie sehr hier die schöne, leuchtende Alexandrine vom Volke geliebt sein muss; und aus dieser Liebe können Sie sich auch den Widerspruch erklären, der auf den Gesichtern der Berliner lag, als sie erwartungsvoll nach den hohen Schlossfenstern sahen, wo unsre Alexandrine vermählt wurde. Verdruss durften sie nicht zeigen; denn es war der Ehrentag der geliebten Prinzessin. Recht freuen konnten sie sich auch nicht; denn sie verloren Dieselbe. Neben mir stand ein Mütterchen, auf dessen Gesicht zu lesen war: „Jetzt habe ich sie freilich verheirathet, aber sie verlässt mich jetzt." Auf dem Gesichte meines

jugendlichen Nachbars ſtand: „Als Herzogin von Mecklenburg iſt ſie doch nicht ſo Viel, wie ſie als Königin aller Herzen war.“ Auf den rothen Lippen einer hübſchen Brünette las ich: „Ach, wär' ich ſchon ſo weit!“ — Da donnerten plötzlich die Kanonen, die Damen zuckten zuſammen, die Glocken läuteten, Staub- und Dampfwolken erhoben ſich, die Jungen ſchrieen, die Leute trabten nach Hauſe, und die Sonne ging blutroth unter hinter Monbijou.

[Beſonders lärmig waren die Vermählungsfeierlichkeiten nicht. Den Morgen nach der Trauung wohnten die hohen Neuvermählten dem Gottesdienſte in der Domkirche bei. Sie fuhren in der achtſpännigen goldnen Kutſche mit großen Glasfenſtern, und wurden von einer gewaltigen Menſchenmenge beſtaunt. Wenn ich nicht irre, trugen die obigen Bedienten an dieſem Tage keine Haarbeutel. Des Abends war Gratulationskour, und hierauf Polonaiſenball im weißen Saale. Den 27. war Mittagstafel im Ritterſaale, und des Abends verfügten ſich die hohen und höchſten Perſonen nach dem Opernhauſe, wo die von Spontini zu dieſem Feſte eigens komponierte Oper: „Nurmahal, oder das Roſenfeſt im Kaſchemir“ gegeben wurde. Es koſtete den meiſten Leuten viele Mühe, Billette zu dieſer Oper zu erlangen. Ich bekam eins geſchenkt; aber ich ging doch nicht hin.

Ich hätte es zwar thun ſollen, um Ihnen darüber zu referieren. Aber glauben Sie, daſs ich mich für meine Korreſpondenz aufopfern ſoll? Mit Grauſen denke ich noch an die „Olympia", der ich kürzlich aus einem beſondern Grunde nochmals beiwohnen muſſte, und die mich mit faſt zerſchlagenen Gliedern entließ. Ich bin aber zum Kammermuſikus gegangen, und fragte ihn, was an der Oper ſei? Der antwortete: „Das Beſte dran iſt, daſs kein Schuſs drin vorkömmt." Doch kann ich mich hierin auf den Kammermuſikus nicht verlaſſen; denn erſtens komponiert er auch, und nach ſeiner Meinung beſſer als Spontini, und zweitens hat man ihm weisgemacht, daſs Letzterer eine Oper mit obligaten Kanonen ſchreiben wolle. Man ſpricht aber überhaupt nicht viel Gutes von der „Nurmahal". Ein Meiſterſtück kann ſie nicht ſein. Spontini hat viele Muſikſtücke ſeiner ältern Oper hineingeflickt. Dadurch enthält dieſe Oper freilich ſehr gute Stellen, aber das Ganze hat ein zuſammengeſtoppeltes Anſehen, und entbehrt jene Konſequenz und Einheit, die das Hauptverdienſt der übrigen Spontini'ſchen Opern iſt. — Die hohen Neuvermählten wurden mit allgemeinem Aufjauchzen empfangen. Die Pracht, die in dieſem Stücke eingewebt iſt, ſoll unvergleichlich ſein. Der Dekorationsmaler und der Theaterſchneider haben ſich ſelbſt

übertroffen. Der Theaterdichter hat die Verse gemacht, folglich müssen sie gut sein. Elephanten sind keine zum Vorschein gekommen. Die „Staatszeitung" vom 4. Juni rügt einen Artikel der „Magdeburger Zeitung", worin stand, dass zwei Elephanten in der neuen Oper erscheinen sollten, und bemerkt mit Shakspeare'schem Witze: „Diese Elephanten sollen sich vorgeblich noch in Magdeburg verhalten." Hat die „Magdeb. Zeitung" diese Notiz aus meinem zweiten Briefe geschöpft, so bedaure ich mit tiefem Seelenschmerz, dass ich Unglücklicher ihr diesen Witzblitz zugezogen. Ich widerrufe, und zwar mit so de- und wehmüthiger Gebärde, dass die „Staatszeitung" Thränen der Rührung weinen soll. Überhaupt erkläre ich ein- für allemal, dass ich bereit bin, Alles zu widerrufen, was man von mir verlangt; nur darf es mir nicht viele Mühe kosten. Dass zwei Elephanten im „Rosenfeste" vorkommen würden, hatte ich wirklich selbst gehört. Nachher sagte man mir, es wären nur zwei Kamele, später hieß es, zwei Studenten kämen drin vor, und endlich sollten es Unschuldsengel sein. — Den 28. war Freiredoute. Schon um halb Neun fuhren Masken nach dem Opernhause. — Ich habe im vorigen Briefe eine hiesige Redoute beschrieben. Sie unterschied sich diesmal nur dadurch, dass keine schwarze Dominos

zugelassen wurden, dass alle Anwesende in Schuhen waren, dass man sich um ein Uhr im Saale demaskieren konnte, und dass die Einlassbillette und Erfrischungen gratis gegeben wurden. Letzteres war wohl die Hauptsache. Wenn ich nicht den festen Glauben in der Brust trüge, dass die Berliner Muster von Bildung und feinem Betragen sind, und mit Recht auf die Ungeschliffenheit meiner Landsleute verächtlich herabschauen; wenn ich mich nicht bei vielen Gelegenheiten überzeugt hätte, dass der poverste Berliner es im anständigen Hungerleiden sehr weit gebracht hat, und meisterhaft darauf eingeübt ist, den schreienden Magen in die Formen vornehmer Konvenienz einzuzwängen: so hätte ich von den Leuten hier sehr leicht eine ungünstige Meinung fassen können, als ich bei dieser Freiredoute sah, wie sie das Büffett sechs Mann hoch umdrängten, sich Glas nach Glas in den Schlund gossen, sich den Magen mit Kuchen anstopften, und das Alles mit einer ungraciösen Gefräßigkeit und heroischen Beharrlichkeit, dass es einem ordentlichen Menschenkinde fast unmöglich war, jene Büffettphalanx zu durchbrechen, um bei der Schwüle, die im Saale herrschte, mit einem Glase Limonade die Zunge zu kühlen. Der König und der ganze Hof waren auf dieser Redoute. Der Anblick der Neuvermählten

entzückt alle Anwesende. Sie glänzte mehr durch ihre Liebenswürdigkeit, als durch ihren reichen Diamantenschmuck. Unser König trug ein bläulich-dunkles Domino. Die Prinzen trugen meistens altspanische und ritterliche Tracht.

Ich habe längst bemerkt, daſs über die Rangordnung, womit ich Ihnen die hiesigen Begebnisse melde, bloß meine Laune entscheidet, und nicht die Anciennetät. Wollte ich letzterer folgen, so hätte ich meinen Brief mit Geheimrath Heim's Jubiläum anfangen müssen. Aus den Zeitungen werden Sie hinlänglich erfahren haben, wie man hier diesen verdienten Arzt gefeiert. Zwei ganze Tage sprach man davon in Berlin, Das will Viel sagen. Überall hörte man Anekdoten aus Heim's Leben erzählen, von denen einige höchst ergötzlich sind. Die drolligste derselben schien mir die Art, wie er seinen Kutscher mystificiert, als ihm derselbe einstmals erklärte, er habe ihn jetzt so lange Zeit schon herumgefahren, er wünsche jetzt auch Arzt zu werden und das Kurieren zu lernen. Mehrere andere Dienstjubiläen fanden ebenfalls statt, und bei Jagor sprangen die Stöpsel der Champagnerflaschen. Überhaupt, ehe man sich Dessen versieht, haben die Leute hier 50 Jahre abgedient. Das thut das Klima. — Auch eine Dienstmagd hat ihr Jubiläum gehalten, und in der „Ele-

ganten" ist zu lesen, wie die Jubelmagd gefeiert und besungen wurde. Sogar eine Matrone aus der Unschuldsgasse hat, wie ich gestern höre, ihr Jubiläum gefeiert. Sie wurde mit Rosen und Lilien bekränzt; ein gefühlvoller Porte-epée-Jüngling überreichte ihr ein Kraftsonett, ganz im Geiste der gewöhnlichen Jubelpoesie, worin Liebe, Triebe, riebe, schiebe sich reimten, und zwölf Jungfrauen sangen:

„Du Schwert an meiner Linken,
Was soll dein heitres Blinken?" ꝛc. ꝛc.

Sie sehen, Theodor Körner's Gedichte werden noch immer gesungen. Freilich nicht in den Kreisen des guten Geschmacks, wo man es sich schon laut gestanden, dass es ein besonderes Glück war, dass Anno 1814 die Franzosen kein Deutsch verstanden, und nicht lesen konnten jene faden, schalen, flachen, poesielosen Verse, die uns gute Deutsche so sehr enthusiasmierten. Aber diese Befreiungsverse werden noch oft deklamiert und gesungen in jenen gemüthlichen Kränzchen, wo man sich des Winters wärmt an dem unschuldigen Strohfeuer, das in diesen patriotischen Liedern knistert; und wie der greise Schimmel des großen Friedrich's wieder jugendlich sich bäumte und das ganze Manöver machte, wenn er

eine Trompete hörte, so steigt das Hochgefühl mancher Berlinerin, wenn sie ein Körner'sches Lied hört; sie legt die Hand graciöse auf den Busen, quietscht einen bodenlosen Wonneseufzer, erhebt sich muthig wie Johanna von Montfaucon, und spricht: „Ich bin eine deutsche Jungfrau."

Ich merke, mein Lieber, Sie sehen mich etwas sauer an wegen des bittern, spottenden Tones, womit ich zuweilen von Dingen spreche, die andern Leuten theuer sind und theuer sein sollen. Ich kann aber nicht anders. Meine Seele glüht zu sehr für die wahre Freiheit, als daſs mich nicht der Unmuth ergreifen sollte, wenn ich unsere winzigen, breitschwatzenden Freiheitshelden in ihrer aschgrauen Armseligkeit betrachte; in meiner Seele lebt zu sehr Liebe für Deutschland und Verehrung deutscher Herrlichkeit, als daſs ich einstimmen könnte in das unsinnige Gewäsche jener Pfennigsmenschen, die mit dem Deutschthume kokettieren; und zu mancher Zeit regt sich in mir fast krampfhaft das Gelüste, mit kühner Hand der alten Lüge den Heiligenschein vom Kopf zu reißen, und den Löwen selbst an der Haut zu zerren, — weil ich einen Esel darunter vermuthe.

Vom Schauspiel will ich Ihnen auch diesmal Wenig schreiben. Der Komiker Walter hat hier einigen Beifall gehabt; was mich betrifft, so kann ich

seinen Humor nicht goutieren. Dagegen hat mich Lebrun aus Hamburg, der hier vor Kurzem einige Gastrollen gab, wahrhaft entzückt. Er ist einer unserer besten deutschen Komiker, unübertrefflich in jovialen Rollen, und verdient ganz jenen Beifall, den ihm hier alle Kenner zollten. Karl August Lebrun ist ganz wie zum Schauspieler geboren, die Natur hat ihn mit allen Talenten, die zu diesem Stande gehören, in vollem Maße ausgerüstet, und die Kunst hat dieselben ausgebildet. Aber was soll ich von der Neumann sagen, die alle Berliner bezaubert, und sogar die Recensenten? Was nicht Alles ein schönes Gesicht thut! Es ist ein Glück, daſs ich kurzsichtig bin, sonst hätte diese Circe mich eben so in ein graues Thierlein verwandelt, wie einen meiner Freunde. Dieser Unglückliche hat jetzt so lange Ohren, daſs das eine in der „Vossischen Zeitung" und das andre in der Haude- und Spener'schen zum Vorschein kommt. Einige Jünglinge hat diese Dame schon toll gemacht; einer Derselben ist schon wasserscheu und macht keine Verse mehr. Jeder fühlt sich glücklich, wenn er der schönen Frau näher kommen kann. Ein Gymnasiast hat sich in Dieselbe platonisch verliebt, und hat ihr eine kalligraphische Probe seiner Handschrift zugeschickt. Ihr Mann ist auch Schauspieler, und glänzte wie Glanzleinen in

„Kabeljau und Hiebe". Die gute Frau muſs gewiſs vom vielen Zuſpruch ihrer Bewunderer beläſtigt werden. Man erzählt, ein kranker Mann, der neben ihr wohnt, habe keine Ruhe gehabt vor all' den Menſchen, die jeden Augenblick ſein Zimmer aufgeriſſen und fragten: „Wohnt hier Madame Neumann?" und er habe endlich auf ſeine Thüre ſchreiben laſſen: „Hier wohnt Madame Neumann nicht."

Man hat ſogar die ſchöne Frau in Eiſen gegoſſen, und verkauft kleine eiſerne Medaillen, worauf ihr Bildnis geprägt iſt. Ich ſage Ihnen, der Enthuſiasmus für die Neumann graſſiert hier wie eine Viehſeuche. Während ich dieſe Zeilen ſchreibe, fühle ich ſelbſt ſeine Einflüſſe. Mir klingen noch die begeiſterten Worte in die Ohren, womit geſtern ein Graukopf von ihr ſprach. Konnte doch Homer uns die Schönheit Helena's nicht ſtärker ſchildern, als indem er zeigt, wie Greiſe bei ihrem Anblick in Entzücken geriethen. Sehr viele Mediciner machen ebenfalls der ſchönen Frau den Hof, und man nennt ſie hier ſcherzweiſe die „Mediciniſche Venus". Aber was brauche ich ſo Viel zu erzählen, Sie haben ja gewiſs unſere Theaterkritiken genau geleſen und bemerkt, wie ſich ordentlich ein Metrum darin bewegt, und zwar das der Sapphiſchen Ode an die Venus. Ja, ſie iſt eine Venus, oder, wie ein Alto-

naer Kaufmann ſagte, eine Vemuſſin. Nur der vermaledeite Setzer wirft zuweilen einen Weſpenſtachel in die Schale hymettiſchen Honigs, die der fromme Recenſent unſerer Göttin opfert. Das nachhelfende Intelligenzblatt (der Titel dieſes Blattes iſt Ironie) berichtigt folgenden Druckfehler: In der Recenſion über das Gaſtſpiel der Mad. Neumann Nr. 63 der „Spener'ſchen Zeitung" vom 25. Mai muſs Zeile 26 ſtatt „von leicht bewegtem Minneſpiel" „von leicht bewegtem Mienenſpiel" geleſen werden. — Geſtern ſpielte die ſchöne Frau in Clauren's neuem Luſtſpiele: „Der Bräutigam aus Mexiko". In dieſem Stücke gaukelt auf eine höchſt anmuthige Weiſe eine leichte, originelle, faſt märchenhafte Heiterkeit, die jeden Freund froher Laune anſprechen muſs. Dieſes Stück hat auch Vielen gefallen, ſo wie überhaupt Alles, was aus der Feder dieſes Schriftſtellers kömmt, hier erſtaunlichen Beifall findet. Seine Schriften haben viele Gegner, aber ſie erleben eine Auflage nach der andern.

Auf dem Alexanderplatze wird ein Volkstheater errichtet. Ein Mann, der Cerf heißt, hatte ein Privilegium dazu erlangt, iſt aber davon abgetreten, und bekömmt ein Abtrittsgeld von 3000 Thalern jährlich. Der ehemalige Schauſpieler Bethmann hat die Leitung übernommen. Wie ich höre, iſt dem

Professor Gubitz die Direction des poetischen Theils dieses Theaters angeboten worden. Es wäre zu wünschen, daſs sich Derselbe diesem Geschäfte unterzöge, da er die Bühne und ihre Ökonomie ganz genau kennt, zu gleicher Zeit berühmt ist als Theaterdichter, Kritiker und Meister der zeichnenden Künste, und in dieser Vielseitigkeit alles Das verbindet, was zu einer solchen Direktion nothwendig wäre. Aber man zweifelt, daſs er sie annehmen wird, da die Redaktion des „Gesellschafters", für den er ganz leibt und lebt, ihn zu sehr beschäftigt. Letzteres Blatt hat groſsen Absatz, ich glaube über 1500 Exemplare, wird hier mit erstaunlich groſsem Interesse gelesen, und kann wohl das gehaltreichste und beste in ganz Deutschland genannt werden. Gubitz redigiert es mit einem Eifer und einer Gewissenhaftigkeit, die oft an Ängstlichkeit grenzt. Nämlich in seiner Liebe für Korrektheit und Decenz ist er fast zu streng. Doch denken Sie sich hier keinen Pedanten. Es ist ein Mann in seinen besten Jahren, unbefangen, lebensfreudig, enthusiastisch für alles Herrliche, und auch in seiner Persönlichkeit lebt jener heitre, anakreontische Geist, der in seinen Poesien so charakteristisch hervortritt. — Wir haben hier vor Kurzem noch eine Wochenschrift bekommen, die, in der Volkssphäre sich bewegend, vom Lieutenant Leithold, der

kürzlich seine Reise nach Brasilien herausgegeben, redigiert wird, „Kuriositäten und Raritäten" betitelt ist, und ein naives Motto führt. „Der Beobachter an der Spree" und „Der märkische Bote" sind hier die besten Volksblätter. Letzteres ist mehr für die gebildete Klasse. Ich fand mit Verwunderung, daſs ein Theil meines zweiten Briefes aus dem „Anzeiger" darin nochmals abgedruckt war. Ich bin zwar empfindlich für diese Ehre und für das beigefügte Lob, aber ich wäre schier in groß Malheur dadurch gekommen, wenn nicht die hiesige galante Censur Das gestrichen hätte, was ich von den Berlinerinnen gesagt. Wenn diese Engel Letzteres gelesen hätten, wären mir die Blumenkörbchen schockweise an den Kopf geflogen. Doch hätte ich mich auch in diesem Falle nicht nach der Hundebrücke verfügt; das schöne Fräulein Fortuna hat mir längst einen so großen eisernen Korb gegeben, daſs ich ihn kaum füllen könnte mit den Körbchen aller Damen der Spreestadt. — Eine Schlange, und zwar eine höchst seltene, ist jetzt für acht Groschen zu sehen, No. 24 unter den Linden. Ich bemerke Ihnen bei dieser Gelegenheit, daſs ich dort ausgezogen bin. Blondin mit seiner Gesellschaft giebt vor dem Brandenburger Thore noch immer seine hübschen und vielbesuchten Vorstellungen in der edleren Reitkunst. Er läſst Kolumbus in

Otaheiti landen. — Bosko hat endlich auch seine vorletzten, letzten und allerletzten Vorstellungen beendigt, und hat auch einige für die Armen gegeben. Man sagt, er ahmte Boucher nach; Das ist aber nicht wahr, Boucher hat ihn, den Jongleur, nachgeahmt. Die Statuen von Bülow und Scharnhorst werden dieser Tage an beiden Seiten der neuen Wache aufgestellt. Sie sind jetzt in Rauch's Atelier zu sehen. Ich habe sie dort schon früher in Augenschein genommen und fand sie schön. Blücher's Bildsäule von Rauch, die in Breslau aufgestellt werden soll, ist jetzt dahin abgegangen. — Die neue Börsenhalle habe ich gesehn. Sie ist herrlich eingerichtet. Eine Menge geräumiger, prächtig dekorierter Zimmer, Alles großartig angelegt. Man sagte mir, daſs der edle, kunstsinnige Sohn des großen Mendelssohn, Joseph Mendelssohn, der Schöpfer dieses Instituts sei. Berlin hat lange ein solches entbehrt. Nicht allein Kaufleute, sondern auch Beamte, Gelehrte und Personen aus allen Ständen besuchen die Börsenhalle. — Besonders anziehend ist das Lesezimmer, worin ich über hundert deutsche und ausländische Journale vorfand. Auch unsern „Westf. Anzeiger" sah ich dort. Ein wissenschaftlich gebildeter Mann, Dr. Böhringer, führt die Aufsicht über dieses Zimmer und weiß sich dem Besucher desselben durch zuvor-

kommende Artigkeit zu verpflichten. Josty besorgt die Restauration und die Konditorei. Die Aufwärter tragen Alle braune Livréen mit goldnen Tressen, und der Portier imponiert besonders durch seinen großen Marschallstab. — Die Bauten unter den Linden, wodurch die Wilhelmstraße verlängert wird, haben raschen Fortgang. Es werden herrliche Säulengänge. Diese Tage wurde auch der Grundstein zu der neuen Brücke gelegt. — In der musikalischen Welt ist es sehr still. Es geht der Capitale de la musique wie jeder andern Capitale; man konsumiert in derselben, was in der Provinz produciert wird. Außer dem jungen Felix Mendelssohn, der nach dem Urtheile sämmtlicher Musiker ein musikalisches Wunder ist und ein zweiter Mozart werden kann, wüsste ich unter den hierlebenden Autochthonen Berlin's kein einziges Musikgenie aufzufinden. Die meisten Musiker, die sich hier auszeichnen, sind aus der Provinz, oder gar Fremde. Es macht mir ein unaussprechliches Vergnügen, hier erwähnen zu müssen, dass unser Landsmann, Joseph Klein, der jüngere Bruder des Komponisten, von dem ich in meinem vorigen Briefe sprach, zu den größten Erwartungen berechtigt. Dieser hat Vieles komponiert, das von Kennern gelobt wird. Nächstens werden Liederkompositionen von ihm erscheinen, die hier großen Beifall finden

und in vielen Gesellschaften gesungen werden. Es liegt eine überraschende Originalität in den Melodien derselben, sie sprechen jedes Gemüth an, und es ist vorauszusehen, dass dieser junge Künstler einst einer der berühmtesten deutschen Komponisten wird. — Spontini verlässt uns auf eine lange Zeit. Er reist nach Italien. Er hat seine „Olympia" nach Wien geschickt, die aber dort nicht aufgeführt wird, weil sie zu viele Kosten verursache. — Die italiänischen Buffos haben sich hier nur noch einige Tage aufgehalten. — Unter den Linden sind Wachsfiguren zu sehen. — Auf der Königstraße, Poststraßenecke, werden wilde Thiere und eine Minerva gezeigt. — Fonk's Process ist hier ebenfalls ein Thema der öffentlichen Unterhaltung. Die sehr schön geschriebene Broschüre von Kreuser hat hier zuerst die Aufmerksamkeit auf denselben geleitet. Hierauf kamen noch mehrere Broschüren her, die alle für Fonk sprachen. Hierunter zeichnete sich auch aus das Buch vom Freiherrn v. d. Leyen. Diese Bücher, nebst den in der „Abendzeitung" und im „Konversationsblatte" enthaltenen Aufsätzen über den Fonk'schen Process und dem Werke des Angeklagten selbst, verbreiteten hier eine günstige Meinung für Fonk. Personen, die auch heimlich gegen Fonk sind, sprechen doch öffentlich für ihn, und zwar aus Mitleid gegen den Un-

glücklichen, der schon so viele Jahre gelitten. In einer Gesellschaft erwähnte ich die fürchterliche Lage seines schuldlosen Weibes und die Leiden ihrer rechtschaffenen, geachteten Familie, und wie ich erzählte: man sage, dass der Kölner Pöbel Fonk's arme, unmündige Kinder insultiert habe, wurde eine Dame ohnmächtig, und ein hübsches Mädchen fing bitterlich an zu weinen, und schluchzte: „Ich weiß, der König begnadigt ihn, wenn er auch verurtheilt wird." Ich bin ebenfalls überzeugt, dass unser gefühlvoller König sein schönstes und göttlichstes Recht ausüben wird, um so viele gute Menschen nicht elend zu machen; ich wünsche Dieses eben so herzlich, wie die Berliner, obschon ich ihre Ansichten über den Process selbst nicht theile. Über letztern habe ich erstaunlich viele Meinungen ins Blaue hineinraisonnieren hören. Am gründlichsten sprechen darüber die Herren, die von der ganzen Sache gar Nichts wissen. Mein Freund, der bucklichte Auskultator, meint: wenn Er am Rhein wäre, so wollte er die Sache bald aufklären. Überhaupt meint er, das dortige Gerichtsverfahren tauge Nichts. „Wozu", sprach er gestern, „diese Öffentlichkeit? Was geht es den Peter und den Christoph an, ob Fonk oder eine Anderer den Cönen umgebracht. Man übergebe mir die Sache, ich zünde mir die Pfeife an, lese die Akten durch,

referiere darüber, bei verschlossenen Thüren urtheilt darüber das Kollegium und schreitet zum Spruch, und spricht den Kerl frei oder verurtheilt ihn, und es kräht kein Hahn darnach. Wozu diese Jury, diese Gevatter Schneider und Handschuhmacher? Ich glaube, Ich, ein studierter Mann, der die Friesische Logik in Jena gehört, der alle seine juristischen Kollegien wohl testiert hat und das Examen bestanden, besitze doch mehr Judicium, als solche unwissenschaftliche Menschen? Am Ende meint solch ein Mensch, Wunders welch höchst wichtige Person er sei, weil so Viel von seinem Ja und Nein abhängt! Und das Schlimmste ist noch dieser Code Napoleon, dieses schlechte Gesetzbuch, das nicht mal erlaubt, der Magd eine Maulschelle zu geben" — Doch ich will den weisen Auskultator nicht weiter sprechen lassen. Er repräsentiert eine Menge Menschen hier, die für Fonk sind, weil sie gegen das rheinische Gerichtsverfahren sind. Man missgönnt dasselbe den Rheinländern, und möchte sie gerne erlösen von diesen „Fesseln der französischen Tyrannei", wie einst der unvergeßliche Justus Gruner — Gott habe ihn selig — das französische Gesetz nannte. Möge das geliebte Rheinland noch lange diese Fesseln tragen, und noch mit ähnlichen Fesseln belastet werden! Möge am Rhein noch lange blühen jene echte Freiheitsliebe, die nicht

auf Franzosenhass und Nationalegoismus basiert ist, jene echte Kraft und Jugendlichkeit, die nicht aus der Branntweinflasche quillt, und jene echte Christusreligion, die Nichts gemein hat mit verketzernder Glaubensbrunst oder frömmelnder Proselytenmacherei.

Bei unserer Universität giebt's gar nichts Neues, außer dass zweiunddreißig Studenten relegiert worden wegen unerlaubter Verbindungen. Es ist eine fatale Sache, relegiert zu werden; sogar das bloße Konsiliertwerden soll sein Unangenehmes haben. Ich glaube aber, dass jenes strenge Urtheil gegen die Zweiunddreißig noch gemildert wird. Ich will durchaus nicht die Verbindungen auf Universitäten vertheidigen; sie sind Reste jenes alten Korporationswesens, die ich ganz aus unserer Zeit vertilgt sehen möchte. Aber ich gestehe, dass jene Verbindungen nothwendige Folgen sind von unserm akademischen Wesen, oder besser Unwesen, und dass sie wahrscheinlich nicht eher unterdrückt werden, bis das liebenswürdige und vielbeliebte oxfordische Stallfütterungssystem bei unsern Studenten eingeführt ist. Polnische Studierende sieht man jetzt hier höchstens ein halb Dutzend. Man hatte strenge Untersuchungen gegen sie verfügt. Die meisten sind, wie man sagt, ohne besondere Lust wiederzukommen, von hier abgereist, und ein großer Theil, ich glaube gegen Zwanzig, werden noch in unsern

Staatsgefängnissen verwahrt. Die Meisten davon sind aus dem russischen Polen, und sollen sich mit demagogischen Umtrieben gegen ihre Regierung befasst haben.

Man spricht davon, dass Ludwig Tieck bald hieherkommen und Vorlesungen über den Shakspeare halten werde. Am 31. des vorigen Monats war der Geburtstag des Fürsten Staatskanzlers. Man erwartet hier diese Tage eine hessische Gesandschaft, die unsere Differenzen mit Hessen wegen der bekannten Territorialrechtsverletzung regulieren soll. Eine Kommission ist nach Pommern geschickt, um das dortige Sektenwesen zu untersuchen. Der Wollmarkt hat schon angefangen, und eine Menge Gutsbesitzer sind hier, die ihre Wolle zum Verkauf herbringen, und die man hier scherzweise „Woll(Wohl-)habende" nennt. Sogar die Straßen bekommen Ambition; die „letzte Straße" will jetzt Dorotheenstraße heißen. Man spricht davon, daß dem großen Fritz eine Statue auf dem Opernplatze errichtet werden soll. Der Tänzerfamilie Kobler ist auf der Chaussée bei Blumberg die Bagage verbrannt. Bei dem Bau der neuen Brücke bedient man sich einer Dampfmaschine.

Literarische Notizen giebt es hier in diesem Augenblick sehr wenige, obschon Berlin ihr Haupt-

marktplatz ist. In Hinsicht der Gemüse schreite ich mit meiner Zeit vorwärts. Spargel esse ich jetzt keinen mehr und esse jetzt Schoten. Aber in der Literatur bin ich noch zurückgeblieben. Ja, ich habe noch nicht mal die „falschen Wanderjahre" gelesen, die so viel Aufsehn gemacht und noch machen. Dieses Buch hat für Westfalen ein besonderes Interesse, da man jetzt allgemein ausspricht, dass unser Landsmann, Dr. Pustkuchen in Lemgo, ihr Verfasser sei. Ich weiß nicht, warum er dieses Buch desavouieren wollte, da es ihm doch gewiss keine Schande macht. Man hatte sich lange den Kopf zerbrochen, wer der Verfasser sei, und nannte allerlei Namen. Der Hofrath Schütz machte öffentlich bekannt, dass er es nicht sei. Den Legationsrath v. Varnhagen nannten einige Stimmen; aber Dieser machte Dasselbe bekannt. Von Letzterm war es auch sehr unwahrscheinlich, da er zu den größten Verehrern Goethe's gehört, und Goethe sogar in seinem letzten Heft der Zeitschrift „Kunst und Alterthum am Rhein" selbst erklärte, dass Varnhagen ihn tief begriffen und ihn oft über sich selbst belehrt habe. Wahrlich, nächst dem Gefühle, Goethe selbst zu sein, kenne ich kein schöneres Gefühl, als wenn Einem Goethe, der Mann, der auf der Höhe des Zeitalters steht, ein solches Zeugnis giebt. — Außerdem spricht man von dem

deutschen Gil-Blas, den Goethe vor vier Wochen herausgegeben. Dieses Buch ist von einem ehemaligen Bedienten geschrieben. Goethe hat es durchgefeilt und mit einer sehr merkwürdigen Vorrede begleitet. Auch hat dieser kräftige Greis, der Ali Pascha unserer Literatur, wieder einen Theil seiner Lebensgeschichte herausgegeben. Diese wird, sobald sie vollständig ist, eines der merkwürdigsten Werke bilden, gleichsam ein großes Zeitepos. Denn diese Selbstbiographie ist auch die Biographie der Zeit. Goethe schildert meistens letztere und wie sie auf ihn eingewirkt; statt daſs andere Selbstbiographen, z. B. Rousseau, bloß ihre leidige Subjektivität im Auge hatten.

Ein Theil von Goethe's Biographie wird aber erst nach seinem Tode erscheinen, da er alle seine weimarschen Verhältnisse, und besonders die, welche den Großherzog betreffen, darin bespricht. Dieser Nachtrag wird wohl das meiste Aufsehn erregen. Wir werden auch bald Memoiren von Byron erhalten, die aber, wie man sagt, eben so wie seine Dramen, mehr Gemüthsschilderung als Handlung enthalten sollen. Die Vorrede zu seinen drei neuen Dramen enthält höchst merkwürdige Worte über unsere Zeit und den Revolutionsstoff, den sie in sich trägt. Man klagt noch sehr über die Gottlosigkeit seiner Gedichte, und der gekrönte Dichter Sou-

they in London nennt Byron und seine Geistesverwandte „die satanische Schule". Aber Childe Harold schwingt gewaltig die vergiftete Geißel, womit er den armen Laureaten züchtigt. — Eine andere Selbstbiographie erregt hier viel Interesse. Es sind die „Memoiren von Jakob Casanova de Seingalt", die Brockhaus in einer deutschen Übersetzung herausgiebt. Das französische Original ist noch nicht gedruckt, und es schwebt noch ein Dunkel über die Schicksale des Manuskripts. An seiner Echtheit darf man gar nicht zweifeln. Das Fragment sur Casanova in den Werken des Prinzen Charles de Ligne ist ein glaubwürdiges Zeugnis, und dem Buche selbst sieht man gleich an, dass es nicht fabriciert ist. Meiner Geliebten möchte ich es nicht empfehlen, aber allen meinen Freunden. Italiänische Sinnlichkeit haucht uns aus diesem Buche schwül entgegen. Der Held desselben ist ein lebenslustiger, kräftiger Venetianer, der mit allen Hunden gehetzt wird, alle Länder durchschwärmt, mit den ausgezeichnetsten Männern in nahe Berührung kommt und in noch weit nähere Berührung mit den Frauen, Es ist keine Zeile in diesem Buche, die mit meinen Gefühlen übereinstimmte, aber auch keine Zeile, die ich nicht mit Vergnügen gelesen hätte. Der zweite Theil soll schon heraus sein, aber er ist hier noch nicht zu

bekommen, da, wie ich höre, die Censur bei dem Brockhaus'schen Verlag seit gestern wieder in Wirksamkeit getreten ist. — Hier sind in diesem Augenblick wenig' gute belletristische Schriften erschienen. Fouqué hat einen neuen Roman herausgegeben, betitelt „Der Verfolgte". In der poetisierenden Welt geht es hier wie in der musikalischen. An Dichtern fehlt es nicht, aber an guten Gedichten. Nächsten Herbst haben wir doch einiges Gute zu erwarten. Köchy (kein Berliner), der uns vor Kurzem eine sehr gehaltreiche Schrift über die Bühne geliefert hat, wird nächstens einen Band Gedichte herausgeben, und aus den Proben, die mir davon zu Gesicht gekommen, bin ich zu den größten Erwartungen berechtigt. Es lebt in denselben ein reines Gefühl, eine ungewöhnliche Zartheit, eine tiefe Innigkeit, die durch keine Bitterkeit getrübt wird, mit einem Worte: echte Poesie. An wahrhaft dramatischen Talenten ist just jetzt kein Überfluss, und ich erwarte Viel von v. Uechtritz (kein Berliner), einem jungen Dichter, der mehrere Dramen geschrieben, die von Kennern erstaunlich gerühmt werden. Es wird nächstens eines derselben, „Der heilige Chrysostomus", in Druck erscheinen, und ich glaube, dass es Aufsehn erregen wird. Ich habe Stellen daraus gehört, die des größten Meisters würdig sind.

Über Hoffmann's „Meister Floh" versprach ich Ihnen in meinem Vorigen Mehreres zu schreiben. Die Untersuchung gegen den Verfasser hat aufgehört. Derselbe kränkelt noch immer. Jenen vielbesprochenen Roman habe ich endlich gelesen. Keine Zeile fand ich darin, die sich auf die demagogischen Umtriebe bezöge. Der Titel des Buches wollte mir Anfangs sehr unanständig vorkommen, in Gesellschaft mussten bei Erwähnung desselben meine Wangen jungfräulich erröthen, und ich lispelte immer: Hoffmann's Roman, mit Respekt zu sagen. Aber in Knigge's „Umgang mit Menschen" (3. Theil, 9. Kap. über die Art, mit Thieren umzugehn; das 10. Kap. handelt vom Umgang mit Schriftstellern) fand ich eine Stelle, die sich auf den Umgang mit Flöhen bezog, und woraus ich ersah, dass letztere nicht so unanständig sind wie „gewisse andre kleine Thiere", die dieser tiefe Kenner der Menschen und Bestien selbst nicht nennt. Durch dieses humanistische Citat ist Hoffmann geschützt. Ich berufe mich auf das Lied von Mephistopheles:

Es war einmal ein König,
Der hatt' einen großen Floh.

Der Held des Romans ist aber kein Floh, sondern ein Mensch, Namens Peregrinus Tyß, der

in einem träumerischen Zustande lebt, und durch Zufall mit dem Beherrscher der Flöhe zusammentrifft, und höchst ergötzliche Gespräche führt. Dieser, Meister Floh genannt, ist ein gar gescheiter Mann, etwas ängstlich, aber doch sehr kriegerisch, und trägt an den dürren Beinen große goldene Stiefel mit diamantenen Sporen, wie auf dem Umschlage des Buches zu sehen ist. Ihn verfolgt eine gewisse Dörtje Elverdink, die, wie man sagt, die Demagogie repräsentieren sollte. Eine schöne Figur ist der Student Georg Pepusch, der eigentlich die Distel Zeherith ist und einst in Famagusta blühte, und der in die Dörtje Elverdink verliebt ist, die aber eigentlich die Prinzessin Gamahe, die Tochter des Königs Sekakis ist. Die Kontraste, die auf solche Weise der indische Mythos mit der Alltäglichkeit bildet, sind in diesem Buche nicht so pikant wie im „goldnen Topf" und in andern Romanen Hoffmann's, worin derselbe naturphilosophische Theaterkoup angewandt ist. Überhaupt ist die Gemüthswelt, die Hoffmann so herrlich zu schildern versteht, in diesem Romane höchst nüchtern behandelt. Das erste Kapitel desselben ist göttlich, die übrigen sind unerquicklich. Das Buch hat keine Haltung, keinen großen Mittelpunkt, keinen innern Kitt. Wenn der Buchbinder die Blätter desselben willkürlich durcheinander geschossen hätte, würde

man es sicher nicht bemerkt haben. Die große Allegorie, worin am Ende Alles zusammenfließt, hat mich nicht befriedigt. Mögen Andre sich daran ergötzt haben; ich glaube, daſs ein Roman keine Allegorie sein soll. — Die Strenge und Bitterkeit, womit ich über diesen Roman spreche, rührt eben daher, weil ich Hoffmann's frühere Werke so sehr schätze und liebe. Sie gehören zu den merkwürdigsten, die unsere Zeit hervorgebracht. Alle tragen sie das Gepräge des Außerordentlichen. Jeden müssen die „Phantasiestücke" ergötzen. In den „Elixieren des Teufels" liegt das Furchtbarste und Entsetzlichste, das der Geist erdenken kann. Wie schwach ist dagegen The monk von Lewis, der dasselbe Thema behandelt. In Göttingen soll ein Student durch diesen Roman toll geworden sein. In den „Nachtstücken" ist das Gräſslichste und Grausenvollste überboten. Der Teufel kann so teuflisches Zeug nicht schreiben. Die kleinen Novellen, die meistens unter dem Titel „Serapionsbrüder" gesammelt sind, und wozu auch „Klein Zaches" zu rechnen ist, sind nicht so grell, zuweilen sogar lieblich und heiter. Der „Theaterdirektor" ist ein ziemlich mittelmäßiger Schelm. In dem „Elementargeist" ist Wasser das Element, und Geist ist gar keiner drin. Aber „Prinzessin Brambilla" ist eine gar köstliche Schöne, und wem Diese durch ihre Wunder-

lichkeit nicht den Kopf schwindlich macht, Der hat gar keinen Kopf. Hoffmann ist ganz original. Die, welche ihn Nachahmer von Jean Paul nennen, verstehen weder den Einen, noch den Andern. Beider Dichtungen haben einen entgegengesetzten Charakter. Ein Jean Paul'scher Roman fängt höchst barock und burlesk an, und geht so fort, und plötzlich, ehe man sich Dessen versieht, taucht hervor eine schöne, reine Gemüthswelt, eine mondbeleuchtete, röthlich blühende Palmeninsel, die mit all ihrer stillen, duftenden Herrlichkeit schnell wieder versinkt in die häßlichen, schneidend kreischenden Wogen eines excentrischen Humors. Der Vorgrund von Hoffmann's Romanen ist gewöhnlich heiter, blühend, oft weichlich rührend, wunderlich geheimnisvolle Wesen tänzeln vorüber, fromme Gestalten schreiten auf und ab, launige Männlein grüßen freundlich und unerwartet, aus all diesem ergötzlichen Treiben grinst hervor eine häßlichverzerrte Alteweiberfratze, die mit unheimlicher Hastigkeit ihre allerfatalsten Gesichter schneidet und verschwindet, und wieder freies Spiel läßt den verscheuchten muntern Figürchen, die wieder ihre drolligsten Sprünge machen, aber das in unsere Seele getretene katzenjammerhafte Gefühl nicht fortgaukeln können. — Über die Romane anderer hiesiger Schriftsteller will ich in meinen nächsten Brie-

fen sprechen. Alle tragen denselben Charakter. Es ist der Charakter der deutschen Romane überhaupt. Dieser lässt sich am besten auffassen, wenn man sie vergleicht mit den Romanen anderer Nationen, z. B. der Franzosen, der Engländer u. s. w. Da sieht man, wie die äußere Stellung der Schriftsteller den Romanen einer Nation einen eignen Charakter verleiht. Der englische Schriftsteller reiset, mit einer Lords- oder Apostel-Equipage, schon durch Honorar bereichert oder noch arm, gleichviel er reiset, stumm und verschlossen beobachtet er die Sitten, die Leidenschaften, das Treiben der Menschen, und in seinen Romanen spiegelt sich ab die wirkliche Welt und das wirkliche Leben, oft heiter (Goldsmith), oft finster (Smollet), aber immer wahr und treu (Fielding). Der französische Schriftsteller lebt beständig in der Gesellschaft, und zwar in der großen, mag er auch noch so dürftig und titellos sein. Fürsten und Fürstinnen kajolieren den Notenabschreiber Jean Jacques, und im Pariser Salon heißt der Minister Monsieur und die Herzogin Madame. Daher lebt in den Romanen der Franzosen jener leichte Gesellschaftston, jene Beweglichkeit und Feinheit und Urbanität, die man nur im Umgang mit Menschen erlangt, und daher jene Familienähnlichkeit der französischen Romane, deren Sprache immer dieselbe scheint, eben

weil sie die gesellschaftliche ist. Aber der arme deutsche Schriftsteller, der, weil er meistens schlecht honoriert wird, oder selten Privatvermögen besitzt, kein Geld zum Reisen hat, der wenigstens spät reist, wenn er sich schon in eine Manier hineingeschrieben, der selten einen Stand oder einen Titel hat, der ihm die Gnadenpforten der vornehmen Gesellschaft, die bei uns nicht immer die feine ist, erschleußt, ja der nicht selten einen schwarzen Rock entbehrt, um die Gesellschaft der Mittelklasse zu frequentieren: der arme Deutsche verschließt sich in seiner einsamen Dachstube, faselt eine Welt zusammen, und in einer aus ihm selbst wunderlich hervorgegangenen Sprache schreibt er Romane, worin Gestalten und Dinge leben, die herrlich, göttlich, höchst poetisch sind, aber nirgends existieren. Diesen phantastischen Charakter tragen alle unsre Romane, die guten und die schlechten, von der frühesten Spieß-, Cramer- und Vulpiuszeit bis Arnim, Fouqué, Horn, Hoffmann ꝛc., und dieser Romancharakter hat Viel eingewirkt auf den Volkscharakter, und wir Deutschen sind unter allen Nationen am meisten empfänglich für Mystik, geheime Gesellschaften, Naturphilosophie, Geisterkunde, Liebe, Unsinn und — Poesie!]

Über Polen.

(Geschrieben im Herbst 1822.)

Seit einigen Monaten habe ich den preußischen Theil Polens die Kreuz und die Quer durchstreift; in dem russischen Theil bin ich nicht weit gekommen, nach dem österreichischen gar nicht. Von den Menschen hab' ich sehr viele, und aus allen Theilen Polens, kennen gelernt. Diese waren freilich meistens nur Edelleute, und zwar die vornehmsten. Aber wenn auch mein Leib sich bloß in den Kreisen der höheren Gesellschaft, in dem Schlosbann der polnischen Großen bewegte, so schweifte der Geist doch oft auch in den Hütten des niedern Volks. Hier haben Sie den Standpunkt für die Würdigung meines Urtheils über Polen.

Vom Äußeren des Landes wüsste ich Ihnen nicht viel Reizendes mitzutheilen. Hier sind nirgends pikante Felsengruppen, romantische Wasserfälle,

Nachtigallen-Gehölze u. s. w.; hier giebt es nur weite Flächen von Ackerland, das meistens gut ist, und dicke, mürrische Fichtenwälder. Polen lebt nur von Ackerbau und Viehzucht; von Fabriken und Industrie giebt es hier fast keine Spur. Den traurigsten Anblick geben die polnischen Dörfer: niedere Ställe von Lehm, mit dünnen Latten oder Binsen bedeckt. In diesen lebt der polnische Bauer mit seinem Vieh und seiner übrigen Familie, erfreut sich seines Daseins und denkt an Nichts weniger, als an die — ästhetischen Pustkuchen. Leugnen lässt es sich indessen nicht, dass der polnische Bauer oft mehr Verstand und Gefühl hat, als der deutsche Bauer in manchen Ländern. Nicht selten fand ich bei dem geringsten Polen jenen originellen Witz (nicht Gemüthswitz, Humor), der bei jedem Anlass mit wunderlichem Farbenspiel hervorsprudelt, und jenen schwärmerisch-sentimentalen Zug, jenes brillante Aufleuchten eines Ossianischen Naturgefühls, dessen plötzliches Hervorbrechen bei leidenschaftlichen Anlässen eben so unwillkürlich ist, wie das Insgesichtsteigen des Blutes. Der polnische Bauer trägt noch seine Nationaltracht: eine Jacke ohne Ärmel, die bis zur Mitte der Schenkel reicht; darüber einen Oberrock, mit hellen Schnüren besetzt. Letzterer, gewöhnlich von hellblauer oder grüner Farbe, ist das grobe Original jener feinen

Polenröcke unserer Eleganz. Den Kopf bedeckt ein kleines rundes Hütchen, weißgerändert, oben wie ein abgekappter Kegel spitz zulaufend, und vorn mit bunten Bandschleifen oder mit einigen Pfauenfedern geschmückt. In diesem Kostüm sieht man den polnischen Bauer des Sonntags nach der Stadt wandern, um dort ein dreifaches Geschäft zu verrichten: erstens, sich rasieren zu lassen; zweitens, die Messe zu hören; und drittens, sich voll zu saufen. Den, durch das dritte Geschäft gewiss Seliggewordenen sieht man des Sonntags, alle Viere ausgestreckt, in einer Straßengosse liegen, sinneberaubt und umgeben von einem Haufen Freunde, die in wehmüthiger Gruppierung die Betrachtung zu machen scheinen, dass der Mensch hienieden so wenig vertragen kann! Was ist der Mensch, wenn — drei Kannen Schnaps ihn zu Boden werfen! Aber die Polen haben es doch im Trinken übermenschlich weit gebracht. — Der Bauer ist von gutem Körperbau, starkstämmig, soldatischen Ansehens, und hat gewöhnlich blondes Haar; die Meisten lassen dasselbe lang herunter wallen. Dadurch haben so viele Bauern die Plica polonica (Weichselzopf), eine sehr anmuthige Krankheit, womit auch wir hoffentlich einst gesegnet werden, wenn das Langehaarthum in den deutschen Gauen allgemeiner wird. Die Unterwürfigkeit des

polnischen Bauers gegen den Edelmann ist empörend. Er beugt sich mit dem Kopf fast bis zu den Füßen des gnädigen Herrn, und spricht die Formel: „Ich küsse die Füße.“ Wer den Gehorsam personificiert haben will, sehe einen polnischen Bauer vor seinem Edelmann stehen; es fehlt nur der wedelnde Hundeschweif. Bei einem solchen Anblick denke ich unwillkürlich: Und Gott erschuf den Menschen nach seinem Ebenbilde! — und es ergreift mich ein unendlicher Schmerz, wenn ich einen Menschen vor einem andern so tief erniedrigt sehe. Nur vor dem Könige soll man sich beugen; bis auf dieses letztere Glaubensgesetz bekenne ich mich ganz zum nordamerikanischen Katechismus. Ich leugne es nicht, dass ich die Bäume der Flur mehr liebe als Stammbäume, dass ich das Menschenrecht mehr achte als das kanonische Recht, und dass ich die Gebote der Vernunft höher schätze als die Abstraktionen kurzsichtiger Historiker; wenn Sie mich aber fragen: ob der polnische Bauer wirklich unglücklich ist, und ob seine Lage besser wird, wenn jetzt aus den gedrückten Hörigen lauter freie Eigenthümer gemacht werden? so müsste ich lügen, sollte ich diese Frage unbedingt bejahen. Wenn man den Begriff von Glücklichsein in seiner Relativität auffasst und sich wohl merkt, dass es kein Unglück ist, wenn man von Jugend auf gewöhnt ist, den

ganzen Tag zu arbeiten und Lebensbequemlichkeiten zu entbehren, die man gar nicht kennt, so muſs man gestehen, daſs der polnische Bauer im eigentlichen Sinne nicht unglücklich ist; um so mehr, da er gar Nichts hat, und folglich in der großen Sorglosigkeit, die ja von Vielen als das höchste Glück geschildert wird, sein Leben dahinlebt. Aber es ist keine Ironie, wenn ich sage, daſs, im Fall man jetzt die polnischen Bauern plötzlich zu selbständigen Eigenthümern machte, sie sich gewiſs bald in der unbehaglichsten Lage von der Welt befinden und manche gewiſs dadurch in größeres Elend gerathen würden. Bei seiner jetzt zur zweiten Natur gewordenen Sorglosigkeit würde der Bauer sein Eigenthum schlecht verwalten, und träfe ihn ein Unglück, wäre er ganz und gar verloren. Wenn jetzt ein Miſswachs ist, so muſs der Edelmann dem Bauer von seinem eigenen Getreide schicken; es wäre ja auch sein eigener Verlust, wenn der Bauer verhungerte oder nicht säen könnte. Er muſs ihm aus demselben Grunde ein neues Stück Vieh schicken, wenn der Ochs oder die Kuh des Bauers krepiert ist. Er giebt ihm Holz im Winter, er schickt ihm Ärzte, Arzneien, wenn er oder Einer von der Familie krank ist; kurz, der Edelmann ist der beständige Vormund Desselben. Ich habe mich überzeugt, daſs diese Vormundschaft von

den meisten Edelleuten sehr gewissenhaft und liebreich ausgeübt wird, und überhaupt gefunden, dass die Edelleute ihre Bauern milde und gütig behandeln; wenigstens sind die Reste der alten Strenge selten. Viele Edelleute wünschen sogar die Selbstständigkeit der Bauern — der größte Mensch, den Polen hervorgebracht hat, und dessen Andenken noch in allen Herzen lebt, Thaddäus Kosciusko, war eifriger Beförderer der Bauern-Emancipation, und die Grundsätze eines Lieblings dringen unbemerkt in alle Gemüther. Außerdem ist der Einfluss französischer Lehren, die in Polen leichter als irgendwo Eingang finden, von unberechenbarer Wirkung für den Zustand der Bauern. Sie sehen, dass es mit Letzteren nicht mehr so schlimm steht, und dass ein allmähliches Selbständigwerden derselben wohl zu hoffen ist. Auch die preußische Regierung scheint Dies durch zweckmäßige Einrichtungen nach und nach zu erzielen. Möge diese begütigende Allmählichkeit gedeihen; sie ist gewisser, zeitlich nützlicher, als die zerstörungssüchtige Plötzlichkeit. Aber auch das Plötzliche ist zuweilen gut, wie sehr man dagegen eifere. — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — —

Zwischen dem Bauer und dem Edelmann stehen in Polen die Juden. Diese betragen fast mehr als den vierten Theil der Bevölkerung, treiben alle Gewerbe, und können füglich der dritte Stand Polens genannt werden. Unsere Statistik-Kompendienmacher, die an Alles den deutschen, wenigstens den französischen Maßstab legen, schreiben also mit Unrecht, daſs Polen keinen tiers état habe, weil dort dieser Stand von den übrigen schroffer abgesondert ist, weil seine Glieder am Mißverständnis des alten Testaments — — Gefallen finden — — — und weil Dieselben vom Ideal gemüthlicher Bürgerlichkeit, wie dasselbe in einem Nürnberger Frauen-Taschenbuche, unter dem Bilde reichsstädtischer Philiströsität, so niedlich und sonntäglich schmuck dargestellt wird, äußerlich noch sehr entfernt sind. Sie sehen also, daſs die Juden in Polen durch Zahl und Stellung von größerer staatswirthschaftlicher Wichtigkeit sind, als bei uns in Deutschland, und daſs, um Gediegenes über Dieselben zu sagen, etwas mehr dazu gehört, als die großartige Leihhaus-Anschauung gefühlvoller Romanenschreiber des Nordens, oder der naturphilosophische Tiefsinn geistreicher Ladendiener des Südens. Man sagte mir, daſs die Juden des Großherzogthums auf einer niedrigeren Humanitätsstufe ständen, als ihre östlicheren Glaubensgenossen;

ich will daher nichts Bestimmtes von polnischen Juden überhaupt sprechen, und verweise Sie lieber auf David Friedländer's: „Über die Verbesserung der Israeliten (Juden) im Königreich Polen; Berlin 1819." Seit dem Erscheinen dieses Buches, das, bis auf eine zu ungerechte Verkennung der Verdienste und der sittlichen Bedeutung der Rabbinen, mit einer seltenen Wahrheit- und Menschenliebe geschrieben ist, hat sich der Zustand der polnischen Juden wahrscheinlich nicht gar besonders verändert. Im Großherzogthum sollen sie einst, wie noch im übrigen Polen, alle Handwerke ausschließlich getrieben haben; jetzt aber sieht man viele christliche Handwerker aus Deutschland einwandern, und auch die polnischen Bauern scheinen an Handwerken und andern Gewerben mehr Geschmack zu finden. Seltsam aber ist es, daſs der gemeine Pole gewöhnlich Schuster oder Bierbrauer und Branntweinbrenner wird. In der Walischei, einer Vorstadt Posen's, fand ich das zweite Haus immer mit einem Schuhmacher-Schilde verziert, und ich dachte an die Stadt Bradford in Shakspeare's „Flurschütz von Wakefield". Im preußischen Polen erlangen die Juden kein Staatsamt, die sich nicht taufen lassen; im russischen Polen werden auch die Juden zu allen Staatsämtern zugelassen, weil man es dort für zweckmäßig hält.

Übrigens ist der Arsenik in den dortigen Bergwerken auch noch nicht zu einer überfrommen Philosophie sublimiert, und die Wölfe in den altpolnischen Wäldern sind noch nicht darauf abgerichtet, mit historischen Citaten zu heulen.

Es wäre zu wünschen, dass unsere Regierung durch zweckmäßige Mittel den Juden des Großherzogthums mehr Liebe zum Ackerbaue einzuflößen suchte; denn jüdische Ackerbauer soll es hier nur sehr wenige geben. Im russischen Polen sind sie häufig. Die Abneigung gegen den Pflug soll bei den polnischen Juden daher entstanden sein, weil sie ehemals den leibeigenen Bauer in einem äußerlich so sehr traurigen Zustande sahen. Hebt sich jetzt der Bauerstand aus seiner Erniedrigung, so werden auch die Juden zum Pflug greifen. — Bis auf wenige Ausnahmen sind alle Wirthshäuser Polens in den Händen der Juden, und ihre vielen Branntweinbrennereien werden dem Lande sehr schädlich, indem die Bauern dadurch zur Völlerei angereizt werden. Aber ich habe ja schon oben gezeigt, wie das Branntweintrinken zur Seligmachung der Bauern gehört. — Jeder Edelmann hat einen Juden im Dorf oder in der Stadt, den er Faktor nennt, und der alle seine Kommissionen, Ein- und Verkäufe, Erkundigungen u. s. w. ausführt. Eine originelle

Einrichtung, welche ganz die Bequemlichkeitsliebe der polnischen Edelleute zeigt. Das Äußere des polnischen Juden ist schrecklich. Mich überläuft ein Schauder, wenn ich daran denke, wie ich hinter Meseritz zuerst ein polnisches Dorf sah, meistens von Juden bewohnt. Das W—cksche Wochenblatt, auch zu physischem Brei gekocht, hätte mich nicht so brechpulverisch anwidern können, als der Anblick jener zerlumpten Schmutzgestalten; und die hochherzige Rede eines für Turnplatz und Vaterland begeisterten Tertianers hätte nicht so zerreißend meine Ohren martern können, als der polnische Juden-Jargon. Dennoch wurde der Ekel bald verdrängt von Mitleid, nachdem ich den Zustand dieser Menschen näher betrachtete, und die schweineställartigen Löcher sah, worin sie wohnen, mauscheln, beten, schachern und — elend sind. Ihre Sprache ist ein mit Hebräisch durchwirktes und mit Polnisch façonniertes Deutsch. Sie sind in sehr frühen Zeiten wegen Religionsverfolgung aus Deutschland nach Polen eingewandert; denn die Polen haben sich in solchen Fällen immer durch Toleranz ausgezeichnet. Als Frömmlinge einem polnischen Könige riethen, die polnischen Protestanten zum Katholicismus zurück zu zwingen, antwortete Derselbe: „Sum rex populorum, sed non conscientiarum!“ — Die Juden

brachten zuerſt Gewerbe und Handel nach Polen und wurden unter Kaſimir dem Großen mit bedeutenden Privilegien begünſtigt. Sie ſcheinen dem Adel weit näher geſtanden zu haben als den Bauern; denn nach einem alten Geſetze wurde der Jude durch ſeinen Übertritt zum Chriſtenthum eo ipso in den Adelſtand erhoben. Ich weiß nicht, ob und warum dieſes Geſetz untergegangen und was etwa mit Beſtimmtheit im Werthe geſunken iſt. — In jenen frühern Zeiten ſtanden indeſſen die Juden in Kultur und Geiſtesausbildung gewiſs weit über dem Edelmann, der nur das rauhe Kriegshandwerk trieb und noch den franzöſiſchen Firnis entbehrte. Jene aber beſchäftigten ſich wenigſtens immer mit ihren hebräiſchen Wiſſenſchaft- und Religionsbüchern, um derentwillen eben ſie Vaterland und Lebensbehaglichkeit verlaſſen. Aber ſie ſind offenbar mit der europäiſchen Kultur nicht fortgeſchritten, und ihre Geiſteswelt verſumpfte zu einem unerquicklichen Aberglauben, den eine ſpitzfindige Scholaſtik in tauſenderlei wunderliche Formen hineinquetſcht. Dennoch, trotz der barbariſchen Pelzmütze, die ſeinen Kopf bedeckt, und der noch barbariſcheren Ideen, die denſelben füllen, ſchätze ich den polniſchen Juden weit höher als ſo manchen deutſchen Juden, der ſeinen Bolivar auf dem Kopf und ſeinen Jean Paul im

Kopfe trägt. In der schroffen Abgeschlossenheit wurde der Charakter des polnischen Juden ein Ganzes; durch das Einathmen toleranter Luft bekam dieser Charakter den Stempel der Freiheit. Der innere Mensch wurde kein quodlibetartiges Kompositum heterogener Gefühle und verkümmerte nicht durch die Einzwängung Frankfurter Judengassmauern, hochweiser Stadtverordnungen und liebreicher Gesetzbeschränkungen. Der polnische Jude mit seinem schmutzigen Pelze, mit seinem bevölkerten Barte und Knoblauchgeruch und Gemauschel ist mir noch immer lieber, als Mancher in all seiner staatspapierenen Herrlichkeit.

Wie ich bereits oben bemerkt, dürfen Sie in diesem Briefe keine Schilderungen reizender Naturscenen, herrlicher Kunstwerke u. s. w. erwarten; nur die Menschen, und zwar besonders die nobelste Sorte, die Edelleute, verdienen hier in Polen die Aufmerksamkeit des Reisenden. Und wahrlich, ich sollte denken, wenn man einen kräftigen, echten polnischen Edelmann, oder eine schöne edle Polin in ihrem wahren Glanze sieht, so könnte Dieses die Seele ebenso erfreuen, wie etwa der Anblick einer romantischen Felsenburg oder einer marmornen Mediceerin. Ich lieferte Ihnen sehr gerne eine Charakterschilderung der polnischen Edelleute, und Das gäbe eine sehr

kostbare Mosaikarbeit von den Adjektiven: gastfrei, stolz, muthig, geschmeidig, falsch (dieses gelbe Steinchen darf nicht fehlen), reizbar, enthusiastisch, spielsüchtig, lebenslustig, edelmüthig und übermüthig. Aber ich selbst habe zu oft geeifert gegen unsre Broschürenstribler, die, wenn sie einen Pariser Tanzmeister hüpfen sehen, aus dem Stegreif die Charakteristik eines Volkes schreiben, — — — — — — — — — — — — und die, wenn sie einen dicken Liverpooler Baumwollenhändler gähnen sahen, auf der Stelle eine Beurtheilung jenes Volkes liefern, — — — — — — — — — Diese allgemeinen Charakteristiken sind die Quelle aller Übel. Es gehört mehr als ein Menschenalter dazu, um den Charakter eines einzigen Menschen zu begreifen, und aus Millionen einzelnen Menschen besteht eine Nation. Nur wenn wir die Geschichte eines Menschen, die Geschichte seiner Erziehung und seines Lebens betrachten, wird es uns möglich, einzelne Hauptzüge seines Charakters aufzufassen. — Bei Menschenklassen, deren einzelne Glieder durch Erziehung und Leben eine gleiche Richtung gewinnen, müssen sich indessen einige hervortretende Charakterzüge bemerken lassen; Dies ist bei den polnischen Edelleuten der Fall, und nur von diesem Standpunkte aus lässt sich etwas Allgemeines über ihren

Charakter ausmitteln. Die Erziehung selbst wird überall und immer bedingt durch das Lokale und durch das Temporale, durch den Boden und durch die politische Geschichte. In Polen ist Ersteres weit mehr der Fall, als irgendwo. Polen liegt zwischen Rußland und — Frankreich. Das noch vor Frankreich liegende Deutschland will ich nicht rechnen, da ein großer Theil der Polen es ungerechter Weise wie einen breiten Sumpf ansah, den man schnell überspringen müsse, um nach dem gebenedeiten Lande zu gelangen, wo die Sitten und die Pomaden am feinsten fabriciert werden. Den heterogensten Einflüssen war Polen dadurch ausgesetzt. Eindringende Barbarei von Osten durch die feindlichen Berührungen mit Rußland; eindringende Überkultur von Westen durch die freundschaftlichen Berührungen mit Frankreich — daher jene seltsamen Mischungen von Kultur und Barbarei im Charakter und im häuslichen Leben der Polen. Ich sage just nicht, daß alle Barbarei von Osten eingedrungen, ein sehr beträchtlicher Theil mag im Lande selbst vorräthig gewesen sein; aber in der neueren Zeit war dieses Eindrängen sehr sichtbar. Einen Haupteinfluß übt das Landleben auf den Charakter der polnischen Edelleute. Nur wenige Derselben werden in den Städten erzogen; die meisten Knaben bleiben auf

den Landgütern ihrer Angehörigen, bis sie erwachsen sind und durch die nicht gar zu großen Bemühungen eines Hofmeisters, oder durch einen nicht gar zu langen Schulbesuch, oder durch das bloße Walten der lieben Natur in den Stand gesetzt sind, Kriegsdienste zu nehmen, oder eine Universität zu beziehen, oder von der bärenleckenden Lutetia die Weihe der höchsten Ausbildung zu empfangen. Da nicht Allen hierzu dieselben Mittel zu Gebote stehen, so ist es einleuchtend, dass man einen Unterschied machen muss zwischen armen Edelleuten, reichen Edelleuten und Magnaten. Erstere leben oft höchst jämmerlich, fast wie der Bauer, und machen keine besonderen Ansprüche an Kultur. Bei den reichen Edelleuten und den Magnaten ist die Unterscheidung nicht schroff, dem Fremden ist sie sogar sehr wenig bemerkbar. An und für sich selbst ist die Würde eines polnischen Edelmanns (civis polonus) bei dem Ärmsten wie bei dem Reichsten von demselben Umfange und demselben innern Werthe. Aber an die Namen gewisser Familien, die sich immer durch großen Güterbesitz und durch Verdienste um den Staat ausgezeichnet, hat sich die Idee einer höhern Würde geknüpft, und man bezeichnet sie gemeiniglich mit dem Namen Magnaten. Die Czartoryskis, die Radziwills, die Zamoyskis, die Sapiehas, die Poniatows-

kis, die Potockis u. s. w. werden zwar eben so gut als bloße polnische Edelleute betrachtet, wie mancher arme Edelmann, der vielleicht hinterm Pflug geht; dennoch sind sie der höhere Adel de facto, wenn auch nicht de nomine. Ihr Ansehen ist sogar fester begründet als das von unserm hohen Adel, weil sie selbst sich ihre Würde gegeben, und weil nicht bloß manches geschnürte alte Fräulein, sondern das ganze Volk ihren Stammbaum im Kopfe trägt. Die Benennung „Staroſt" findet man jetzt selten, und sie ist ein bloßer Titel geworden. Der Name „Graf" ist ebenfalls bei den Polen ein bloßer Titel, und es sind nur von Preußen und Österreich einige derselben vertheilt. Von Adelstolz gegen Bürgerliche wissen die Polen Nichts, und er kann sich nur in Ländern bilden, wo ein mächtiger und mit Ansprüchen hervortretender Bürgerstand sich erhebt. Erst dann, wenn der polnische Bauer Güter kaufen wird und der polnische Jude sich nicht mehr dem Edelmann zuvorkommend erzeigt, möchte sich bei Diesem der Adelstolz regen, der also das Emporkommen des Landes beweisen würde. Weil hier die Juden höher als die Bauern gestellt sind, müssen sie zuerst mit diesem Adelstolze kollidieren; aber die Sache wird gewiß alsdann einen religiöseren Namen annehmen.

Dieſes hier nur flüchtig angedeutete Weſen des polniſchen Adels hat, wie man ſich denken kann, am meiſten beigetragen zu der höchſt wunderlichen Geſtaltung von Polens politiſcher Geſchichte, und die Einflüſſe dieſer letztern auf die Erziehung der Polen, und alſo auf ihren Nationalcharakter, waren faſt noch wichtiger als die oben erwähnten Einflüſſe des Bodens. Durch die Idee der Gleichheit entwickelte ſich bei den polniſchen Edelleuten jener Nationalſtolz, der uns oft ſo ſehr überraſcht durch ſeine Herrlichkeit, der uns oft auch ſo ſehr ärgert durch ſeine Geringſchätzung des Deutſchen, und der ſo ſehr kontraſtiert mit eingeknuteter Beſcheidenheit. Durch eben jene Gleichheit entwickelte ſich der bekannte großartige Ehrgeiz, der den Geringſten wie den Höchſten beſeelte, und der oft nach dem Gipfel der Macht ſtrebte, da Polen meiſtens ein Wahlreich war. Herrſchen hieß die ſüße Frucht, nach der es jedem Polen gelüſtete. Nicht durch Geiſteswaffen wollte der Pole ſie erbeuten, dieſe führen nur langſam zum Ziele; ein kühner Schwerthieb ſollte die ſüße Frucht zum raſchen Genuſs herunterhauen. Daher aber bei den Polen die Vorliebe für den Militärſtand, wozu ihr heftiger und ſtreitluſtiger Charakter ſie hinzog; daher bei den Polen gute Soldaten und Generale, aber gar wenige ſeidene Staatsmänner, noch viel weniger

zu Ansehen gestiegene Gelehrte. Die Vaterlandsliebe ist bei den Polen das große Gefühl, worin alle anderen Gefühle, wie der Strom in das Weltmeer, zusammen fließen; und dennoch trägt dieses Vaterland kein sonderlich reizendes Äußere. Ein Franzose, der diese Liebe nicht begreifen konnte, betrachtete eine trübselige polnische Sumpfgegend, stampfte ein Stück aus dem Boden, und sprach pfiffig und kopfschüttelnd: „Und Das nennen die Kerls ein Vaterland!“ Aber nicht aus dem Boden selbst, nur aus dem Kampfe um Selbständigkeit, aus historischen Erinnerungen und aus dem Unglück ist bei den Polen diese Vaterlandsliebe entsprossen. Sie flammt jetzt noch immer so glühend wie in den Tagen Kosciusko's, vielleicht noch glühender. Fast bis zur Lächerlichkeit ehren jetzt die Polen Alles, was vaterländisch ist. Wie ein Sterbender, der sich in krampfhafter Angst gegen den Tod sträubt, so empört und sträubt sich ihr Gemüth gegen die Idee der Vernichtung ihrer Nationalität. Dieses Todeszucken des polnischen Volkskörpers ist ein entsetzlicher Anblick! Aber alle Völker Europas und der ganzen Erde werden diesen Todeskampf überstehen müssen, damit aus dem Tode das Leben, aus der heidnischen Nationalität die christliche Fraternität hervorgehe. Ich meine hier nicht alles Aufgeben schöner Besonderheiten, worin sich die Liebe

am liebsten abspiegelt, sondern jene von uns Deutschen am meisten erstrebte und von unsern edelsten Volkssprechern Lessing, Herder, Schiller u. s. w. am schönsten ausgesprochene allgemeine Menschenverbrüderung, das Urchristenthum. Von diesem sind die polnischen Edelleute, eben so gut wie wir, noch sehr entfernt. Ein großer Theil lebt noch in den Formen des Katholicismus, ohne leider den großen Geist dieser Formen und ihren jetzigen Übergang zum Weltgeschichtlichen zu ahnen; ein größerer Theil bekennt sich zur französischen Philosophie. Ich will hier diese gewiss nicht verunglimpfen, es giebt Stunden, wo ich sie verehre, und sehr verehre; ich selbst bin gewissermaßen ein Kind derselben. Aber ich glaube doch, es fehlt ihr die Hauptsache — die Liebe. Wo dieser Stern nicht leuchtet, da ist es Nacht, und wenn auch alle Lichter der Encyklopädie ihr Brillantfeuer umhersprühen. — Wenn Vaterland das erste Wort des Polen ist, so ist Freiheit das zweite. Ein schönes Wort! Nächst der Liebe gewiss das schönste. Aber es ist auch nächst der Liebe das Wort, das am meisten missverstanden wird und ganz entgegengesetzten Dingen zur Bezeichnung dienen muss. Hier ist Das der Fall. Die Freiheit der meisten Polen ist nicht die göttliche, die Washington'sche; nur ein geringer Theil, nur Männer wie Kosciusko

haben letztere begriffen und zu verbreiten gesucht. Viele zwar sprechen enthusiastisch von dieser Freiheit, aber sie machen keine Anstalt, ihre Bauern zu emancipieren. Das Wort Freiheit, das so schön und volltönend in der polnischen Geschichte durchklingt, war nur der Wahlspruch des Adels, der dem Könige so viel' Rechte als möglich abzuzwängen suchte, um seine eigne Macht zu vergrößern und auf solche Weise die Anarchie hervorzurufen. C'était tout comme chez nous, wo ebenfalls deutsche Freiheit einst Nichts anders hieß, als den Kaiser zum Bettler machen, damit der Adel desto reichlicher schlemmen und desto willkürlicher herrschen konnte; und ein Reich musste untergehen, dessen Vogt auf seinem Stuhle festgebunden war, und endlich nur ein Holzschwert in der Hand trug. In der That, die polnische Geschichte ist die Miniaturgeschichte Deutschlands; nur dass in Polen die Großen sich vom Reichsoberhaupte nicht so ganz losgerissen und selbständig gemacht hatten, wie bei uns, und dass durch die deutsche Bedächtigkeit doch immer einige Ordnung in die Anarchie hineingelangsamt wurde. Hätte Luther, der Mann Gottes und Katharina's, vor einem Krakauer Reichstage gestanden, so hätte man ihn sicher nicht so ruhig wie in Augsburg aussprechn lassen. Jener Grundsatz von der stür-

mischen Freiheit, die besser sein mag als ruhige Knechtschaft, hat dennoch trotz seiner Herrlichkeit die Polen ins Verderben gestürzt. Aber es ist auch erstaunlich, wenn man sieht, welche Macht schon das bloße Wort Freiheit auf ihre Gemüther ausübt; sie glühen und flammen, wenn sie hören, dass irgend für die Freiheit gestritten wird; ihre Augen schauen leuchtend nach Griechenland und Südamerika. In Polen selbst aber wird, wie ich oben schon gesagt, unter Niederdrückung der Freiheit bloß die Beschränkung der Adelsrechte verstanden, oder gar die allmähliche Ausgleichung der Stände. Wir wissen Das besser; die Freiheiten müssen untergehen, wo die allgemeine gesetzliche Freiheit gedeihen soll.

Jetzt aber knien Sie nieder, oder wenigstens ziehen Sie den Hut ab — ich spreche von Polens Weibern. Mein Geist schweift an den Ufern des Ganges und sucht die zartesten und lieblichsten Blumen, um sie damit zu vergleichen. Aber was sind gegen diese Holden alle Reize der Mallika, der Kuwalaya, der Oschaddi, der Nagakesarblüthen, der heiligen Lotosblumen, und wie sie alle heißen mögen — Kamalata, Pedma, Kamala, Tamala, Sirischa u. s. w.!! Hätte ich den Pinsel Raphael's, die Melodien Mozart's und die Sprache Calderon's, so gelänge es mir vielleicht, Ihnen ein Gefühl in die

Brust zu zaubern, das Sie empfinden würden, wenn eine wahre Polin, eine Weichsel-Aphrodite, vor Ihren hochbegnadigten Augen leibhaftig erschiene. Aber was sind Raphael'sche Farbenkleckse gegen diese Altarbilder der Schönheit, die der lebendige Gott in seinen heitersten Stunden fröhlich hingezeichnet! Was sind Mozart'sche Klimpereien gegen die Worte, die gefüllten Bonbons für die Seele, die aus den Rosenlippen dieser Süßen hervorquellen! Was sind alle Calderon'schen Sterne der Erde und Blumen des Himmels gegen diese Holden, die ich ebenfalls auf gut Calderonisch Engel der Erde benamse, weil ich die Engel selbst Polinnen des Himmels nenne! Ja, mein Lieber, wer in ihre Gazellenaugen blickt, glaubt an den Himmel, und wenn er der eifrigste Anhänger des Baron Holbach war; — — — —

— — — — — — — — — —

— — — — — — Wenn ich über den Charakter der Polinnen sprechen soll, so bemerke ich bloß: sie sind Weiber. Wer will sich anheischig machen, den Charakter dieser Letztern zu zeichnen!

Ein sehr werther Weltweiser, der zehn Oktavbände „Weibliche Charaktere" geschrieben, hat endlich seine eigene Frau in militärischen Umarmungen gefunden. Ich will hier nicht sagen, die Weiber hätten gar keinen Charakter. Bei Leibe nicht! Sie haben

vielmehr jeden Tag einen andern. Diesen immerwährenden Wechsel des Charakters will ich ebenfalls durchaus nicht tadeln. Es ist sogar ein Vorzug. Ein Charakter entsteht durch ein System stereotyper Grundsätze. Sind letztere irrig, so wird das ganze Leben desjenigen Menschen, der sie systematisch in seinem Geiste aufgestellt, nur ein großer, langer Irrthum sein. Wir loben Das, und nennen es „Charakter haben", wenn ein Mensch nach festen Grundsätzen handelt, und bedenken nicht, daſs in einem solchen Menschen die Willensfreiheit untergegangen, daſs sein Geist nicht fortschreitet, und daſs er selbst ein blinder Knecht seiner verjährten Gedanken ist. Wir nennen Das auch Konsequenz, wenn Jemand dabei bleibt, was er ein für alle Mal in sich aufgestellt und ausgesprochen hat, und wir sind oft tolerant genug, Narren zu bewundern und Bösewichter zu entschuldigen, wenn sich nur von ihnen sagen läſst, daſs sie konsequent gehandelt. Diese moralische Selbstunterjochung findet sich aber fast nur bei Männern; im Geiste der Frauen bleibt immer lebendig und in lebendiger Bewegung das Element der Freiheit. Jeden Tag wechseln sie ihre Weltansichten, meistens ohne sich Dessen bewusst zu sein. Sie stehen des Morgens auf wie unbefangene Kinder, bauen des Mittags ein Gedankensystem,

das wie ein Kartenhaus des Abends wieder zusammen fällt. Haben sie heute schlechte Grundsätze, so wette ich darauf, haben sie morgen die allerbesten. Sie wechseln ihre Meinungen so oft wie ihre Kleider. Wenn in ihrem Geiste just kein herrschender Gedanke steht, so zeigt sich das Allererfreulichste, das Interregnum des Gemüthes. Und dieses ist bei den Frauen am reinsten und am stärksten, und führt sie sicherer als die Verstandes-Abstraktionslaternen, die uns Männer so oft irre leiten. Glauben Sie nicht etwa, ich wollte hier den Advocatus diaboli spielen, und die Weiber noch obendrein preisen wegen jenes Charaktermangels, den unsere Gelbschnäbel und Grauschnäbel — die Einen durch Amor, die Andern durch Hymen malträtiert — mit so vielen Stoßseufzern beklagen. Auch müssen Sie bemerken, daſs bei diesem allgemeinen Ausspruch über die Weiber die Polinnen hauptsächlich gemeint sind, und die deutschen Frauen so halb und halb ausgenommen werden. Das ganze deutsche Volk hat durch seinen angebornen Tiefsinn ganz besondere Anlage zu einem festen Charakter, und auch den Frauen hat sich ein Anflug davon mitgetheilt, der durch die Zeit sich immer mehr und mehr verdichtet, so daſs man bei ältlichen deutschen Damen, sogar bei Frauen aus dem Mittelalter, d. h. bei Vierzigerinnen, eine ziem-

sich dicke, schuppige Charakterhornhaut vorfindet. Unendlich verschieden sind die Polinnen von den deutschen Frauen. Das slavische Wesen überhaupt, und die polnische Sitte insbesondere, mag Dieses hervorgebracht haben. In Hinsicht der Liebenswürdigkeit will ich die Polin nicht über die Deutsche erheben — sie sind nicht zu vergleichen. Wer will eine Venus von Tizian über eine Maria von Correggio setzen? In einem sonnenhellen Blumenthale würde ich mir eine Polin zur Begleiterin wählen; in einem mondbeleuchteten Lindengarten wählte ich eine Deutsche. Zu einer Reise durch Spanien, Frankreich und Italien wünschte ich eine Polin zur Begleiterin; zu einer Reise durch das Leben wünschte ich eine Deutsche. Muster von Häuslichkeit, Kindererziehung, frommer Demuth und allen jenen stillen Tugenden der deutschen Frauen wird man wenige unter den Polinnen finden. Jene Haustugenden finden sich aber auch bei uns meistens nur im Bürgerstande und einem Theile des Adels, der sich in Sitten und Ansprüchen dem Bürgerstande angeschlossen. Bei dem übrigen Theile des deutschen Adels werden oft jene Haustugenden in höherem Grade und auf eine weit empfindlichere Weise vermisst, als bei den Frauen des polnischen Adels. Ja, bei Diesen ist es doch nie der Fall, dass auf

diesen Mangel sogar ein Werth gelegt wird, dass man sich Etwas darauf einbildet; wie von so manchen deutschen adligen Damen geschieht, die nicht Geld- oder Geisteskraft genug besitzen, um sich über den Bürgerstand zu erheben, und die sich wenigstens durch Verachtung bürgerlicher Tugenden und Beibehaltung nichtskostender altadliger Gebrechen auszuzeichnen suchen. Auch die Frauen der Polen sind nicht ahnenstolz, und es fällt keinem polnischen Fräulein ein, sich Etwas darauf einzubilden, dass vor einigen hundert Jahren ihr wegelagernder Ahnherr, der Raubritter, der verdienten Strafe — — entgangen ist. — Das religiöse Gefühl ist bei den deutschen Frauen tiefer als bei den Polinnen. Diese leben mehr nach außen als nach innen; sie sind heitere Kinder, die sich vor Heiligenbildern bekreuzen, durch das Leben wie durch einen schönen Redouten-Saal gaukeln, und lachen und tanzen, und liebenswürdig sind. Ich möchte wahrlich nicht Leichtfertigkeit, und nicht einmal Leichtsinn nennen jenen leichten Sinn der Polinnen, der so sehr begünstigt wird durch die leichten polnischen Sitten überhaupt, durch den leichten französischen Ton, der sich mit diesen vermischt, durch die leichte französische Sprache, die in Polen mit Vorliebe und fast wie eine Muttersprache gesprochen wird, und durch die leichte französische Lite-

ratur, deren Dessert, die Romane, von den Polinnen verschlungen werden; und was die Sittenreinheit betrifft, so bin ich überzeugt, dass die Polinnen hierin den deutschen Frauen nicht nachzustehen brauchen. Die Ausschweifungen einiger polnischen Magnatenweiber haben wegen ihrer Großartigkeit zu verschiedenen Zeiten viele Augen auf sich gezogen, und unser Pöbel, wie ich schon oben bemerkt, beurtheilt eine ganze Nation nach den paar schmutzigen Exemplaren, die ihm davon zu Gesicht gekommen. Außerdem muss man bedenken, dass die Polinnen schön sind, und dass schöne Frauen aus bekannten Gründen dem bösen Leumund am meisten ausgesetzt sind und demselben nie entgehen, wenn sie, wie die Polinnen, freudig dahinleben in leichter, anmuthiger Unbefangenheit. Glauben Sie mir, man ist in Warschau um Nichts weniger tugendhaft, wie in Berlin, nur dass die Wogen der Weichsel etwas wilder brausen, als die stillen Wasser der seichten Spree.

Von den Weibern gehe ich über zu dem politischen Gemüthszustande der Polen, und muss bekennen, dass ich bei diesem exaltierten Volke es immerwährend bemerkte, wie schmerzlich es die Brust des polnischen Edelmanns bewegt, wenn er die Begebenheiten der letzten Zeit überschaut. Auch die

Bruſt des Nicht-Polen wird von Mitgefühl durchdrungen, wenn man ſich die politiſchen Leiden aufzählt, die in einer kleinen Zahl von Jahren die Polen betroffen. Viele unſerer Journaliſten ſchaffen ſich dieſes Gefühl gemächlich vom Halſe, indem ſie leichthin ausſprechen: „Die Polen haben ſich durch ihre Unebnigkeit ihr Schickſal ſelbſt zugezogen, und ſind alſo nicht zu bedauern.“ Das iſt eine thörichte Beſchwichtigung. Kein Volk, als ein Ganzes gedacht, verſchuldet Etwas; ſein Treiben entſpringt einer innern Nothwendigkeit, und ſeine Schickſale ſind ſtets Reſultate derſelben. Dem Forſcher offenbart ſich der erhabenere Gedanke: daſs die Geſchichte (Natur, Gott, Vorſehung u. ſ. w.), wie mit einzelnen Menſchen, auch mit ganzen Völkern eigene große Zwecke beabſichtigt, und daſs manche Völker leiden müſſen, damit das Ganze erhalten werde und blühender fortſchreite. Die Polen, ein ſlaviſches Grenzvolk an der Pforte der germaniſchen Welt, ſcheinen durch ihre Lage ſchon ganz beſonders dazu beſtimmt, gewiſſe Zwecke in den Weltbegebenheiten zu erfüllen. Ihr moraliſcher Kampf gegen den Untergang ihrer Nationalität rief ſtets Erſcheinungen hervor, die dem ganzen Volke einen andern Charakter aufdrücken, und auch auf den Charakter der Nachbarvölker einwirken müſſen. — Der Charakter

der Polen war bisher militärisch, wie ich oben schon bemerkte; jeder polnische Edelmann war Soldat und Polen eine große Kriegsschule. Jetzt aber ist Dies nicht mehr der Fall, es suchen sehr Wenige Militärdienste. Die Jugend Polens verlangt jedoch Beschäftigung, und da haben die Meisten ein anderes Feld erwählt als den Kriegsdienst, nämlich — die Wissenschaften. Überall zeigen sich die Spuren dieser neuen Geistesrichtung; durch die Zeit und das Lokal vielfach begünstigt, wird sie in einigen Decennien, wie schon angedeutet ist, dem ganzen Volkscharakter eine neue Gestalt verleihen. Noch unlängst haben Sie in Berlin jenen freudigen Zusammenfluss junger Polen gesehen, die mit edler Wissbegier und musterhaftem Fleiße in alle Theile der Wissenschaften eindrangen, besonders die Philosophie an der Quelle, im Hörsale Hegel's, schöpften, und jetzt leider, veranlasst durch einige unselige Ereignisse, sich von Berlin entfernten. Es ist ein erfreuliches Zeichen, dass die Polen ihre blinde Vorliebe für die französische Literatur allmählich ablegen, die lange übersehene tiefere deutsche Literatur würdigen lernen, und, wie oben erwähnt ist, just dem tiefsinnigsten deutschen Philosophen Geschmack abgewinnen konnten. Letzteres zeigt, dass sie den Geist unserer Zeit begriffen haben, deren Stempel und Tendenz die Wis-

ſenſchaft iſt. Viele Polen lernen jetzt Deutſch, und eine Menge guter deutſcher Bücher wird ins Polniſche überſetzt. Der Patriotismus hat ebenfalls Theil an dieſen Erſcheinungen. Die Polen fürchten den gänzlichen Untergang ihrer Nationalität; ſie merken jetzt, wie Viel zur Erhaltung derſelben durch eine National-Literatur bewirkt wird, und (wie drollig es auch klingt, ſo iſt es doch wahr, was mir viele Polen ernſthaft ſagten) in Warſchau wird an einer — polniſchen Literatur gearbeitet. Es iſt nun freilich ein großes Miſsverſtändnis, wenn man glaubt, eine Literatur, die ein aus dem ganzen Volke organiſch Hervorgegangenes ſein muſs, könne im literariſchen Treibhauſe der Hauptſtadt von einer Gelehrten-Geſellſchaft zuſammengeſchrieben werden; aber durch dieſen guten Willen iſt doch ſchon ein Anfang gemacht, und Herrliches muſs in einer Literatur hervorblühen, wenn ſie als eine Vaterlandsſache betrachtet wird. Dieſer patriotiſche Sinn muſs freilich auf eigene Irrthümer führen, meiſtens in der Poeſie und in der Geſchichte. Die Poeſie wird das Erhebungskolorit tragen, hoffentlich aber den franzöſiſchen Zuſchnitt verlieren und ſich dem Geiſte der deutſchen Romantik nähern. — Ein geliebter polniſcher Freund ſagte mir, um mich beſonders zu necken: „Wir haben eben ſo gut romantiſche Dichter als ihr

aber sie sitzen bei uns noch — im Tollhause!" — In der Geschichte kann der politische Schmerz die Polen nicht immer zur Unparteilichkeit führen, und die Geschichte Polens wird sich zu einseitig und zu unverhältnismäßig aus der Universalgeschichte hervorheben, aber desto mehr wird man auch für Erhaltung alles Desjenigen Sorge tragen, was für die polnische Geschichte wichtig ist, und Dieses um so ängstlicher, da man, wegen der heillosen Weise, wie man mit den Büchern der Warschauer Bibliothek im letzten Kriege verfahren, in Sorge ist, alle polnischen Nationaldenkmale und Urkunden möchten untergehen; deßhalb, scheint es, hat kürzlich ein Zamoyski eine Bibliothek für die polnische Geschichte im fernen — Edinburgh gegründet. Ich mache Sie aufmerksam auf die vielen neuen Werke, welche nächstens die Pressen Warschau's verlassen, und was die schon vorhandene polnische Literatur betrifft, so verweise ich Sie deßhalb auf das sehr geistreiche Werk von Kaulfuß. — Ich hege die größten Erwartungen von dieser geistigen Umwälzung Polens, und das ganze Volk kommt mir vor wie ein alter Soldat, der sein erprobtes Schwert mit dem Lorber an den Nagel hängt, zu den milderen Künsten des Friedens sich wendet, den Geschichten der Vergangenheit nachsinnt, die Kräfte der Natur erforscht und die Sterne misst,

oder gar die Kürze und Länge der Silben, wie wir es bei Carnot sehen. Der Pole wird die Feder eben so gut führen wie die Lanze, und wird sich eben so tapfer zeigen auf dem Gebiete des Wissens, als auf den bekannten Schlachtfeldern. Eben weil die Geister so lange brach lagen, wird die Saat in ihnen desto mannigfaltigere und üppigere Früchte tragen. Bei vielen Völkern Europa's ist der Geist eben durch seine vielen Reibungen schon ziemlich abgestumpft, und durch den Triumph seines Bestrebens, durch sein Sichselbsterkennen, hat er sich sogar hie und da selbst zerstören müssen. Außerdem werden die Polen von den vielhundertjährigen Geistesanstrengungen des übrigen Europa die reinen Resultate in Empfang nehmen, und während diejenigen Völker, welche bisher an dem babylonischen Thurmbau europäischer Kultur mühsam arbeiteten, erschöpft sind, werden unsere neuen Ankömmlinge mit ihrer slavischen Behendigkeit und noch unerschlafften Rüstigkeit das Werk weiter fördern. Hierzu kommt noch, dass die wenigsten dieser neuen Arbeiter für Tagelohn handlangern, wie der Fall ist bei uns in Deutschland, wo die Wissenschaften ein Gewerbe und zünftig sind, und wo selbst die Muse eine Milchkuh ist, die so lange für Honorar abgemelkt wird, bis sie reines Wasser giebt. Die Polen, welche sich jetzt auf Wissenschaften

und Künste werfen, sind Edelleute, und haben meistens Privatvermögen genug, um nicht zu ihrem Lebensunterhalt auf den Ertrag ihrer Kenntnisse und wissenschaftlichen Leistungen angewiesen zu sein. Unberechenbar ist dieser Vorzug. Herrliches zwar hat schon der Hunger hervorgebracht, aber noch viel Herrlicheres die Liebe. Auch das Lokal begünstigt die geistigen Fortschritte der Polen, nämlich ihre Erziehung auf dem Lande. Das polnische Landleben ist nicht so geräuschlos und einsamlich wie das unsrige, da die polnischen Edelleute sich auf zehn Stunden weit besuchen, oft Wochen lang mit der sämmtlichen Familie beisammen bleiben, mit wohleingepackten Betten nomadisch herumreisen; so dass es mir vorkam, als sei das ganze Großherzogthum Posen eine große Stadt, wo nur die Häuser etwas meilenweit von einander entfernt stehen, und in mancher Hinsicht sogar eine kleine Stadt, weil die Polen sich Alle kennen, Jeder mit den Familienverhältnissen und Angelegenheiten des Andern genau bekannt ist, und diese gar oft auf kleinstädtische Weise Gegenstände der Unterhaltung werden. Dennoch ist dieses rauschende Treiben, welches dann und wann auf den polnischen Landgütern herrscht, der Erziehung der Jugend nicht so schädlich, wie das Geräusch der Städte, das sich jeden Augenblick in

seinen Tonarten verändert, den Geist der Jugend von der Naturanschauung abwendet, durch Mannigfaltigkeit zersplittert und durch Überreiz abstumpft. Ja, jene zuweilige Störung im ländlichen Stillleben ist der Jugend sogar heilsam, da sie wieder anregt und aufwühlt, wenn der Geist durch die immerwährende äußere Ruhe versumpfen oder, wie man es nennt, versauern möchte; eine Gefahr, die bei uns so oft vorhanden. Das frische, freie Landleben in der Jugend hat gewiss am meisten dazu beigetragen, den Polen jenen großen starken Charakter zu verleihen, den sie im Kriege und im Unglück zeigen. Sie bekommen dadurch einen gesunden Geist in einem gesunden Körper; Dieses bedarf der Gelehrte eben so gut wie der Soldat. Die Geschichte zeigt uns, wie die meisten Menschen, die etwas Großes gethan, ihre Jugend im Stillleben verbrachten. — Ich habe in der letzten Zeit die Erziehung der Mönche im Mittelalter so sehr lobpreisen gehört; man rühmte die Methode in den Klosterschulen und nannte die daraus hervorgegangenen großen Männer, deren Geist sogar in unserer absonderlich geistreichen Zeit Etwas gelten würde; aber man vergaß, dass es nicht die Mönche, sondern die mönchische Eingezogenheit, nicht die Kloster-Schulmethode, sondern die stille Klösterlichkeit selbst war,

die jene Geister nährte und stärkte. Wenn man unsere Erziehungsinstitute mit einer Mauer umgäbe, so würde Dieses mehr wirken, als alle unsere pädagogischen Systeme, sowol idealisch-humanistische als praktisch-Basedow'sche. Geschähe Dasselbe bei unsern Mädchenpensionen, die jetzt so hübsch frei dastehen zwischen dem Schauspielhause und dem Tanzhause und der Wachtparade gegenüber, so verlören unsere Pensionärrinnen ihre kaleidoskopartige Phantasterei und neudramatische Wasserfuppen-Sentimentalität.

Von den Bewohnern der preußisch-polnischen Städte will ich Ihnen nicht Viel schreiben; es ist ein Mischvolk von preußischen Beamten, ausgewanderten Deutschen, Wasserpolen, Polen, Juden, Militär u. s. w. Die preußischen deutschen Beamten fühlen sich von den polnischen Edelleuten nicht eben zuvorkommend behandelt. Viele deutsche Beamte werden oft ohne ihren Willen nach Polen versetzt, suchen aber so bald als möglich wieder heraus zu kommen; Andere sind von häuslichen Verhältnissen in Polen festgehalten. Unter ihnen finden sich auch Solche, die sich darin gefallen, dass sie von Deutschland isoliert sind; die sich bestreben, das bischen Wissenschaftlichkeit, das sich ein Beamter zum Behuf des Examens erworben haben musste, so schnell als möglich wieder auszugähnen; die ihre Lebens-

philosophie auf eine gute Mahlzeit basiert haben, und die bei ihrer Kanne schlechten Bieres geifern gegen die polnischen Edelleute, die alle Tage Ungarwein trinken und keine Aktenstöße durchzuarbeiten brauchen. Von dem preußischen Militär, das in dieser Gegend liegt, brauche ich nicht Viel zu sagen. Dieses ist, wie überall, brav, wacker, höflich, treuherzig und ehrlich. Es wird von dem Polen geachtet, weil Dieser selbst soldatischen Sinn hat und der Brave alles Brave schätzt; aber von einem näheren Gefühle ist noch nicht die Rede.

Posen, die Hauptstadt des Großherzogthums, hat ein trübsinniges, unerfreuliches Ansehen. Das einzige Anziehende ist, daß sie eine große Menge katholischer Kirchen hat. Aber keine einzige ist schön. Vergebens wallfahrte ich alle Morgen von einer Kirche zur andern, um schöne alte Bilder aufzusuchen. Die alten Gemälde finde ich hier nicht schön, und die einigermaßen schönen sind nicht alt. Die Polen haben die fatale Gewohnheit, ihre Kirchen zu renovieren. Im uralten Dom zu Gnesen, der ehemaligen Hauptstadt Polens, fand ich lauter neue Bilder und neue Verzierungen. Dort interessierte mich nur die figurenreiche, aus Eisen gegossene Kirchenthür, die einst das Thor von Kiew war, welches der siegreiche Boguslaw erbeutete, und worin noch

ſein Schwerthieb zu ſehen iſt. Der Kaiſer Napoleon hat ſich, als er in Gneſen war, ein Stückchen aus dieſer Thür herausſchneiden laſſen, und dieſe hat durch ſolche hohe Aufmerkſamkeit noch mehr an Werth gewonnen. In dem Gneſener Dom hörte ich auch nach der erſten Meſſe einen vierſtimmigen Geſang, den der heilige Adalbert, der dort begraben liegt, ſelbſt komponiert haben ſoll und der alle Sonntage geſungen wird. Der Dom hier in Poſen iſt neu, hat wenigſtens ein neues Anſehen, und folglich gefiel er mir nicht. Neben demſelben liegt der Pallaſt des Erzbiſchofs, der auch zugleich Erzbiſchof von Gneſen, und folglich zugleich römiſcher Kardinal iſt, und folglich rothe Strümpfe trägt. Er iſt ein ſehr gebildeter, franzöſiſch urbaner Mann, weißhaarig und klein. Der hohe Klerus in Polen gehört immer zu den vornehmſten adeligen Familien; der niedere Klerus gehört zum Plebs, iſt roh, unwiſſend und raufſchliebend. — Ideenaſſociation führt mich direkt auf das Theater. Ein ſchönes Gebäude haben die hieſigen Einwohner den Muſen zur Wohnung angewieſen; aber die göttlichen Damen ſind nicht eingezogen, und ſchickten nach Poſen bloß ihre Kammerjungfern, die ſich mit der Garderobe ihrer Herrſchaft putzen und auf den geduldigen Brettern ihr Weſen treiben. Die Eine ſpreizt ſich wie ein Pfau, die

Andere flattert wie eine Schnepfe, die Dritte kollert wie ein Truthahn, und die Vierte hüpft auf einem Beine wie ein Storch. Das entzückte Publikum aber sperrt ellenweit den Mund auf, der Epaulett-Mensch ruft: „Auf Ehre, Melpomene! Thalia! Polyhymnia! Terpsichore!“ — Auch einen Theater-Recensenten giebt es hier. Als wenn die unglückliche Stadt nicht genug hätte an dem bloßen Theater! Die trefflichen Recensionen dieses trefflichen Recensenten stehen bis jetzt nur in der Posener Stadtzeitung, werden aber bald als eine Fortsetzung der Lessing'schen Dramaturgie gesammelt erscheinen!! Doch mag sein, daſs mir dieses Provinzialtheater so schlecht erscheint, weil ich just von Berlin komme und noch zuletzt die Schröck und die Stich sah. Nein, ich will nicht das ganze Posen'sche Theater verdammen; ich bekenne sogar, daſs es ein ganz ausgezeichnetes Talent, zwei gute Subjekte und einige nicht ganz schlechte besitzt. Das ausgezeichnete Talent, wovon ich hier spreche, ist Demoiselle Paien. Ihre gewöhnliche Rolle ist die erste Liebhaberin. Da ist nicht das weinerliche Lamento und das zierliche Geträtsche jener Gefühlvollen, die sich für die Bühne berufen glauben, weil sie vielleicht im Leben die sentimentale oder kokette Rolle mit einigem Succeſs gespielt, und die man von den Brettern fortpfeifen

möchte, eben weil man sie im einsamen Klosett herzlich applaudieren würde. Demoiselle Paien spielt mit gleichem Glücke auch die heterogensten Rollen, eine Elisabeth so gut wie eine Marie. Am besten gefiel sie mir jedoch im Lustspiel, in Konversationsstücken, und da besonders in jovialen, neckenden Rollen. Sie ergötzte mich königlich als Pauline in „Sorgen ohne Noth und Noth ohne Sorge". Bei Demoiselle Paien fand ich ein freies Spielen von innen heraus, eine wohlthuende Sicherheit, eine fortreißende Kühnheit, ja fast Verwegenheit des Spiels, wie wir es nur bei einem echten, großen Talente gewahren. Ich sah sie ebenfalls mit Entzücken in einigen Männerrollen, z. B. in der „Liebeserklärung" und in Wolff's „Cäsario"; nur hätte ich hier eine etwas eckige Bewegung der Arme zu rügen, welchen Fehler ich aber auf Rechnung der Männer setze, die ihr zum Muster dienen. Demoiselle Paien ist zu gleicher Zeit Sängerin und Tänzerin, hat ein günstiges Äußere, und es wäre Schade, wenn dieses kunstbegabte Mädchen in den Sümpfen herumziehender Truppen untergehen müsste.

Ein brauchbares Subjekt der Posener Bühne ist Herr Carlsen, er verdirbt keine Rolle; auch muss man Madame Paien eine gute Schauspielerin nennen. Sie glänzt in den Rollen lächerlicher Alten. Als

Geliebte Schieberle's gefiel sie mir besonders. Sie spielt ebenfalls keck und frei, und hat nicht den gewöhnlichen Fehler derjenigen Schauspielerinnen, die zwar mit vieler Kunst solche Alteweiberrollen darstellen, uns aber doch gern merken lassen möchten, dass in der alten Schachtel noch immer eine aimable Frau stecke. Herr Oldenburg, ein schöner Mann, ist als Liebhaber im Lustspiel unerquicklich und ein Muster von Steifheit und Unbeholfenheit; als Heldliebhaber im Trauerspiel ist er ziemlich erträglich. Es ist nicht zu verkennen, dass er Anlage zum Tragischen hat; aber seinen langen Armen, die bei den Knieen perpendikelartig hin und her fliegen, muss ich alles Schauspielertalent durchaus absprechen. Als Richard in „Rosamunde" gefiel er mir aber, und ich übersah manchmal den falschen Pathos, weil solcher im Stücke selbst liegt. In diesem Trauerspiel gefiel mir sogar Herr Munsch als König am Ende des zweiten Akts in der unübertrefflichen Knalleffektscene. Herr Munsch pflegt gewöhnlich, wenn er in Leidenschaft geräth, einem Gebell ähnliche Töne auszustoßen. Demoiselle Franz, ebenfalls erste Liebhaberin, spielt schlecht aus Bescheidenheit; sie hat etwas Sprechendes im Gesicht, nämlich einen Mund. Madame Fabrizius ist ein niedliches Figürchen, und gewiss enchantierend außer dem Theater. Ihr Mann,

Herr Fabrizius, hat in dem Luſtſpiel: „Des Herzogs Befehl“ den großen Fritz ſo meiſterhaft parodiert, daſs ſich die Polizei hätte drein miſchen ſollen. Madame Carlſen iſt die Frau von Herrn Carlſen. Aber Herr Vogt iſt der Komiker: er ſagt es ja ſelbſt, denn er macht den Komödienzettel. Er iſt der Liebling der Galerie, hat den Grundſatz, daſs man eine Rolle wie die andere ſpielen müſſe, und ich ſah mit Bewunderung, daſs er demſelben getreu blieb als Fels von Felſenburg, als dummer Baron im „Alpenröschen“, als Spießbürger-Anführer im „Vogelſchießen“ u. ſ. w. Es war immer ein und derſelbe Herr Ernſt Vogt mit ſeiner Fiſtelkomik. Einen andern Komiker hat Poſen kürzlich gewonnen in Herrn Ackermann, von welchem ich den Stuberle und „Die falſche Catalani“ mit vielem Vergnügen geſehen. Madame Leutner iſt die Direktrice der Poſener Bühne, und findet Nichts weniger als ihre Rechnung dabei. Vor ihr ſpielte hier die Köhler'ſche Truppe, die jetzt in Gneſen iſt, und zwar im allerdeſolateſten Zuſtande. Der Anblick dieſer armen Waiſenkinder der deutſchen Kunſt, die ohne Brot und ohne aufmunternde Liebe in dem fremden kalten Polen herumirren, erfüllte meine Seele mit Wehmuth. Ich habe ſie bei Gneſen auf einem freien, mit hohen Eichen romantiſch umzäunten Platze, ge-

nannt der Waldkrug, spielen sehen; sie führten ein Schauspiel auf, betitelt: „Bianka von Toredo, oder die Bestürmung von Castellnero", ein großes Ritterschauspiel in fünf Aufzügen von Winkler; es wurde Viel darin geschossen und gefochten und geritten, und innig rührten mich die armen, geängstigten Prinzessinnen, deren wirkliche Betrübnis merklich schimmerte durch ihre betrübte Deklamation, deren häusliche Dürftigkeit sichtbar hervorguckte aus ihrem fürstlichen Goldflitterstaate, und auf deren Wangen das Elend nicht ganz von der Schminke bedeckt war. — Vor Kurzem spielte hier auch eine polnische Gesellschaft aus Krakau. Für zweihundert Thaler Abstandsgeld überließ ihr Madame Leutner die Benutzung des Schauspielhauses auf vierzehn Darstellungen. Die Polen gaben meistens Opern. An Parallelen zwischen ihnen und der deutschen Truppe konnte es nicht fehlen. Die Posener von deutscher Zunge gestanden zwar, daſs die polnischen Schauspieler schöner spielten als die deutschen, und schöner sangen, und eine schönere Garderobe führten u. s. w.; aber sie bemerkten doch: die Polen hätten keinen Anstand. Und Das ist wahr; es fehlte ihnen jene traditionelle Theateretikette und pompöse, pretiöse und graciöse Gravität deutscher Komödianten. Die Polen spielen im Lustspiel, im bürgerlichen

Schauspiel und in der Oper nach leichten, französischen Mustern; aber doch mit der original-polnischen Unbefangenheit. Ich habe leider keine Tragödie von ihnen gesehen. Ich glaube, ihre Hauptforce ist das Sentimentale. Dieses bemerkte ich in einer Vorstellung des „Taschenbuchs" von Kotzebue, das man hier gab unter dem Titel: „Jan Grudczinski, Staroſt von Rawa", Schauspiel in drei Akten, nach dem Deutschen von L. A. Dmuszewski. Ich wurde ergriffen von dem hinreißend schmelzenden Klagenerguß der Madame Szymkaylowa, welche die Jadwiga, Tochter des in Anklagezustand gesetzten Staroſts spielte. Die Sprache des Herrn Wlodek, Liebhaber Jadwiga's, trug dasselbe sentimentale Kolorit. An die Stelle der tabakschnupfenden Alten war ein schnupfender Haushofmeister, „Tadeusz Telempski", subſtituiert, den Herr Zebrowski ziemlich unbedeutend gab. Eine unvergleichliche Anmuth zeigten die polnischen Sängerinnen, und das sonst so rohe Polnische klang mir wie Italiänisch, als ich es singen hörte. Madame Skibinska beseligte meine Seele als Prinzessin von Navarra, als Zetulba im „Kalifen von Bagdad," und als Aline. Eine solche Aline habe ich noch nie gehört. In der Scene, da sie ihren Geliebten in den Schlaf singt und die bedrängenden Botschaften erhält, zeigte

sie auch ein Spiel, wie es selten bei einer Sängerin gefunden wird. Sie und ihr heiteres Golkonda werden mir noch lange vor den Augen schweben und in den Ohren klingen. Madame Zawadzka ist eine liebliche Lorezza, ein freundlich schönes Mädchenbild. Auch Madame Wlodkowa singt trefflich. Herr Zawadzki singt den Olivier ganz vorzüglich, spielt ihn aber schlecht. Herr Romanowski giebt einen guten „Johann". Herr Szymkaylo ist ein gar köstlicher Buffo. Aber die Polen haben keinen Anstand! Viel mag der Reiz der Neuheit dazu beigetragen haben, daſs mich die polnischen Schauspieler so sehr ergötzen. Bei jeder Vorstellung, die sie gaben, war das Haus gedrängt voll. Alle Polen, die in Posen sind, besuchten aus Patriotismus das Theater. Die meisten polnischen Edelleute, deren Güter nicht gar zu weit von hier entfernt liegen, reisten nach Posen, um polnisch spielen zu sehen. Der erste Rang war gewöhnlich garniert von polnischen Schönen, die, Blume an Blume gedrängt, heiter beisammen saſsen und vom Parterre aus den herrlichsten Anblick gewährten.

Von Antiquitäten der Stadt Posen und des Großherzogthums überhaupt will ich Ihnen Nichts schreiben, da sich jetzt ein weit erfahrenerer Alterthumsforscher, als ich bin, damit beschäftigt, und gewiſs

bald dem Publikum viel Interessantes darüber mittheilen wird. Dieser ist der hiesige Professor Maximilian Schottky, der sechs Jahre im Auftrag unserer Regierung in Wien zubrachte, um dort deutsche Geschichts- und Sprachurkunden zu sammeln. Angetrieben von einem jugendlichen Enthusiasmus für diese Gegenstände, und dabei unterstützt von den gründlichsten gelehrten Kenntnissen, hat Professor Schottky eine literarische Ausbeute mitgebracht, die der deutsche Alterthumsforscher als unschätzbar betrachten kann. Mit einem beispiellosen Fleiße und einer rastlosen Thätigkeit muss Derselbe in Wien gearbeitet haben, da er nicht weniger als sechsunddreißig dicke, und zwar sehr dicke, und fast sämmtlich schön geschriebene Quartbände Manuskript von dort mitgebracht hat. Außer ganzen Abschriften altdeutscher Gedichte, die gut gewählt und für die Berliner und Breslauer Bibliothek bestimmt sind, enthalten diese Bände auch viele zur Herausgabe schon fertige große, meistens historische Gedichte und Dichterblüthen des dreizehnten Jahrhunderts, alle durch Sach- und Spracherklärungen und Handschriften-Vergleichungen gründlich bearbeitet; hiernächst enthalten diese Bände prosaische Auflösungen von einigen Gedichten, die größtentheils dem Sagenkreise des Königs Artus angehören, und auch die größere Lesewelt ansprechen

können; ferner viele mit Scharfsinn und Umsicht entworfene Zusammenstellungen aus gedruckten und ungedruckten Denkmalen, deren Überschriften den meisten und wichtigsten Lebensverhältnissen im ganzen Mittelalter zur Bezeichnung dienen; dann enthalten diese Bände rein geschichtliche Urkunden, worunter eine in den Haupttheilen vollständige Abschrift der Gedenkbücher des Kaisers Maximilian's I. von 1494—1508, drei starke Quartbände füllend, und eine Sammlung alter Urkunden aus späterer Zeit am wichtigsten sind, weil erstere das Leben des großen Kaisers und den Geist seiner Zeit so treu beleuchten, und letztere, die mit der alten Orthographie genau abgeschrieben sind, über viele Familienverhältnisse des österreichischen Hauses Licht verbreiten und nicht Jedem zugänglich sind, dem nicht, wie dem Professor Schottky, aus besonderer Gunst die Archive geöffnet werden. Endlich enthalten diese Bände über anderthalbtausend Lieder aus alten verschollenen Sammlungen, aus seltenen fliegenden Blättern und aus dem Munde des Volkes niedergeschrieben, — Materialien zur Geschichte der österreichischen Dichtkunst, dahin einschlagende Lieder und größere Gedichte, Auszüge seltener Werke, interessante mündliche Sagen, Volkssprüche, durchgezeichnete Schriftzüge der österreichischen Fürsten, eine Menge

Hexenprocesse in Originalakten, Nachrichten über Kinderleben, Sitten, Feste und Gebräuche in Österreich, und eine Menge anderer sehr wichtiger und manchmal wunderlicher Notizen. Zwar von tiefer Kenntnis des Mittelalters und inniger Vertrautheit mit dem Geiste desselben zeugen die oben erwähnten sinnreichen Zusammenstellungen unter verschiedene Rubriken; aber dieses Verfahren entstammt doch eigentlich den Fehlgriffen der Breslauer Schule, welcher Professor Schottky angehört. Nach meiner Ansicht geht die Erkenntnis des ganzen geistigen Lebens im Mittelalter verloren, wenn man seine einzelnen Momente in ein bestimmtes Fachwerk einregistriert; wie sehr schön und bequem es auch für das größere Publikum sein mag, wenn man, wie in Schottky's Zusammenstellungen meistens der Fall ist, z. B. unter der Rubrik Ritterthum gleich Alles beisammen findet, was auf Erziehung, Leben, Waffen, Festspiele und andere Angelegenheiten der Ritter Bezug hat; wenn man unter der Frauenrubrik alle möglichen Dichterfragmente und Notizen beisammen findet, die sich auf das Leben der Frauen im Mittelalter beziehen; wenn Dieses ebenso der Fall ist bei Jagd, Liebe, Glaube u. s. w. Über den Glauben im Mittelalter giebt Professor Schottky (bei Max in Breslau) nächstens ein Werk heraus, betitelt:

„Gott, Christus und Maria.“ In der „Zeitschrift für Vergangenheit und Gegenwart“, welche Professor Schottky nächstes Jahr (bei Munk in Posen) herausgiebt, werden wir von ihm gewiss viele der schätzbarsten Aufsätze über das Mittelalter und herrliche Resultate seiner Forschungen erhalten, obschon diese Zeitschrift auch einen großen Theil der allergegenwärtigsten Gegenwart umfassen, und zunächst eine literarische Verbindung Ostdeutschlands mit Süd- und Westdeutschland bezwecken soll. Es ist dennoch sehr zu bedauern, dass dieser Gelehrte auf einem Platze lebt, wo ihm die Hilfsmittel fehlen zur Bearbeitung und Herausgabe seiner reichen Materialiensammlung. In Posen ist keine Bibliothek; wenigstens keine, die diesen Namen verdiente. Auf der Allee hier, die Berliner Linden in Miniatur, wird jetzt eine Bibliothek gebaut, und wenn sie fertig ist, mit Büchern allmählich versehen werden, und es wäre schlimm, wenn die Schottky'schen Sammlungen so lange unbearbeitet und dem größeren Publikum unzugänglich bleiben müssten. Außerdem muss man im wirklichen Deutschlande leben, wenn man mit einer Arbeit beschäftigt ist, die ein gänzliches Versenken in deutschen Geist und deutsches Wesen nothwendig erfordert. Den deutschen Alterthums-

forscher müssen deutsche Eichen umrauschen. Es ist zu befürchten, dass der heiße Enthusiasmus für das Deutsche sich in der sarmatischen Luft abkühle oder verflüchtige. Möge der wackre Schottky jene äußern Anregungen nie entbehren, ohne welche keine ungewöhnliche Arbeit gedeihen kann. Es betrifft diese eine unserer heiligsten und wichtigsten Angelegenheiten, unsere Geschichte. Das Interesse für dieselbe ist zwar jetzt nicht sonderlich rege im Volke. Es ist sogar der Fall, dass gegenwärtig das Studium altdeutscher Kunst- und Geschichtsdenkmale im Allgemeinen übel accreditiert ist; eben weil es vor mehreren Jahren als Mode getrieben wurde, weil der Schneiderpatriotismus sich damit breit machte, und weil unberufene Freunde ihm mehr geschadet, als die bittersten Feinde. Möge bald die Zeit kommen, wo man auch dem Mittelalter sein Recht widerfahren lässt, wo kein alberner Apostel seichter Aufklärung ein Inventarium der Schattenpartieen des großen Gemäldes verfertigt, um seiner lieben Lichtzeit dadurch ein Kompliment zu machen; wo kein gelehrter Schulknabe Parallelen zieht zwischen dem Kölner Dom und dem Pantheon, zwischen dem Nibelungenlied und der Odyssee, wo man die Mittelalter-Herrlichkeiten aus ihrem organischen Zu-

sammenhange erkennt, und nur mit sich selbst vergleicht, und das Nibelungenlied einen versificierten Dom und den Kölner Dom ein steinernes Nibelungenlied nennt.

Der Thee.

Humoreske.

(1830.)

Der Schauplatz der Geschichte, die ich jetzt erzählen will, sind wieder die Bäder von Lucca.

Fürchte dich nicht, deutscher Leser; es ist gar keine Politik darin, sondern bloß Philosophie, oder vielmehr eine philosophische Moral, wie du es gern hast. Es ist wirklich sehr politisch von dir, wenn du von Politik Nichts wissen willst, du erführest doch nur Unangenehmes oder Demüthigendes. Meine Freunde waren mit Recht über mich ungehalten, dass ich mich die letzten Jahre fast nur mit Politik beschäftigt und sogar politische Bücher herausgab. „Wir lesen sie zwar nicht," sagten sie, „aber es macht uns schon ängstlich, dass so Etwas in Deutschland gedruckt wird, in dem Lande der Philosophie und der Poesie. Willst du nicht mit uns träumen, so wecke uns wenigstens nicht aus dem süßen

Schlafe. Laſs du die Politik, verſchwende nicht daran deine ſchöne Zeit, vernachläſſige nicht dein ſchönes Talent für Liebeslieder, Tragödien, Novellen, und gebe uns darin deine Kunſtanſichten oder irgend eine gute philoſophiſche Moral.“

Wohlan, ich will mich ruhig wie die Andern aufs träumeriſche Polſter hinſtrecken und meine Geſchichte erzählen. Die philoſophiſche Moral, die darin enthalten ſein ſoll, beſteht in dem Satze: daſs wir zuweilen lächerlich werden können, ohne im Geringſten ſelbſt daran Schuld zu ſein. Eigentlich ſollte ich bei dieſem Satze in der erſten Perſon des Singularis ſprechen — nun ja, ich will es, lieber Leſer, aber ich bitte dich, ſtimme nicht ein in ein Gelächter, das ich nicht verſchuldet. Denn iſt es meine Schuld, daſs ich einen guten Geſchmack habe, und daſs guter Thee mir gut ſchmeckt? Und ich bin ein dankbarer Menſch, und als ich in den Bädern von Lucca war, lobte ich meinen Hauswirth, der mir dort ſo guten Thee gab, wie ich ihn noch nie getrunken.

Dieſes Loblied hatte ich auch bei Lady Woolen, die mit mir in demſelben Hauſe wohnte, ſehr oft angeſtimmt, und dieſe Dame wunderte ſich darüber um ſo mehr, da ſie, wie ſie klagte, trotz allen Bitten von unſerem Hauswirthe keinen guten Thee

erhalten konnte und deſshalb genöthigt war, ihren Thee per Eſtafette aus Livorno kommen zu laſſen.

„Der iſt aber himmliſch!“ ſetzte ſie hinzu und lächelte göttlich.

Milady, erwiderte ich, ich wette, der meinige iſt noch viel beſſer.

Die Damen, die zufällig gegenwärtig, wurden jetzt von mir zum Thee eingeladen, und ſie verſprachen, des anderen Tages um ſechs Uhr auf jenem heiteren Hügel zu erſcheinen, wo man ſo traulich beiſammen ſitzen und ins Thal hinabſchauen kann.

Die Stunde kam, Tiſchchen gedeckt, Butterbrötchen geſchnitten, Dämchen vergnügt ſchwatzend — aber es kam kein Thee.

Es war Sechs, es wurde halb Sieben, die Abendſchatten ringelten ſich wie ſchwarze Schlangen um die Füße der Berge, die Wälder dufteten immer ſehnſüchtiger, die Vögel zwitſcherten immer dringender — aber es kam kein Thee. Die Sonnenſtrahlen beleuchteten nur noch die Häupter der Berge, und ich machte die Damen darauf aufmerkſam, daſs die Sonne verzögernd ſcheide, und ſichtbar ungern die Geſellſchaft ihrer Mitſonnen verlaſſe.

Das war gut geſagt — aber der Thee kam nicht.

Endlich, endlich, mit seufzendem Gesicht, kam mein Hauswirth und frug: ob wir nicht Sorbétt statt des Thees genießen wollten?

„Thee! Thee!" riefen wir Alle einstimmig.

Und zwar denselben — setzte ich hinzu — den ich täglich trinke.

„Von demselben, Excellenzen? Es ist nicht möglich!"

Weßhalb nicht möglich? rief ich verdrießlich.

Immer verlegener wurde mein Hauswirth, er stammelte, er stockte; nur nach langem Sträuben kam er zu einem Geständnis — und es löste sich das schreckliche Räthsel.

Mein Herr Hauswirth verstand nämlich die bekannte Kunst, den Theetopf, woraus schon getrunken worden, wieder mit ganz vorzüglich heißem Wasser zu füllen, und der Thee, der mir so gut geschmeckt, und wovon ich so viel geprahlt, war Nichts anders, als der jedesmalige Aufguß von demselben Thee, den meine Hausgenossin, Lady Woolen, aus Livorno kommen ließ.

Die Berge rings um die Wälder von Lucca haben ein ganz außerordentliches Echo, und wissen ein lautes Damengelächter gar vielfach zu wiederholen.

Recenſionen.

Rheinisch-westfälischer Musen-Almanach

auf das Jahr 1821.

Herausgegeben von Friedrich Raßmann.

Hamm, bei Schulz und Wundermann.

(1821.)

„Was lange wird, wird gut" — „Eile mit Weile" — „Rom ist nicht in einem Tag gebaut" — „Kommst du heute nicht, kommst du morgen" und noch viele hundert ähnliche Sprichwörter führt der Deutsche beständig im Munde, dienen ihm als Krücken bei jeder Handlung, und sollten mit Recht der ganzen deutschen Geschichte als Motto vorangesetzt werden. — Nur unsere Almanachs-Herausgeber haben sich von jenen ledigen Sprichwörtern losgesagt, und ihre poetischen Blumensträußchen, die dem Publikum in winterlicher Zeit ein Surrogat für wirkliche Sommerblumen sein sollen, pflegen schon im Frühherbste zu erscheinen. Es ist daher befremdend, dass vorliegender poetische Blu-

menſtrauß ſo ſpät, nämlich im April 1821, zum Vorſchein gekommen. Lag die Schuld an den Blumenlieferanten, den Einſendern? oder am Straußbinder, dem Herausgeber? oder an der Blumenhändlerin, der Verlagshandlung? Doch es iſt ja kein gewöhnlicher Almanach, kein poetiſches Taſchenbuch oder ähnliches Duodezbüchlein, das als ein niedliches Neujahrsgeſchenk in die Sammet-Ridikül holder Damen geſchmeidig hineingleiten ſoll, oder beſtimmt iſt, mit der feingeglätteten Vignettenkapſel und dem hervorblitzenden Goldſchnitt auf duftender Toilette neben der Pomadenbüchſe zu prangen; nein — Herr Raſsmann giebt uns einen Muſen-Almanach. In einem ſolchen darf nämlich gar keine Proſa (und, wenn es thunlich iſt, auch gar nichts Proſaiſches) enthalten ſein; aus dem einfachen Grunde: weil die Muſen nie in Proſa ſprechen. Dieſer Satz, der durch hiſtoriſche Erinnerungen an die Muſen-Almanache von Voſs, Tieck, Schlegel u. ſ. w. entſtanden iſt, hat des Referenten ſelige Großmutter einſt veranlaſſt, zu behaupten, daſs es eigentlich gar keine Poeſie giebt, wo keine Reime klingen oder Hexameter ſpringen. Nach dieſem Grundſatz kann man dreiſt behaupten, daſs viele unſerer berühmten, viele unſerer ſehr geleſenen Autoren, wie z. B. Jean Paul, Hoffmann, Clauren,

Karoline Fouqué u. ſ. w. Nichts von der Poeſie verſtehen, weil ſie nie oder höchſt ſelten Verſe machen. Doch viele Leute, worunter Referent ſo halb und halb auch gehört, wollen dieſen Grundſatz beſtreiten. Sollte Herr Raſsmann nicht auch zu dieſen Leuten gehören? Warum aber dieſe engbrüſtige Laune, bei einer poetiſchen Kunſtausſtellung — was doch der Muſen-Almanach eigentlich ſein ſoll — gar keine Proſa einzulaſſen? — Indeſſen, abgeſehen von allem Zufälligen und zur Form Gehörigen, muſs Referent geſtehen, daſs ihn der Inhalt des Büchleins recht freundlich und innig angeſprochen hat, daſs ihm bei manchem Gedichte das Herz aufgegangen, und daſs ihm bei der Lektüre des „Rheiniſch-weſtfäliſchen Muſen-Almanachs“ ſo wohlig, heimiſch und behaglich zu Muthe war, als ob er ſein Leibgericht äße, rohen weſtfäliſchen Schinken nebſt einem Glaſe Rheinwein. Durchaus ſoll hier nicht angedeutet ſein, als ob die im Almanach enthaltenen weſtfäliſchen Dichter mit weſtfäliſchem Schinken, hingegen die ebenfalls darin enthaltenen rheiniſchen Dichter mit Rheinwein zu vergleichen wären. Referent kennt zu genau den kreuzbraven, echtwackern Sinn des Kernweſtfalen, um nicht zu wiſſen, daſs er in keinem Zweige der Literatur ſeinen Nachbaren nachzuſtehen braucht, obzwar er noch nicht darauf eingeübt iſt, mit den

literarischen Kastagnetten sich durchzuklappern und ästhetische Maulhelden niederzuschwatzen.

Von den siebenunddreißig Dichtern, die der Musen-Almanach vorführt und worunter auch einige neue Namen hervorgrüßen, muss zuerst der Herausgeber erwähnt werden. Rassmann gehört der Form nach der neuern Schule zu; doch sein Herz gehört noch der alten Zeit an, jener guten alten Zeit, wo alle Dichter Deutschlands gleichsam nur ein Herz hatten. Schon bei dem flüchtigen Anblick der Gegenstände der literarischen Thätigkeit Rassmann's wird man innig gerührt durch seine Liebe für fremde Arbeiten und sein emsiges Hervorsuchen des fremden Verdienstes (lauter altfränkische Eigenschaften, die längst aus der Mode gekommen!) In den Gedichten Rassmann's, die der Musen-Almanach enthält, besonders in „Einzwängung des Frühlings", „Der Töpfer nach der Heirath" und im „Armen Heinrich" finden sich ganz ausgesprochen jene grundehrliche Gesinnung, liebreiche Betriebsamkeit und fast Hans-Sachsische Ausmalerei. E. M. Arndt's Gedicht „Die Burg des echten Wächters" ist herzlich und jugendlich frisch. In W. v. Blomberg's „Elegie auf die Herzogin von Weimar" sind recht schöne und anmuthige Stellen. Bueren's Nachtstück „Die Hexen" ist sehr anziehend; der Verfasser fühlt

gar wohl, wie Viel durch metrische Kunstgriffe erreicht werden kann, er fühlt gar wohl die Macht der Spondeen, besonders der spondeischen Reime; doch die höhere Feinheit, die Mäßigkeit, die im Gebrauche derselben beobachtet werden muss, ist ihm bis jetzt noch unbekannt. In J. B. Rousseau's Gedicht „Verlust" weht ein zarter und doch herzinnig glühender Hauch, liebliche Weichheit und heimlich süße Wehmuth. Heilmann's Gedicht „Geist der Liebe" wäre sehr gut, wenn mehr Geist und weniger (das Wort) Liebe drin wäre. Der Stoff von Theobald's „Schelm von Bergen" ist wunderschön, fast unübertrefflich; doch der Verfasser ist auf falschem Wege, wenn er den Volkston durch holpernde Verse und Sprachplumpheit nachzuahmen sucht. Der gemüthliche Gebauer giebt uns hier vier Gedichte, recht herzig, recht hübsch. Wilhelm Smets giebt ebenfalls eine Reihe schöner Dichtungen, wovon einige gewiss seelenerquickend genannt werden dürfen. Zu diesen gehören das Sonett „An Ernst von Lassaulx" und das Gedicht „An Elisabeth's Namenstage." Nikolaus Meyer's Gedichte sind recht wacker, einige ganz vortrefflich, am allerschönsten ist das Gedicht „Liebesweben." „Der Klausner" von Freifrau Elise von Hohenhausen ist ein sinniges, heiteres, blühendes Ge-

mälde, von deſſen Anmuth und Lieblichkeit das Gemüth des Leſers angenehm bewegt wird. Rühmliche Auszeichnung verdienen die Gedichte von Adelheid von Stolterfoth, von Sophie George und von v. Kurowski-Eichen. — Der Druck des Büchleins iſt recht anſprechend, das Äußere desſelben faſt zu beſcheiden und einfach. Doch der goldne Inhalt läſſt bald den Mangel des Goldſchnitts überſehen.

Gedichte

von Johann Baptiſt Rouſſeau.

Crefeld, bei Funke. 1823.

Poeſien für Liebe und Freundſchaft.

Von Demſelben.

Hamm, bei Schulz und Wundermann. 1823.

(1823.)

Die Gefühle, Geſinnungen und Anſichten des Jünglingsalters ſind das Thema dieſer zwei Bücher. Ob der Verfaſſer die Bedeutung dieſes Alters völlig begriffen hat, iſt uns nicht bekannt; doch iſt es unverkennbar, daſs ihm die Darſtellung desſelben nicht mißlungen iſt. — Was will ein Jüngling? Was will dieſe wunderliche Aufregung in ſeinem Gemüthe? Was wollen jene verſchwindenden Geſtalten, die ihn jetzt ins Menſchengewühle, und nachher wieder in die Einſamkeit locken? Was wollen jene unbeſtimmten Wünſche, Ahnungen und Neigungen, die ſich ins Unendliche ziehen, und verſchwinden, und wieder auftauchen und den Jüngling zu einer beſtändigen Be-

wegung antreiben? Jeder antwortet hier auf seine eigne Weise, und da auch wir das Recht haben, unseren eignen Ausdruck zu wählen, so erklären wir jene Erscheinung mit den Worten: „Der Jüngling will eine Geschichte haben.“ Das ist die Bedeutung unseres Treibens in der Jugend; wir wollen Was erlebt haben, wir wollen erbaut und zerstört, genossen und gelitten haben; im Mannesalter ist schon manches Dergleichen erlangt, und jener brausende Trieb, der vielleicht die Lebenskraft selbst sein mag, ist schon etwas abgedämpft und in ein ruhiges Bett geleitet. Doch erst der Greis, der im Kreise seiner Enkel unter der selbstgepflanzten Eiche, oder unter den Leichen seiner Lieben auf den Trümmern seines Hauses sitzt, fühlt jenen Trieb, jenes Verlangen nach einer Geschichte, in seinem Herzen gänzlich befriedigt und erloschen. — Wir können jetzt die Hauptidee obiger zwei Bücher genugsam andeuten, wenn wir sagen, dass der Verfasser in dem ersten sein Streben, eine Geschichte zu haben, und in dem andern die ersten Anfänge seiner Geschichte dargestellt hat. Wir nannten die Darstellung gelungen, weil der Verfasser uns nicht Reflexionen über seine Gefühle, Gesinnungen und Ansichten, sondern diese letzteren selbst gegeben hat in den von ihnen nothwendig hervorgerufenen Aussprüchen, Thätigkeiten und anderen

Äußerlichkeiten. Er hat die ganze Außenwelt ruhig auf sich einwirken lassen, und frei und schlicht, oft großartig-ehrlich und kindlich-naiv ausgesprochen, wie sie sich in seinem bewegten Gemüthe abgespiegelt. Der Verfasser hat hierin den obersten Grundsatz der Romantikerschule befolgt, und hat, statt nach der bekannten falschen Idealität zu streben, die besonderstten Besonderheiten eines einfältiglichen, bürgerlichen Jugendlebens in seinen Dichtungen hingezeichnet. Aber was ihn als Dichter bekundet, ist: dass in jenen Besonderheiten sich wieder das Allgemeine zeigt, und dass sogar in jenen niederländischen Gemälden, wie sie uns der Verfasser in den Sonetten manchmal darbietet, das Idealische selbst uns sichtbar entgegen tritt. Diese Wahl und Verbindung der Besonderheiten ist es ja, woran man das Maß der Größe eines Talents erkennen kann; denn wie des Malers Kunst darin besteht, dass sein Auge auf eine eigenthümliche Weise sieht, und er z. B. die schmutzigste Dorfschenke gleich von der Seite auffasst und zeichnet, von welcher sie eine dem Schönheitssinne und Gemüth zusagende Ansicht gewährt: so hat der wahre Dichter das Talent, die unbedeutendsten und unerfreulichsten Besonderheiten des gemeinen Lebens so anzuschauen und zusammen zu setzen, dass sie sich zu einem schönen, echt poetischen

Gedichte gestalten. Deßhalb hat jedes echte Gedicht eine bestimmte Lokalfärbung, und im subjektiven Gedichte müssen wir das Lokal erkennen, wo der Dichter lebt. Aus den vorliegenden Dichtungen haucht uns der Geist der Rheingegenden an, und wir finden darin überall Spuren des dortigen Treibens und Schaffens, des dortigen Volkscharakters mit all seiner Lebensfreude, Anmuth, Freiheitsliebe, Beweglichkeit und unbewussten Tiefe. — In Hinsicht der Kunststufe halten wir das zweite der beiden Bücher für vorzüglicher, als das erste, obschon dieses mehr Ansprechendes und Kräftiges enthält. In dem ersten Buche ist noch die Bewegung der Leidenschaft vorherrschend, eben weil in demselben das unruhige Streben nach Geschichte sich ausspricht; im zweiten dämmert schon eine epische Ruhe hervor, da bereits einiger Geschichtsstoff vorhanden ist, der bestimmte Umrisse gewährt. Nun weiß aber Jeder — und wer es nicht weiß, erfahre es hier — daſs die Leidenschaft eben so gut Gedichte hervorbringt, als der eingeborne poetische Genius. Darum sieht man so viele deutsche Jünglinge, die sich für Dichter halten, weil ihre gährende Leidenschaft, etwa das Hervorbrechen der Pubertät oder der Patriotismus oder der Wahnsinn selbst, einige erträgliche Verse erzeugt. Darum sind ferner manche Winkelästhetiker, die

vielleicht einen zärtlichen Kutscher oder eine zürnende Köchin in poetische Redensarten ausbrechen sahen, zu dem Wahne gelangt: die Poesie sei gar nichts Anderes, als die Sprache der Leidenschaft. Sichtbar hat unser Verfasser in dem ersten Buche manches Gedicht durch den Hebel der Leidenschaft hervorgebracht; doch von den Gedichten des zweiten Buches lässt sich sagen, dass sie zum Theil Erzeugnisse des Genius sind. Schwerer ist es, das Maß der Kraft Desselben zu bestimmen, und der Raum dieser Blätter erlaubt nicht eine solche Untersuchung. Wir gehen daher über zu einem mehr äußerlichen Bezeichnen der beiden Bücher. Das erste enthält hundert einzelne und verbundene Gedichte, in verschiedenen Vers- und Tonarten. Der Verfasser gefällt sich darin, die meisten südlichen Formen nachzubilden, mit mehr oder weniger Erfolg. Doch auch die schlichtdeutsche Spruchweise und das Volkslied sind nicht vergessen. Seiner Kürze halber sei folgender Spruch erwähnt:

Mir ist zuwider die Kopfhängerei
Der jetzigen deutschen Jugend,
Und ihre, gleich einer Litanei,
Auswendig gelernte Tugend.

Die Volkslieder sind zwar im rechten Volkstone, aber nach unserm Bedünken etwas zu massiv geschrie-

ben. Es kömmt darauf an, den Geiſt der Volksliedformen zu erfaſſen, und mit der Kenntnis desſelben nach unſerem Bedürfnis gemodelte, neue Formen zu bilden. Abgeſchmackt klingen daher die Titulatur-Volkslieder jener Herren, die den heutigſten Stoff aus der gebildeten Geſellſchaft mit einer Form umkleiden, die vielleicht ein ehrlicher Handwerksburſche vor zweihundert Jahren für den Erguſs ſeiner Gefühle paſſend gefunden. Der Buchſtabe tödtet, doch der Geiſt macht lebendig. — Das zweite Buch enthält nur Sonette, wovon die erſte Hälfte, „Tempel der Liebe" überſchrieben, aus poetiſchen Apologien befreundeter Geiſter beſteht. Unter den Liebesſonetten halten wir am gelungenſten XVI, XVIII, XX, XXI, XXII, XXXVI. Im „Tempel der Freundſchaft" zeichnen wir aus die Sonette an Strauß, Arnim und Brentano, A. W. v. Schlegel, Hundeshagen, Smets, Kreuſer, Rückert, Blomberg, Löben, Immermann, Arndt und Heine. Unter dieſen hat uns das Sonett an J. Kreuſer am meiſten angeſprochen. Das Sonett an E. M. Arndt finden wir löblich, weil der Verfaſſer nicht, wie ſo manche zahme Leute, aus bekannten Gründen ſich ſcheut, von dieſem ehrenwerthen Manne öffentlich zu ſprechen. In dieſem Sonette wollen wir den zweiten Vers nicht verſtehen; Babel liegt nicht an der Seine,

Das ist ein widerwärtiger geographischer Irrthum von 1814. Im Ganzen scheint kein tadelsüchtiger Geist in diesem „Tempel der Freundschaft" zu wohnen, und es mag hie und da das versificierte Wohlwollen allerdings etwas zu reichlich gespendet sein. Besonders ist Dies der Fall in den Sonetten an H. Heine, den der Verfasser auch schon im ersten Buche gehörig bedacht, und den wir hier mit acht Sonetten begabt finden, wo andere Leute mit einem einzigen beehrt sind. Heine's Haupt wird durch jene Sonette mit einem so köstlichen Lorberzweige geschmückt, dass Herr Rousseau sich wahrhaft einmal in der Folge das Vergnügen machen muss, dieses von ihm so schön bekränzte Haupt mit niedlichen Kothkügelchen zu bewerfen; wenn Solches nicht geschieht, so ist es Jammerschade und ganz gegen Brauch und Herkommen, und ganz gegen das Wesen der gewöhnlichen menschlichen Natur.

Tasso's Tod.

Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Von Wilhelm Smets.

Coblenz, bei Hölscher.

(1821.)

Diese Dichtung hat uns beim ersten unbefangenen Durchlesen so freundlich ergötzt und gemüthlich angesprochen, daſs es uns wahrlich schwer ankömmt, sie mit der nothwendigen Kälte nach den Vorschriften und Anforderungen der dramatischen Kunst kritisch zu beurtheilen, ihren innern Werth mit Unterdrückung individueller Anregungen gewissenhaft genau zu bestimmen, und ihre Mängel und Gebrechen mit strenger Hand aufzudecken. — Ehrlich gestanden, will es uns freilich bedünken, als ob wir bei diesem Geschäft nicht ganz unähnlich sind jenem unzufriedenen Grämlinge, der in der Mittagsschwüle unter einem laubigen Apfelbaume ein kühlendes Obdach fand, den lechzenden

Gaumen mit den Früchten desselben labte, sich weidlich ergötzte an dem Gezwitscher der Vöglein, die von Zweig zu Zweig flatterten, aber endlich gegen Abend sich verdrießlich auf die Beine macht, und über den Baum räsonniert und in sich murmelt: „Das war ein erbärmliches Lager, Das waren ja herbe Holzäpfel, Das war ein unausstehliches Spatzengepiepse u. s. w.“ Indessen, das Recensieren hat doch auch sein Gutes. Es giebt heuer so viele wunderliche Bäume auf dem Parnass, dass es Noth thut, wie in botanischen Gärten Gebrauch ist, bei jedem ein weißes Täfelchen zu stellen, worauf der Wanderer lesen kann: „Unter diesem Baume lässt sich's angenehm ruhen, auf diesem wachsen treffliche Früchte, in diesem singen Nachtigallen“; — so wie auch: „Auf diesem Baume wachsen unreife, unerquickliche und giftige Früchte, unter diesem Baume duftet sinnebetäubender Weihrauch, unter diesem spuken des Nachts alte Rittergeister, in diesem pfeift ein sauberer Vogel, unter diesem Baume kann man gut — einschlafen.“

Wir haben oben bemerkt, dass wir vorliegende Tragödie nach den Kunstvorschriften der Dramaturgie beurtheilen wollen. Doch, da in Betreff derselben auch unsere größten Ästhetiker nicht mit einander übereinstimmen, da es Anmaßung wäre, wenn

wir unſere eigene Meinung als die allein richtige annehmen wollten, und da wir nicht durch ſubjektive Anſicht das Verdienſt des Dichters unbewuſſt beeinträchtigen möchten, ſo wollen wir nie unbedingt ein Urtheil über die Leiſtungen Desſelben fällen, ohne erſt mit wenigen Worten angedeutet zu haben, von welchen äſthetiſchen Grundſätzen wir ausgehn. Wir werden demnach vorliegende Tragödie aus drei Geſichtspunkten beurtheilen: aus dem dramatiſchen, aus dem poetiſchen und aus dem ethiſchen Geſichtspunkte.

Lyrik iſt die erſte und älteſte Poeſie. Sowohl bei ganzen Völkern, als bei einzelnen Menſchen, ſind die erſten poetiſchen Ausbrüche lyriſcher Art. Die gebräuchlichen Konvenienzmetaphern ſcheinen hier dem Dichter zu abgedroſchen und kalt, und er greift nach ungewöhnlichen, impoſanteren Bildern und Vergleichen, um ſowohl ſeine ſubjektiven Gefühle als auch die Eindrücke, welche äußere Gegenſtände auf ſeine Subjektivität ausüben, lebendig darzuſtellen. Es giebt Individuen und ganze Völker, die es in der Poeſie nie weiter als bis zu dieſer Dichtart gebracht haben. Bei Beiden deutet Solches auf einen Zuſtand der Geiſteskindheit oder der flachen Einſeitigkeit. Sobald aber beim Dichter eine gewiſſe Verſtandesreife eingetreten iſt, ſobald

sein geistiges Auge das innere Getreibe der äußern Gegenstände und Begebenheiten besser durchschaut, und sein Geist die Gesammtanschauung dieser Außenwelt in sich aufnimmt, so wird es auch ein neues Bestreben des Dichters sein, diese äußern Gegenstände in ihrer objektiven Klarheit, ohne Beimischung von subjektiven Gefühlen und Ansichten, poetisch schön darzustellen. So entsteht die epische und die dramatische Dichtung.

Gewisse Talente, wie man sieht, werden von der einen dieser Dichtungsarten eben so gut wie von der andern erfordert, nämlich: allgemeine Naturanschauung, Heraustreten aus der Subjektivität, treue, lebendige Schilderung von Begebenheiten, Situationen, Leidenschaften, Charakteren u. s. w. Doch machen wir die vielbestätigte Bemerkung: dass Dichter, die in der einen dieser Dichtungsarten Meister sind, oft in der andern nichts Erträgliches zu Stande bringen können. Diese Beobachtung führt uns zur Untersuchung, ob jenes Misslingen nicht dadurch entsteht, weil etwa bei der einen Dichtungsart die oben angedeuteten Talente in minderm Grade erforderlich sind, als bei der andern, und weil vielleicht das Wesen beider Dichtungsarten so erstaunlich von einander verschieden ist?

Wenn wir den epischen und den dramatischen Dichter, jeden in seiner Werkstätte, belauschen und hier sein Verfahren beobachten, so ist uns Nichts leichter, als die Lösung dieser Frage. Der Epiker trägt freilich im Geiste die lebendigste Anschauung seines Stoffes, aber er erzählt einfach, natürlich, sein Erzählen ist zwar meistens ein Nacheinander, aber auch oft ein Nebeneinander, und nicht selten ein Voreinander (Voraussagen der Katastrophe). Er schildert ruhig die Gegend, die Zeit, das Kostüm seiner Helden, er lässt sie zwar sprechen, aber er erzählt ihre Mienen und Bewegungen, und zuweilen gar schießt ein Blitzstrahl aus seinem eigenen Gemüthe, aus seiner Subjektivität, und beleuchtet mit schnellem Lichte das Lokal und die Helden seines Gedichtes. Dieses subjektive Aufblitzen, wovon unsere zwei besten epischen Gedichte, die Odyssee und die Nibelungen, nicht frei sind, und welches vielleicht zum Charakter des Epos gehört, zeigt schon, dass das Talent des gänzlichen Heraustretens aus der Subjektivität beim Epos nicht in so hohem Grade erforderlich ist, als beim Drama. In dieser Dichtart muss jenes Talent vollkommen sein. Aber Das ist noch lange nicht das Hauptsächlichste. Das Drama setzt eine Bühne voraus, wo sich nicht Jemand hinstellt und das Gedicht

vordeklamiert, sondern wo die Helden des Gedichts selbst lebendig auftreten, in ihrem Charakter mitsammen sprechen und handeln. Hierbei hat der Dichter nur nothwendig aufzuzeichnen, was sie sprechen und wie sie handeln. Wehe dem Dichter aber, der es da vergisst, dass diese lebendigen Heldenvorsteller das Recht haben, nach eigener Willkür sich zu gruppieren und Grimassen zu schneiden, dass der Theaterschneider für hübsche Kleider, der Dekorationsmaler für hübsche Umgebungen, der Kapellmeister für dämmernde Gefühle, und der Lampenputzer für klare Beleuchtung Sorge trägt. Das will dem epischen Dichter gar nicht in den Kopf, und wenn er sich im Drama versucht, verwickelt er sich in schöne Gegendbeschreibungen, Charakterschilderungen und zu feine Nüancierungen. Endlich leidet das Drama keinen Stillstand, kein Nebeneinander, noch viel weniger ein Voreinander, wie das Epos. Der Hauptcharakter des Dramas ist also lebendiges und immer lebendigeres Fortschreiten und Ineinandergreifen des Dialogs und der Handlung.

Wir haben hier das Charakteristische im Wesen des Epos und des Dramas leicht hingezeichnet, und Jedem ist es durchaus erklärbar, warum so viele Dichter mit Erfolg aus dem Gebiete der Lyrik in das Gebiet des Epischen übergehen, weil sie hier

ihre Subjektivität nicht ganz und gar zu verleugnen brauchen, und durch etwanige Versuche in der Romanze, in der Elegie, im Roman und in dergleichen Dichtungsarten, welche aus einer Vermischung des Epischen und des Lyrischen bestehen, sich an jene Verleugnung der Subjektivität allmählich gewöhnen können, oder einen leichten Übergang zum Reinepischen finden, statt daſs bei der dramatischen Dichtung keine solche Übergangsform vorhanden ist, und gleich die allerstrengste Unterdrückung der hervorquellenden Subjektivität verlangt wird. Zugleich ist es sichtbar, daſs es die Gewohnheit, welche den erprobtesten epischen Dichter, der immer an Lokal- und Kostümschilderungen u. Dgl. denkt, zum schlechten Dramatiker macht, und daſs es daher gut ist, wenn der Dichter, der im Dramatischen sich hervorthun will, aus dem Gebiete der Lyrik gleich in das Gebiet des Dramas übergeht.

Mit Vergnügen bemerken wir, daſs dieses Letztere der Fall ist beim Verfasser der vorliegenden Tragödie, dessen lyrische Gedichte sowohl durch äußern Glanz als lebendige Innigkeit uns so oft entzückt haben. Indessen, wie schwer, wie äußerst schwer der Übergang vom Lyrischen zum Dramatischen ist, hat unser Herr Verfasser selbst erfahren, da ihm seine erste, dem „Tasso" vorangehende Tra-

gödie gänzlich mißlungen iſt. Doch das ehrliche Geſtändnis, womit der Verfaſſer in der Vorrede zum „Taſſo“ über dieſes Mißlingen ſich äußert, ſo wie auch der überraſchende Eindruck, den letztere Tragödie auf Denjenigen macht, der das Unglück gehabt hat, die frühere zu leſen, das Alles berechtigt uns, viele Mängel des „Taſſo“ zu überſehen, das rüſtige Fortſchreiten des Verfaſſers zu bewundern, ſein ſchon errungenes Talent anzuerkennen und ihm in einiger Ferne den Kranz zu zeigen, der ihm auf ſolchem Wege und bei ſolchem Streben nimmermehr vorenthalten werden kann.

Die beſcheidene Erklärung in der Vorrede zum „Taſſo“ macht es uns gleichſam zur Pflicht, jeder Vergleichung desſelben mit dem Goethe'ſchen Drama desſelben Namens gehörig auszuweichen. Doch können wir nicht umhin, zu bemerken, daſs die Begebenheit, welche Letzterm zur Kataſtrophe dient, auch von unſerm Verfaſſer benutzt worden iſt, nämlich: der in Liebesverzückung taumelnde Taſſo umarmt Leonore von Eſte. Als hiſtoriſch müſſen wir dieſe Begebenheit leugnen. Taſſo's Hauptbiographen, ſowohl Seraſſi, als auch (wenn wir nicht irren) Manſo, verwerfen ſie. Nur Muratori erzählt uns ein ſolches Märchen. Wir zweifeln ſogar, ob je eine Liebe zwiſchen der zehn Jahr'

ältern Prinzessin Leonore und Tasso existiert habe. Überhaupt, wir können auch nicht unbedingt annehmen die allgemein verbreitete Meinung, als habe Herzog Alphons aus bloßem Egoismus, aus Furcht, seinen eigenen Ruhm geschmälert zu sehn, den armen Dichter ins Narrenhospital einsperren lassen. Ist es denn so etwas ganz Unerhörtes und Unbegreifliches, daſs ein Poet verrückt geworden sei? Warum wollen wir uns dieses Verrücktwerden nicht vernünftig erklären? Warum nicht wenigstens annehmen, daſs die Ursache jener Einsperrung sowohl im Hirne des Dichters, als im Herzen des Fürsten gelegen habe? Doch wir wollen von allem historischen Vergleichen lieber gleich abgehen, setzen die Fabel des Stücks, wie sie allgemein gäng und gebe ist, als bekannt voraus, und sehen zu, wie unser Verfasser seinen Stoff behandelt hat.

Das Erste, was wir hier erblicken, ist, daſs der Verfasser eine von Manso erwähnte und von Serassi durchaus geleugnete Leonore ins Spiel zieht. Durch diesen glücklichen Griff gewinnt das Stück an interessanter, intrigenartiger, dramatischer Verwickelung. Diese Leonore No. 3, genannt Leonore von Giselfo, ist Gesellschafterin der Gräfin Leonore von Sanvitale. Mit dem Zweigespräch

dieſer Beiden im Schloſspark zu Ferrara beginnt das Stück.

Leonore von Giſello geſteht, daſs ſie Taſſo liebe, und erzählt, daſs ſie einen Beweis ſeiner Gegenliebe habe. Die Gräfin entgegnet ihr, daſs dieſer Beweis, der darin beſtehe, daſs ſo oft in Taſſo's Liedern der Name Leonore gefeiert werde, ſehr zweideutig ſei, da noch zwei andere Damen des Hofes, ſie ſelbſt und die Prinzeſſin, denſelben Namen führen. Es wäre ſogar wahrſcheinlich, daſs die Prinzeſſin die Gefeierte ſei. Die Gräfin erinnert an jenen Tag, wo Taſſo dem Herzog ſein vollendetes Gedicht, das befreite Jeruſalem, überreichte, und die Prinzeſſin

— — mit ſchnell gewandten Händen griff
Zum Lorberkranz, der Virgil's Marmor ſchmückte,
Und ihn dem Sänger auf die Stirne drückte,
Der niederbog ſein Knie, ſein lockicht Haupt,
Das eine Fürſtin liebend ihm umlaubt!
Da zittert' er; ſo tief er ſich auch beugte,
Hob ſich ſein Auge doch zu ihr empor,
Ich ſah's, wie es hinauf, heiß funkelnd, ſtrebte;
Das war das Höchſte, was ihm konnt' begegnen,
Und gegen tauſendfachen Lorberkranz
Des Kapitols hätt' er nicht den vertauſcht,

Den er seit jener Stund' mit Eitelkeit
Am Ruhbett aufhing über seine Scheitel.
Unwillig sieht Alfonso dieses Treiben,
Er sieht des Standes Majestät verletzt,
Und was zurück noch ist, wer sagt Das gern?!

Die Prinzessin erscheint, sie neckt die Gräfin wegen des Vielgefeiertwerdens des Namens Leonore. In dem folgenden Monolog zeigt die Prinzessin ihre Liebe für Tasso. Letzterer tritt auf, spricht von seiner Liebe zu ihr.

Prinzessin.

O schweiget, Tasso, schweigt, ich bitt' Euch drum,
Um meinetwegen schweigt, ich weiß das Alles.

Tasso.

Ihr könnt nicht wissen, wie ich mich zerquäle,
Wie ich, um nicht verrathen mich zu sehn,
Um Euch nicht zu verrathen, hin und wieder
Als ein Verstellter um drei Wesen schmachte,
So einem, wie dem andern mich zu zeigen.

Er versinkt in Liebesschwärmerei und entfernt sich, wie der Herzog naht. Dieser macht bittere Anspielungen auf Beider Liebe; die Prinzessin weint,

Alphons entfernt ſich, Taſſo kehrt zurück. „Ihr weint, Eleonore?“ Er lodert auf in ſtolzer Kraft, verwirrt ſich in ein ſchmachtendes Sonett, und in Liebeswahnſinn umarmt er die Prinzeſſin. Der Herzog, in Begleitung des Grafen Tirabo und einiger Nobili, iſt unterdeſſen im Hintergrunde erſchienen und tritt ſchnell auf Taſſo los. Ende des erſten Akts.

Die Prinzeſſin in Liebeswehmuth verſunken. Die Gräfin kommt und erzählt ihr:

Nach jenem Überfall im Parke ließ
Der Herzog unſern Dichter ruhig gehn,
Ihr wiſſt's, und konntet ſelbſt Euch nicht die Miene
Erklären, die der Bruder angenommen.

Hierauf ſei Graf Tirabo zu Taſſo gekommen, und habe ihn verhöhnt mit erkünſteltem Mitleid. Taſſo ſchlägt ihn —

Doch er beſann ſich, fordert ihn zum Kampf,
Und zieht den Degen im Palaſt Ferrara's.
— — — —
Der Graf ſchützt vor des Ortes Majeſtät,
Und harret ſein auf dem Lenardo-Wall.

Dort wird Taſſo von Tirabo's Brüdern, drei heimtückiſchen Buben, überfallen, doch er wehrt ſich brav, wird aber endlich gefangen genommen. Man hört den Jubel des Volkes über Taſſo's Sieg. Der Herzog erſcheint, verwundet die Schweſter durch neue Bitterkeiten, und verweiſt ſie auf ihre Zimmer. In folgendem Monolog zeigt er ſich in ſeiner wahren Geſtalt:

Sie geht — es ſei! Verlier' ich ihre Gunſt,
Soll der Verluſt die Andern mir gewinnen.
Ich bin der Herrſcher hier, der Herr des Hofs,
Der Ehre Gaben ſpend' ich aus, verſammle
Der Künſte Kreis großmüthig, Luſt und Glanz
Vor ganz Italien meinem Haus zu geben;
Von fernher zieht der Fürſt und Edelmann
Und will der Frauen Schönheit hier bewundern,
Wovon der Ruf in allen Ländern ſprach;
Und ich allein, am eignen Hofe bin ich
Der Letzte, unbemerkt läſſt man mich gehn,
Erwärmt ſich an der Fürſtenwürde Strahl,
In meiner Größe Schatten ruht ſich's gut,
Doch eines Irrlichts Glänzen ſchaut man nach,
Und einem Echo hört man ſeufzend zu.
Das iſt der Dichter, den ich herberufen,
Der müßig durch das rege Leben ſchlendert,

Der Jagdluſt Mordluſt nennt, und ſtatt der Erde,
Worauf er wächſt und lebt, den Mond beſieht —
Er ſeh' ſich vor, in meinem Herzogsmantel
Hüllt' ich ihn gnädig ein, er reißt ſich los,
Zum Falle wird die Schleppe ſeinem Fuß!

Graf Tirabo erſcheint, und zeigt dem Herzog das Mittel, wie er wieder allein glänzen könne. Dies iſt die Entfernung Taſſo's. Man gebe ihn frei, bedeute ihm, daſs die Prinzeſſin ſich von ihm gewendet habe, und er wird ſich von ſelbſt entfernen. — Taſſo iſt befreit, und ergeht ſich im Garten. Er hört Guitarrentöne, und eine Stimme ſingt ein ſchmelzend üppiges Lied aus ſeinem „Aminta". Es iſt die Sängerin Juſtina, ſie will den frommen Dichter mit ſüßen Klängen in die Netze der Sinnenluſt verlocken. Taſſo beſchämt ſie mit ernſter Rede, ſpricht mit losbrechender Bitterkeit und Verachtung von den Großen des Hofs, vom Fürſten ſelbſt. — Da erſcheinen der Herzog und der Graf. Weil er den Fürſten geläſtert habe und wahnſinnig ſcheine, wird Taſſo nach St. Annen geſchleppt. Ende des zweiten Akts.

Garten zu Ferrara. Zweigeſpräch des Herzogs und des Grafen. Letzterer bemerkt, man müſſe Taſſo ſtreng hüten laſſen. Der Herzog will ihn

nur unschädlich wissen, nämlich wegen seiner Liebe zur Prinzessin. Diese erscheint und bittet ihren Bruder um Loslassung des Dichters. Der Herzog ist dazu geneigt, wenn sie sich nach Palanto entfernen wolle. Sie entschließt sich dazu, sie überträgt der Gräfin Sanvitale die Sorge für Tasso in ihrer Abwesenheit. Tiefer Liebesschmerz der Prinzessin. Ende des dritten Akts.

Garten des Hospitals zu St. Annen. Der Beichtvater des Hospitals und Leonore von Gisello; Letztere als Pilger gekleidet. Sie erbittet sich von ihm die Erlaubnis, den als wahnsinnig eingesperrten Tasso zu sprechen. Schwärmerisches Gespräch zwischen Diesem und Leonore; sie sagt ihm, dass sie nach dem heiligen Lande pilgre, und giebt ihm einen Schlüssel, um sich durch die Pforte der Erkerstiege zu befreien. Tasso glaubt, er habe eine Engelserscheinung gehabt. — Graf Tirabo kommt zum Beichtvater und meldet ihm, dass Tasso freigelassen werden solle. — Nacht. Erker von Tasso's Gemach unweit der Brücke, die über den Fluss führt. Leonore von Gisello, im Begriff, ihre Wallfahrt anzutreten, sinkt hin auf eine Bank unter dem Erker. Die Prinzessin nebst ihrer Hofdame geht über die Brücke, um sich nach Palanto zu begeben. Tasso erscheint am Erkerfenster. Unendlich

wehmüthiges Liebesgespräch zwischen ihm und der Prinzessin. Sie wankt fort mit ihrer Hofdame. Leonore von Gisello erhebt sich von ihrem Sitze, fühlt sich durch das angehörte Gespräch gestärkt zur langen Wallfahrt, grüßt Tasso nochmals mit mildem Worte, und geht schnell ab. Tasso ruft verhallend: „O weile, weile, verklärter Geist!“

Die Ketten fallen, und Tasso ist frei!

Er streckt die Arme aus nach der Enteilenden — Ende des vierten Akts.

Sprechzimmer im Kloster St. Ambrogio zu Rom. Der Beichtvater und Manso, Tasso's Jugendfreund (?). Dieser ist eben in Rom angekommen und erfährt, dass Tasso den folgenden Tag auf dem Kapitol gekrönt werden solle. Er will zu ihm, der Beichtvater bemerkt ihm, dass Tasso im Nebenzimmer schlafe, aber sehr krank sei, und schon von ihm das Abendmahl und die letzte Ölung empfangen habe. Er erzählt ihm, dass Tasso eigenmächtig seiner Haft entsprungen sei, just an dem Tage, wo der Herzog ihm die Freiheit schenkte, dass ein Pilger ihm heimlich den nothwendigen Schlüssel gegeben habe, dass dieser Pilger wahrscheinlich Leonore von Gisello gewesen sei, dass aber Tasso ihn noch immer für einen gottgesandten Boten

halte. Er schildert den Zustand, wie er Tasso wiedergefunden:

Wie ich ihn sah im dürftigen Gewande
Hinwanken auf der Straße, ausgesetzt
Des frühen Lenzes wechselvollem Treiben.
Auf Hagelschlossen folgte milder Regen,
Drauf blickte wieder hell die Sonne durch,
Bis frost'ger Hauch die Wolken vor sich trieb. —
So wankt' er hin mit unbedecktem Haupte,
Wild flatterten die Haare durch die Luft,
Und tief in Stirn und Scheitel eingedrückt,
Trug er verdorrten Lorbers heil'gen Schmuck,
Den ihm Prinzessin Leonore einst
Aufs Haar gesetzet für sein heilig Lied.

Tasso sollte noch heute nach St. Onuphrius gebracht werden, weil dieser Platz dem Kapitole näher liegt. — Tasso erscheint, den Lorberkranz der Prinzessin in der Hand. Er spricht wie ein schon Verklärter, und empfängt liebevoll seinen Manso. Der Prior von Onuphrius und zwei Mönche kommen, Tasso abzuholen. Volk drängt sich hinzu; Jubel und Musik. Begeisterung ergreift Tasso, er spricht von einer überirdischen Krönung, er hebt den Lorber der Prinzessin in die Höhe:

Mit dieſem ward ich hier auf Erden groß,
Dort wird der ſchöne Engel mich umzweigen,
Von meinem ird'ſchen Ruhm ſoll dieſer zeugen!

Er legt den Lorber in die Hände des Beichtvaters. Matt und ſchwankend wird er in Triumph und unter rauſchender Muſik fortgeführt. —

Säulenhalle in der Akademie zu St. Onuphrius. In der Mitte die Bildſäule des Arioſt. Im Hintergrunde Ausſicht auf das Kapitol. Conſtantini und Kardinal Cinthio treten hervor. Erſterer erzählt den Tod der Prinzeſſin Leonore.

Da herrſchte tiefe Trauer in Ferrara,
Und Taſſo's Lieder tönen dort nicht mehr;
Er war verſchwunden und die Fürſtin todt.
Die Gräfin Sanvitale drang in mich,
Ferrara zu verlaſſen, und nach Rom
Mich zu begeben auf der Eile Schwingen,
Daſs nicht die Nachrichten von der Fürſtin Tod
Voreilig Taſſo's hohe Qualen ſteigre.

Taſſo wird in Triumph hereingebracht. Da er vor Mattigkeit zuſammenſinken will, laſſen ihn ſeine Führer auf eine der Stufen von Arioſt's Bildſäule nieder. Jauchzen des hereindringenden Volks. Kar-

dinäle, Prälaten, Nobili und Officiere füllen die Halle. Musikwirbel. Tasso erhebt sich mit Anstrengung. Constantini zu seinen Füßen, und begrüßt so den verherrlichten Freund. Tasso blickt erschrocken auf ihn nieder:

Tasso.

So ist es wahr, und nicht hat mir's geträumt,
Ich sah dich früher schon auf meinem Wege.
Mit schwarzem Flore war dein Kleid umsäumt,
Mein Ohr vernahm der Glocken Trauerschläge,
Und geisterähnlich sprach dein Mund dies Wort:
„Torquato findet Leonoren — dort!"

Tasso stirbt sichtbar ab, spricht verzückt von Gott und Geisterliebe, sinkt hin, und sitzt als Leiche auf dem Piedestal der Bildsäule seines großen Nebenbuhlers Ariosto. Der Beichtvater nimmt den ihm überlieferten Lorberkranz, setzt ihn auf das heilige Haupt des Erblichenen. Verhallende Musik. Der Vorhang fällt.

Nach unsern vorangeschickten Erklärungen müssen wir jetzt gestehen, dass der Verfasser in der Behandlung seines Stoffs nur sehr unbedeutendes dramatisches Verdienst gezeigt hat. Die meisten seiner Personen sprechen im selben Tone, fast wie in einem Marionettentheater, wo ein Einzelner den verschie-

denen Puppen ſeine Stimme leiht. Faſt alle führen dieſelbe lyriſche Sprache. Da nun der Verfaſſer ein Lyriker iſt, ſo können wir behaupten, daſs es ihm nicht gelungen iſt, aus ſeiner Subjektivität gänzlich herauszutreten. Nur. hie und da, beſonders wenn der Herzog ſpricht, bemerkt man ein Beſtreben darnach. Das iſt ein Fehler, dem faſt kein lyriſcher Dichter in ſeinen dramatiſchen Erſtlingen entging. Hingegen das lebendige Ineinandergreifen des Dialogs iſt dem Verfaſſer recht oft gelungen. Nur hie und da treffen wir Stellen, wo Alles feſtgefroren ſcheint, und wo oft Frage und Antwort an den Haaren herbeigeriſſen ſind. Die erſte Expoſitionsſcene iſt ganz nach der leidigen franzöſiſchen Art, nämlich Unterredung der Vertrauten. Wie anders iſt Das bei unſerm großen Muſter, bei Shakſpeare, wo die Expoſition ſchon eine hinreichend motivierte Handlung iſt. Ein beſtändiges Fortſchreiten der Handlung fehlt ganz. Nur bis zu gewiſſen Punkten ſieht man ein ſolches Fortſchreiten. Dergleichen Punkte ſind das Ende des erſten und des vierten Akts; jedesmal nimmt alsdann der Verfaſſer gleichſam einen neuen Anlauf.

Wir gehen über zur Unterſuchung des poetiſchen Werthes des „Taſſo.“

Es wird Manchen Wunder nehmen, daſs wir unter dieſer Rubrik den theatraliſchen Effekt erwähnen. In unſerer letzten Zeit, wo meiſtens junge Dichter auf Koſten des Dramatiſchen nach dem theatraliſchen Effekt ſtreben, iſt beider Unterſchied genugſam zur Sprache gekommen und erörtert worden. Dies ſündhafte Streben lag in der Natur der Sache. Der Dichter will Eindruck auf ſein Publikum machen, und dieſer Eindruck wird leichter durch das Theatraliſche, als durch das Dramatiſche eines Stückes hervorgebracht. Goethe's Taſſo geht ſtill und klanglos über die Bühne; und oft das jämmerlichſte Machwerk, worin Dialog und Handlung hölzern, und zwar vom ſchlechteſten Holze ſind, worin aber recht viele theatraliſche Knallerbſen zur rechten Zeit losplatzen, wird von der Galerie applaudiert, vom Parterre bewundert und von den Logen huldreichſt aufgenommen. — Wir können nicht laut genug und nicht oft genug den jungen Dichtern ins Ohr ſagen, daſs, jemehr in einem Drama das Streben nach ſolchem Knalleffekt ſichtbar wird, deſto miſerabeler iſt es. Doch bekennen wir: wo natürlich und nothwendig der theatraliſche Effekt angebracht iſt, da gehört er zu den poetiſchen Schönheiten eines Dramas. Dies iſt der Fall in vorliegender Tragödie. Nur ſparſam ſind theatraliſche

Effekte darin eingewebt, doch wo sie sind, besonders am Ende des Stücks, sind sie von höchst poetischer Wirkung.

Noch mehr wird es befremden, dass wir die Beobachtung der drei dramatischen Einheiten zu den poetischen Schönheiten eines Stücks rechnen. Einheit der Handlung nennen wir zwar durchaus nothwendig zum Wesen der Tragödie. Doch, wie wir unten sehen werden, giebt es eine dramatische Gattung, wo Mangel an Einheit der Handlung entschuldigt werden kann. Was aber die Einheit des Ortes und der Zeit betrifft, so werden wir zwar die Beobachtung dieser beiden Einheiten dringend empfehlen, jedoch nicht, als ob sie zum Wesen eines Drama's durchaus nothwendig wären, sondern weil sie letzterm einen herrlichen Schmuck verleihen und gleichsam das Siegel der höchsten Vollendung auf die Stirne drücken. Wo aber dieser Schmuck auf Kosten größerer poetischer Schönheiten erkauft werden soll, da möchten wir ihn weit lieber entbehren. Nichts ist daher lächerlicher, als einseitige strenge Beobachtung dieser zwei Einheiten und einseitiges strenges Verwerfen derselben. — Unser Herr Verfasser hat keine einzige von allen drei Einheiten beobachtet. — Nach obiger Ansicht können wir ihn nur wegen Mangel an Einheit der Handlung zur

Verantwortung ziehn. Doch auch hier glauben wir eine Entschuldigung für ihn zu finden.

Wir theilen die Tragödien ein in solche, wo der Hauptzweck des Dichters ist, dass eine merkwürdige Begebenheit sich vor unsern Augen entfalte; in solche, wo er das Spiel bestimmter Leidenschaften uns durchschauen lassen will, und in solche, wo er strebt, gewisse Charaktere uns lebendig zu schildern. Die beiden erstern Zwecke hatten die griechischen Dichter. Es war ihnen meistens darum zu thun, Handlungen und Leidenschaften zu entwickeln. Der Charakterzeichnungen konnten sie füglich entbehren, da ihre Helden meistens bekannte Heroen, Götter und dergleichen stehende Charaktere waren. Dies ging hervor aus der Entstehung ihres Theaters. Priester und Epiker hatten lange schon voraus die Kontouren der Heldencharaktere dem Dramatiker vorgezeichnet. Anders ist es bei unserm modernen Theater. Charakterschilderung ist da eine Hauptsache. Ob nicht auch die Ursache davon in der Entstehungsart unseres Theaters liegt, wenn wir annehmen, dass dasselbe hauptsächlich entstanden ist durch Fastnachtspossen? Es war da der Hauptzweck, bestimmte Charaktere lebendig, oft grell hervortreten zu lassen, nicht eine Handlung, noch viel weniger eine Leidenschaft zu entwickeln. Beim

großen William Shakspeare finden wir zuerst obige drei Zwecke vereinigt. Er kann daher als Gründer des modernen Theaters angesehen werden, und bleibt unser großes, freilich unerreichbares Muster. Johann Gotthold Ephraim Lessing, der Mann mit dem klarsten Kopfe und mit dem schönsten Herzen, war in Deutschland der Erste, welcher die Schilderungen von Handlungen, Leidenschaften und Charakteren am schönsten und am gleichmäßigsten in seinen Dramen verwebte, und zu einem Ganzen zusammenschmelzte. So blieb es bis auf die neueste Zeit, wo mehrere Dichter anfingen, jene drei Gegenstände der dramatischen Schilderung nicht mehr zusammen, sondern einzeln zum Hauptzweck ihrer Tragödien zu machen. Goethe war der Erste, der das Signal zu bloßen Charakterschilderungen gab. Er gab sogar auch das Signal zu Charakterschilderung einer bestimmten Klasse Menschen, nämlich der Künstler. Auf seinen Tasso folgte Oehlenschläger's „Correggio," und Diesem wieder eine Anzahl ähnlicher Tragödien. Auch der „Tasso" unseres Verfassers gehört zu dieser Gattung. Wir können daher bei dieser Tragödie Mangel an Einheit der Handlung füglich entschuldigen, und wollen sehen, ob die Charakter- und nebenbei die Leidenschafts-Schilderungen treu und wahr sind.

Den Charakter des Haupthelden finden wir trefflich und treu gehalten. Hier scheint dem Verfasser ein glücklicher Umstand zu Statten gekommen zu sein. Nämlich, Tasso ist ein Dichter, oft ein lyrischer und immer ein religiös schwärmerischer Dichter. Hier konnte nun unser Verfasser, der alles Dieses ebenfalls ist, mit seiner ganzen Individualität hervortreten, und dem Charakter seines Helden eine überraschende Wahrheit geben. Dieses ist das Schönste, das Beste in der ganzen Tragödie. Etwas minder treffend gezeichnet ist der Charakter der Prinzessin; er ist zu weich, zu wächsern, zu zerfließend, es fehlt ihm an Gehalt. Die Gräfin Sanvitale ist vom Verfasser gleichgültig behandelt; nur ganz schwach lässt er ihr Wohlwollen für Tasso hervorschimmern. Der Herzog ist in mehreren Scenen sehr wahr gezeichnet, doch widerspricht er sich oft. Z. B. am Ende des zweiten Akts lässt er Tasso einsperren, damit er seinen Namen nicht mehr verlästre, und in der ersten Scene des dritten Akts sagt er, es sei geschehen aus Besorgnis, dass nicht aus Tasso's Liebeshandel mit seiner Schwester Schlimmes entstehe. Graf Tirabo ist nicht allein ein jämmerlicher Mensch, sondern auch, was der Verfasser nicht wollte, ein inkonsequenter Mensch. Leonore von Gisello ist ein

hübſches Veſperglöcklein, das in dieſem Gewirre heimlich und lieblich klinget, und leiſer und immer leiſer verhallet.

Schön und herrlich iſt die Diktion des Verfaſſers. Wie trefflich, ergreifend und hinreißend iſt z. B. das Nachtgeſpräch zwiſchen der Prinzeſſin und Taſſo. Dieſe wehmüthig weichen, ſchmelzend ſüßen Klänge ziehn uns unwiderſtehlich hinab in die Traumwelt der Poeſie, das Herz blutet uns aus tief geheimen Wunden — aber dieſes Verbluten iſt eine unendliche Wolluſt, und aus den rothen Tropfen ſproſſen leuchtende Roſen.

Taſſo.

Mit tauſend Augen ſchaut auf mich die Nacht,
Und mich erfaſſen Zweifel: will ſie leuchten,
Vielleicht auch lauſchen? Hat mit ſolcher Pracht
Sie ſich geſchmückt, und fällt des Thaues Feuchten,
Daß ſich dem Schlafe meine Glieder ſenken?

Prinzeſſin.

Hört' ich nicht Töne, die hinab ſich neigten,
Als wollten ſie zu meinem Herzen lenken?

Hofdame.

Fürwahr, Prinzeſſin, bleich verworrner Miene,

Als wollt' mit Schierlingsthau die Nacht ihn tränken,
Täuſcht mich's, wenn ſo nicht Taſſo dort erſchiene.

Taſſo.

Welch Bild erglänzet auf der Brücke Bogen?
Mit Majeſtät, als ob's der Hohen diene,
Kommt nebenher ein anderes gezogen.
Schneeweiß umfließt, wie Silbernebels Schleier,
Ein Strahlenkleid die Glieder, hell umflogen
Das Haupt vom Sternenchor, wie Demantfeuer.

Prinzeſſin.

Doch Thränenthau ſinkt von dem Mond hernieder,
Und trübet meiner Sterne helle Feier.

Taſſo.

Dem Thau entblühen neue Blumen wieder,
Und neue Kränze wird die Nacht uns winden. — —

Ebenfalls wunderſchön ſind die Verſe S. 77; ſo wie auch die Stanzen S. 82, wo Taſſo zur Giſello, die ihn als Pilger beſucht, ſagt:

Wie ſich die Blume wendet zu der Sonne,
Und wie der Thau ſich wiegt im Morgenſchein,
Wie Engel flehn zur himmliſchen Madonne,

Und Schar an Schar sich um die Hohe reihn:
So still und feierlich, voll sel'ger Wonne,
Schließt mich das Zauberland der Liebe ein;
Klar seh' ich die Verklärte vor mir schweben,
Frei und in Banden ihr allein zu leben. — —

Ob aber überhaupt der Reim in der Tragödie zweckmäßig ist? Wir sind ganz dagegen, würden ihn nur bei reinlyrischen Ergüssen tolerieren, und wollen ihn in vorliegender Tragödie nur da entschuldigen, wo Tasso selbst spricht. Im Munde des Dichters, der so viel in seinem Leben gereimt hat, klingt der Reim wenigstens nicht ganz unnatürlich. Dem schlechten Poeten wird der Reim in der Tragödie immer eine hilfreiche Krücke sein, dem guten Dichter wird er zur lästigen Fessel. Auf keinen Fall findet Derselbe Ersatz dafür, dass er sich in diese Fessel schmiegt. Denn unsre Schauspieler, besonders Schauspielerinnen, haben noch immer den leidigen Grundsatz, dass die Reime für das Auge seien, und dass man sich ja hüten müsse, sie hörbar klingen zu lassen. Wofür hat sich nun der arme Dichter abgeplagt? — So wohlklingend auch die Verse unseres Verfassers sind, so fehlt es denselben doch an Rhythmus. Es fehlt ihm die Kunst des Enjambements, die beim fünffüßigen Jambus

von so unendlicher Wirkung ist, und wodurch so viele metrische Mannigfaltigkeit hervorgebracht wird. Manchmal hat sich der Verfasser einen Sechsfüßer entschlüpfen lassen. Schon S. 1.

Die deine Schönheit rühmen nach Verliebter Art.

Ob vorsätzlich? — Unbegreiflich ist uns, wie sich der Verfasser die Skansion „Virgil" S. 7 und 22 erlauben konnte. So wie auch S. 4 „Und vielleicht darum, weil sie's nöth'ger haben." — S. 14. Der Daktylus „Hörenden" am Ende des Verses füllt das Ohr nicht. Obschon unsere besten alten Dichter sich solche Fehler zu Schulden kommen lassen, sollten doch die jüngern sie zu vermeiden suchen.

Wir gehn jetzt über zur Frage: welchen Werth hat vorliegende Tragödie in ethischer Hinsicht?

Ethisch? Ethisch? hören wir fragen. Um Gotteswillen, gelehrte Herren, halten Sie sich nicht an der Schuldefinition. Ethisch soll hier nur ein Rubrikname sein, und wir wollen entwickelnd erklären, was wir unter dieser Rubrik befasst haben wollen. Hören Sie, ist es Ihnen noch nie begegnet, dass Sie innerlich missvergnügt, verstimmt und ärgerlich des Abends aus dem Theater kamen, obschon das Stück, das Sie eben sahen, recht dra-

matisch, theatralisch, kurz voller Poesie war? Was war nun der Fehler? Antwort: Das Stück hatte keine Einheit des Gefühls hervorgebracht. Das ist es. Warum musste der Tugendhafte untergehn durch List der Schelme? Warum musste die gute Absicht verderblich wirken? Warum musste die Unschuld leiden? Das sind die Fragen, die uns martend die Brust beklemmen, wenn wir nach der Vorstellung von manchem Stücke aus dem Theater kommen. Die Griechen fühlten wohl die Nothwendigkeit, dieses qualvolle Warum in der Tragödie zu erdrücken, und sie ersannen das Fatum. Wo nun aus der beklommenen Brust ein schweres Warum hervorstieg, kam gleich der ernste Chorus, zeigte mit dem Finger nach oben, nach einer höheren Weltordnung, nach einem Urrathschluss der Nothwendigkeit, dem sich sogar die Götter beugen. So war die geistige Ergänzungssucht des Menschen befriedigt, und es gab jetzt noch eine unsichtbare Einheit: — Einheit des Gefühls. Viele Dichter unserer Zeit haben Dasselbe gefühlt, das Fatum nachgebildet, und so entstanden unsere heutigen Schicksalstragödien. Ob diese Nachbildung glücklich war, ob sie überhaupt Ähnlichkeit mit dem griechischen Urbild hatte, lassen wir dahingestellt. Genug, so löblich auch das Streben nach Hervorbringung

der Gefühlseinheit war, so war doch jene Schicksalsidee eine sehr traurige Aushilfe, ein unerquickliches, schädliches Surrogat. Ganz widersprechend ist jene Schicksalsidee mit dem Geist und der Moral unserer Zeit, welche beide durch das Christenthum ausgebildet worden. Dieses grause, blinde, unerbittliche Schicksalswalten verträgt sich nicht mit der Idee eines himmlischen Vaters, der voller Milde und Liebe ist, der die Unschuld sorgsam schützet, und ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt. Schöner und wirksamer handelten jene neuere Dichter, die alle Begebenheiten aus ihren natürlichen Ursachen entwickeln, aus der moralischen Freiheit des Menschen selbst, aus seinen Neigungen und Leidenschaften, und die in ihren tragischen Darstellungen, sobald jenes furchtbare letzte Warum auf den Lippen schwebt, mit leiser Hand den dunkeln Himmelsvorhang lüften, und uns hineinlauschen lassen in das Reich des Überirdischen, wo wir im Anschaun so vieler leuchtenden Herrlichkeit und dämmernden Seligkeit mitten unter Qualen aufjauchzen, diese Qualen vergessen oder in Freuden verwandelt fühlen. Das ist die Ursache, warum oft die traurigsten Dramen dem gefühlvollsten Herzen einen unendlichen Genuss verschaffen. — Nach letzterer löblichen Art hat sich auch unser

Verfaſſer beſtrebt, die Gefühleinheit hervorzubringen. Er hat ebenfalls die Begebenheiten aus ihren natürlichen Gründen entwickelt. In den Worten der Prinzeſſin:

Ihr Dichter wollt euch nicht zu Menſchen ſchicken,
Verſtehet anders, was die Andern ſagen,
Und was ihr ſelbſt ſagt, habt ihr nicht bedacht;
Das iſt der ſchwarze Faden, den ihr ſelbſt
Euch in das heitre Dichterleben ſpinnet —

in dieſen Worten erkennen wir das Fatum, das den unglücklichen Taſſo verfolgte. Auch unſer Verfaſſer wuſſte mit vieler Geſchicklichkeit den Himmelsvorhang vor unſern Augen leiſe aufzuheben, und uns zu zeigen, wie Taſſo's Seele ſchon ſchwelget im Reiche der Liebe. Alle unſere Qualen des Mitleids löſen ſich auf in ſtille Seelenfreude, wenn wir im fünften Akt den bleichen Taſſo langſam hereintreten ſehen mit den Worten:

Vom heil'gen Öle triefen meine Glieder,
Und meine Lippen, die manch eitles Lied
Von ſchnödem Weſen dieſer Welt geſungen,
Unwürdig haben ſie berührt den Leib des Herrn. —

Freilich, wir müssen hier von einem historischen Standpunkt die Gefühle betrachten, die in unserm religiösen Schwärmer aufgeregt werden durch jene heiligen Gebräuche der römisch-katholischen Kirche, welche von Männern ersonnen worden sind, die das menschliche Herz, seine Wunden und den heilsamen beseligenden Eindruck passender Symbole genau kannten. Wir sehn hier unsern Tasso schon in den Vorhallen des Himmels. Seine geliebte Eleonore musste ihm schon vorangegangen sein, und heilige Ahnung musste ihm die Zusicherung gegeben haben, dass er sie bereits findet. Dieser Blick hinter die Himmelsdecke versüßt uns den unendlichen Schmerz, wenn wir das Kapitol schon in der Ferne erblicken, und der Langgeprüfte in dem Augenblick, als er den höchsten Preis erhalten soll, todt niedersinkt bei der Bildsäule seines großen Nebenbuhlers. Der Priester greift den Schlussaccord, indem er den Lorberkranz Eleonorens der Leiche aufs Haupt setzt. — Wer fühlt hier nicht die tiefe Bedeutung dieses Lorbers, der Torquato's Leid und Freud' ist, in Leid und Freud' ihn nicht verlässt, oft wie glühende Kohlen seine Stirn versengt, oft die arme brennende Stirn wie Balsam kühlet, und endlich, ein mühsam errungenes Siegeszeichen, sein Haupt auf ewig verherrlicht.

Sollte nicht vielleicht unser Verfasser eben wegen jener Gefühlseinheit die Einheit der Handlung verworfen haben? Sollte ihm nicht etwas Ähnliches vorgeschwebt haben, was bei den Alten die Trilogien hervorbrachte? Fast möchten wir Dieses glauben, und wir können nicht umhin, den Verfasser zu bitten, die fünf Akte seiner Tragödie in drei zusammen zu schmelzen, deren jeder einzelne alsdann das Glied einer Trilogie sein würde. Der erste und zweite Akt wäre zusammengeschmolzen, und hieße: „Tasso's Hofleben"; der dritte und vierte Akt wäre ebenfalls vereinigt, und hieße: „Tasso's Gefangenschaft"; und der fünfte Akt, womit sich die Trilogie schlösse, hieße: „Tasso's Tod."

Wir haben oben gezeigt, dass Einheit des Gefühls zum Ethischen einer Tragödie gehört, und dass unser Verfasser dieselbe vollkommen und musterhaft beobachtet hat. Er hat aber auch noch einer zweiten ethischen Anforderung Genüge geleistet. Nämlich, seine Tragödie trägt den Charakter der Milde und Versöhnung.

Unter dieser Versöhnung verstehen wir nicht allein die Aristotelische Leidenschaftsreinigung, sondern auch die weise Beobachtung der Grenzen des Reinmenschlichen. Keiner kann furchtbarere Leidenschaften

und Handlungen auf die Bühne bringen, als Shakspeare, und doch geschieht es nie, daſs unser Inneres, unser Gemüth durch ihn gänzlich empört würde. Wie ganz anders ist Das bei vielen unserer neuern Tragödien, bei deren Darstellung uns die Brust gleichsam in spanische Schnürstiefeln eingeklemmt wird, der Athem uns in der Kehle stocken bleibt, und gleichsam ein unerträglicher Katzenjammer der Gefühle unser ganzes Wesen ergreift. Das eigene Gemüth soll dem Dichter ein sicherer Maſsstab sein, wie weit er den Schrecken und das Entsetzliche auf die Bühne bringen kann. Nicht der kalte Verstand soll emsig alles Gräſsliche ergrübeln, mosaikähnlich zusammenwürfeln und in der Tragödie aufstapeln. Zwar wissen wir recht wohl, alle Schrecken Melpomenens sind erschöpft. Pandora's Büchse ist leer, und der Boden derselben, wo noch ein Übel kleben konnte, von den Poeten kahl abgeschabt, und der gefallsüchtige Dichter muſs im Schweiße seines Angesichts neue Schreckensfiguren und neue Übel herausbrüten. So ist es dahin gekommen, daſs unser heutiges Theaterpublikum schon ziemlich vertraut ist mit Brudermord, Vatermord, Incest u. s. w. Daſs am Ende der Held bei ziemlich gesundem Verstande einen Selbstmord

begeht, cela se fait sans dire. Das ist ein Kreuz, Das ist ein Jammer. In der That, wenn Das so fortgeht, werden die Poeten des zwanzigsten Jahrhunderts ihre dramatischen Stoffe aus der japanischen Geschichte nehmen müssen, und alle dortigen Exekutionsarten und Selbstmorde: Spießen, Pfählen, Bauchaufschlitzen u. s. w. zur allgemeinen Erbauung auf die Bühne bringen. Wirklich, es ist empörend, wenn man sieht, wie in unsern neuern Tragödien, statt des wahrhaft Tragischen, ein Abschlachten, ein Niedermetzeln, ein Zerreißen der Gefühle aufgekommen ist, wie zitternd und zähneklappernd das Publikum auf seinem Armensünderbänkchen sitzt, wie es moralisch gerädert wird, und zwar von unten herauf. Haben denn unsere Dichter ganz und gar vergessen, welchen ungeheuren Einfluss das Theater auf die Volkssitten ausübt? Haben sie vergessen, dass sie diese Sitten milder, und nicht wilder machen sollen? Haben sie vergessen, dass das Drama mit der Poesie überhaupt denselben Zweck hat, und die Leidenschaften versöhnen, nicht aufwiegeln, menschlicher machen und nicht entmenschen soll? Haben unsere Poeten ganz und gar vergessen, dass die Poesie in sich selbst genug Hilfsmittel hat, um auch das allerabgestumpfteste Publikum

zu erregen und zu befriedigen, ohne Vatermord und ohne Inceſt?

Es iſt doch Jammerſchade, daſs unſer großes Publikum ſo wenig verſteht von der Poeſie, faſt eben ſo wenig wie unſere Poeten.

Struensee.

Trauerspiel in fünf Aufzügen,

von Michael Beer.

(Geschrieben zu München, Anfangs April 1828.)

Den 27. März wurde im hiesigen Nationaltheater aufgeführt: „Struensee", Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Michael Beer. Sollen wir über dieses Stück ein beurtheilendes Wort aussprechen, so muss es uns erlaubt sein, zuvor auf Beer's frühere dramatische Erzeugnisse einen kurzen Rückblick zu werfen. Nur hierdurch, indem wir einigermaßen den Verfasser im Zusammenhang mit sich selbst betrachten, und dann die Stelle, die er in der dramatischen Literatur einnimmt, besonders bezeichnen, gewinnen wir einen festen Maßstab, womit Lob und Tadel zu ermessen ist und seine relative Bedeutung erhält.

Jugendlich unreif, wie das Alter ihres Verfassers, war „Klytämnestra"; ihre Bewunderer gehörten zu jenen Auserlesenen, die Grillparzer's „Sappho" als das höchste Muster dieser griechischen Gattung anstaunen, ihre Tadler gehörten theils zu Solchen, die nur tadeln wollten, theils zu Solchen, die wirklich Recht hatten. Es ist nicht zu leugnen, in den Gestalten dieser Tragödie war nur ein äußeres Scheinleben, und ihre Reden waren ebenfalls Nichts als eitel Schein. Da war kein echtes Gefühl, sondern nur ein herkömmlich theatralisches Aufblähen, kein begeistertes Wort, sondern nur stelzenhafte Komödiantenhofsprache, und bis auf einige echte Veilchen war Alles nur ausgeschnitzeltes Papierblumenwerk. Das Einzige, was sich nicht verkennen ließ, war ein dramatisches Talent, das sich unabweisbar kund gab, trotz aller angelernten Unnatur und bedauernswürdigen Mißleitung.

Daß der Verfasser Dergleichen selbst ahnte, bewies sein zweites Trauerspiel: „Die Bräute von Arragonien." Hie und da glänzt darin schon eine echte Flamme, echte Leidenschaft bricht hie und da hervor, etwas Poesie ließ sich nicht abweisen, aber, obgleich schon die papiernen Putzmacherblumen beseitigt sind und echte, organische Blumen zum Vorscheine kommen, so verrathen diese doch immer noch

ihren Boden, nämlich das Theater, man sieht es ihnen an, dass sie an keinem freien Sonnenlichte, sondern an fahlen Orchesterlampen gereift sind, und Farbe und Duft sind zweifelhaft. Dramatisches Talent lässt sich aber hier noch viel weniger verkennen.

Wie erfreulich war daher das weitere Fortschreiten des Verfassers! War es das Begreifen des eignen Irrthums, oder war es unbewusster Naturtrieb, oder war es gar eine äußere, überwältigende Macht, was den Verfasser plötzlich in die bravste und richtigste Bahn versetzte? Sein „Paria" erschien. Dieser Gestalt hatte kein Theaterouffleur seinen kümmerlichen Athem eingehaucht. Die Gluth dieser Seele war kein gewöhnliches Kolophoniumfeuer, und keine auswendig gelernte Schmerzen zuckten durch diese Gluth. Da gab es Stichworte, die jedes Herz trafen, Flammen, die jedes Herz entzündeten.

Herr Beer wird lächeln, wenn er liest, dass wir der Wahl des Stoffes dieser Tragödie die außerordentliche Aufnahme, die sie beim Publikum gefunden, zuschreiben möchten. Wir wollen ihm gerne zugestehen, dass er in diesem Stücke wahre, unbezweifelbare Poesie hervortreten ließ, ja dass wir eben durch dieses Erzeugnis bestimmt wurden, ihm die echte Dichterwürde zuzusprechen, und ihn nicht

mehr zu jenen homöopathiſchen Dichtern zu zählen, die nur ein Zehntauſendtheil Poeſie in ihre Waſſertragödien ſchütten, aber wir müſſen doch den Stoff des „Paria“ als die Haupturſache ſeines Gelingens bezeichnen. Iſt es doch nie die Poeſie an und für ſich, was den Produkten eines Dichters Celebrität verſchafft. Betrachten wir nur den Goethe'ſchen „Werther.“ Sein erſtes Publikum fühlte nimmermehr ſeine eigentliche Bedeutung, und es war nur das Erſchütternde, das Intereſſante des Faktums, was die große Menge anzog und abſtieß. Man las das Buch wegen des Todtſchießens, und Nicolaiten ſchrieben dagegen wegen des Todtſchießens. Es liegt aber noch ein Element im „Werther“, welches nur die kleinere Menge angezogen hat, ich meine nämlich die Erzählung, wie der junge Werther aus der hochadeligen Geſellſchaft höflichſt hinausgewieſen wird. Wäre der „Werther“ in unſeren Tagen erſchienen, ſo hätte dieſe Partie des Buches weit bedeutſamer die Gemüther aufgeregt, als der ganze Piſtolenknalleffekt.

Mit der Ausbildung der Geſellſchaftlichkeit, der neueuropäiſchen Societät, erblühte in Unzähligen ein edler Unmuth über die Ungleichheit der Stände, mit Unwillen betrachtete man jede Bevorrechtung, wodurch ganze Menſchenklaſſen gekränkt werden, Abſcheu erregten jene Vorurtheile, die, gleich zurückge-

bliebenen häſslichen Götzenbildern aus den Zeiten der Roheit und Unwiſſenheit, noch immer ihre Menſchenopfer verlangen, und denen noch immer viele ſchöne und gute Menſchen hingeſchlachtet werden. Die Idee der Menſchengleichheit durchſchwärmt unſere Zeit, und die Dichter, die als Hohepriester dieſer göttlichen Sonne huldigen, können ſicher ſein, daſs Tauſende mit ihnen niederknien, und Tauſende mit ihnen weinen und jauchzen.

Daher wird rauſchender Beifall allen ſolchen Werken gezollt, worin jene Idee hervortritt. Nach Goethe's „Werther" war Ludwig Robert der Erſte, der jene Idee auf die Bühne brachte, und uns in der „Macht der Verhältniſſe" ein wahrhaft bürgerliches Trauerſpiel zum Beſten gab, als er mit kundiger Hand die proſaiſchen, kalten Umſchläge von der brennenden Herzwunde der modernen Menſchheit plötzlich abriſs. Mit gleichem Erfolge haben ſpätere Autoren dasſelbe Thema, wir möchten faſt ſagen dieſelbe Wunde, behandelt. Dieſelbe Macht der Verhältniſſe erſchüttert uns in „Urika" und „Eduard", der „Herzogin von Duras", und in „Iſidor und Olga" von Raupach. Frankreich und Deutſchland fanden ſogar dasſelbe Gewand für denſelben Schmerz, und Delavigne und Beer gaben uns Beide einen „Paria."

Wir wollen nicht untersuchen, welcher von den beiden Dichtern den besten Lorber verdiente; genug wir wissen, daſs Beider Lorber von den edelsten Thränen benetzt worden. Nur sei es uns erlaubt, anzudeuten, daſs die Sprache im Beer'schen „Paria" obgleich getränkt in Poesie, doch immer noch etwas Theatermäßiges an sich trägt und hie und da merken läſst, daſs der „Paria" mehr unter Berlinischen Koulissenbäumen als unter indischen Banianen aufgewachsen, und in direkter Linie mit der guten „Klytämnestra" und den bessern „Bräuten von Arragonien" verwandt ist.

Wir haben diese Ansichten über M. Beer's frühere Dichtungen voranschicken müssen, um uns desto kürzer und faſslicher über sein neuestes Trauerspiel, „Struensee", aussprechen zu können.

Zuvörderst bekennen wir, daſs der Tadel, womit wir noch eben den „Paria" nicht verschonen konnten, nimmermehr den „Struensee" treffen wird, dessen Sprache rein und klar dahin fließt, und als ein Muster guter Diktion gelten kann. Hier müssen wir die Segel des Lobes mit vollem Athem anschwellen, hier erscheint uns Michael Beer am meisten hervorragend aus dem Trosse unserer sogenannten Theaterdichter, jener Schwulstlinge, deren bildreiche Jamben sich wie Blumenkränze oder wie Band-

würmer um dumme Gedanken herumringeln. Es war uns unendlich erquickend, in jener dürren Sandwüste, die wir deutsches Theater nennen, wieder einen reinen, frischen Labequell hervorspringen zu sehen.

Was den Stoff betrifft, so ist Herr Beer wieder von einem glücklichen Sterne, fast möchten wir sagen, glücklichen Instinkte, geleitet worden. Die Geschichte Struensee's ist ein zu modernes Ereignis, als dass wir sie herzuerzählen und in gewohnter Weise die Fabel des Stückes zu entwickeln brauchten. Wie man leicht errathen mag, der Stoff desselben besteht eines Theils in dem Kampfe eines bürgerlichen Ministers mit einer hochmüthigen Aristokratie, andern Theils in Struensee's Liebe zur Königin Karoline Mathilde von Dänemark.

Über dieses zweite Hauptthema der Beer'schen Tragödie wollen wir keine weitläufigen Betrachtungen anstellen, obgleich dasselbe dem Dichter so wichtig dünkte, dass er im vierten und fünften Akte fast das erste Hauptthema darüber vergaß, und vielleicht dieses zweite Hauptthema auch andern Leuten so wichtig erscheinen mag, dass deßhalb der Darstellung dieses Trauerspiels an manchen Orten die allerhöchsten Schwierigkeiten entgegengesetzt werden dürften. Ob es überhaupt einer liberalen Regierung nicht unwürdig ist, den dramatischen Darstellungen

beurkundeter Wahrheiten ſich entgegen zu ſetzen, iſt eine Frage, die wir ſeiner Zeit erörtern wollen. Unſer Volksſchauſpiel, über deſſen Verfall ſo trübſelig geklagt wird, müſſte ganz untergehen ohne jene Bühnenfreiheit, die noch älter iſt als die Preſsfreiheit, und die immer in vollem Maße vorhanden war, wo die dramatiſche Kunſt geblüht hat, z. B. in Athen zur Zeit des Ariſtophanes, in England während der Regierung der Königin Eliſabeth, die es erlaubt hatte, ſogar die Greuelgeſchichten ihrer eigenen Familie, ſelbſt die Schreckniſſe ihrer eigenen Eltern auf der Bühne darzuſtellen. Hier in Baiern, wo wir ein freies Volk und, was noch ſeltener iſt, einen freien König finden, treffen wir auch eine eben ſo großartige Geſinnung, und dürfen daher auch ſchöne Kunſtfrüchte erwarten.

Wir kehren zurück zu dem erſten Hauptthema des „Struenſee," dem Kampfe der Bürgerlichen mit der Ariſtokratie. Daſs dieſes Thema mit dem des „Paria" verwandt iſt, ſoll nicht geleugnet werden. Es muſſte naturgemäß aus demſelben hervorgehen, und wir rühmen um ſo mehr die innere Entwicklung des Dichters und ſein feines Gefühl, das ihn immer auf das Princip der Hauptſtreitfragen unſerer Zeit hinleitet. Im „Paria" ſahen wir den Unterdrückten zu Tode geſtampft unter dem eiſernen Fußtritte

des übermüthigen Unterdrückers, und die Stimme, die seelenzerreißend zu unseren Herzen drang, war der Nothschrei der beleidigten Menschheit. Im „Struensee“ hingegen sehen wir den ehemals Unterdrückten im Kampfe mit seinen Unterdrückern, Diese sind sogar im Erliegen, und was wir hören, ist würdiger Protest, womit die menschliche Gesellschaft ihre alten Rechte vindiciert und die bürgerliche Gleichstellung aller ihrer Mitglieder verlangt. In einem Gespräche mit Graf Ranzau, dem Repräsentanten der Aristokratie, spricht Struensee die kräftigsten Worte über jene Bevorrechteten, jene Karyatiden des Thrones, die wie dessen nothwendige Stützen aussehen möchten, und treffend schildert er jene noble Zeit, wo er noch nicht das Staatsruder ergriffen hatte:

— — — Es theilten
Die höchsten Stellen Übermuth und Dünkel.
Die Bessern wichen. Einem feilen Heer
Käuflicher Diener ließ man alle Mühen
Der niedern Ämter. Schimpflich nährte damals
Das Mark des Landes manch bebrämten Kuppler,
Dem man des Vorgemachs geheime Sorgen
Und schändliche Verschwiegenheit vergalt;
Voreilig flog der Edlen junge Schar
Der Ehrenstellen vielgestufte Leiter

Mit raſchen Sätzen an, und, flücht'gen Fußes
Die niedern Sproſſen überſpringend, drängten
Sie keck ſich zu des Staates ſchmalem Gipfel,
Der Raum nur hat für wenige Geprüfte.
So ſah das Land mit wachſendem Entſetzen
Von edlen Knaben ſeine beſten Männer
Zurückgedrängt in Nacht und in Verachtung.

Ranzau (lächelnd).

Wohl möglich, daſs die Brut des Adlers ſich
Mit kühnern Schwingen auf zum Lichte wagt,
Als der gemeinen Spatzen niedrer Flug.

Struenſee.

Ich aber habe mich erkühnt, Herr Graf,
Die Flügel dieſer Adlerbrut zu ſtutzen,
Mit kräftigem Geſetz unbärt'ger Kühnheit
Gewehrt, daſs uns kein neuer Phaethon
Das Flammenroſs der Staatenherrſchaft lenke. —

Wie ſich von ſelbſt verſteht, hat es einer Tragödie, deren Held ſolche Verſe deklamiert, nicht an gehöriger Miſsdeutung gefehlt; man war nicht damit zufrieden, daſs der Sünder, der ſich ſolchermaßen zu äußern gewagt, am Ende geköpft wird, ſondern man hat den Unmuth ſogar durch Kunſturtheile kundgegeben,

man hat äſthetiſche Grundſätze aufgeſtellt, wonach man die Fehler des Stücks haarklein demonſtriert. Man will unter Anderm dem Dichter vorwerfen, in ſeinen Tragödien ſeien keine tiefen und prächtigen Reflexionen, und er gebe Nichts als Handlung und Geſtalten. Dieſe Kritiker kennen gewiſs nicht die obenerwähnte „Klytämneſtra“ und „Die Bräute von Arragonien,“ die es wahrlich nicht an Reflexionen fehlen ließen. Ein anderer Vorwurf war die Wahl des Stoffes, der, wie man ſagte, noch nicht ganz der Geſchichte anheimgefallen ſei, und deſſen Behandlung es nöthig mache, noch lebende Perſonen auf die Bühne zu bringen. Dann auch fand man es unſtatthaft, dabei noch gar die Intereſſen der heutigſten Parteien auszuſprechen, die Leidenſchaften des Tages aufzuwiegeln, uns im Rahmen der Tragödie die Gegenwart darzuſtellen, und zwar zu einer Zeit, wo dieſe Gegenwart am gefährlichſten und wildeſten bewegt iſt. Wir aber ſind anderer Meinung. Die Greuelgeſchichten der Höfe können nicht ſchnell genug auf die Bühne gebracht werden, und hier ſoll man, wie einſt in Ägypten, ein Todtengericht halten über die Könige und Großen der Erde. Was gar jene Nützlichkeitstheorie betrifft, wonach man die Aufführung einer Tragödie nach dem Schaden oder Nutzen, den ſie etwa ſtiften könnte, beurtheilt

so sind wir gewiss sehr weit entfernt, uns dazu zu bekennen. Doch auch bei einer solchen Theorie würde die Beer'sche Tragödie vielmehr Lob als Tadel verdienen, und wenn sie das Bild jener Kastenbevorrechtung in all seiner grausamen Leibhaftigkeit uns vor Augen bringt, so ist Das vielleicht heilsamer, als man glaubt.

Es geht eine Sage im Volke, der Basilisk sei das furchtbarste und festeste Thier, weder Feuer noch Schwert vermöchten es zu verwunden, und das einzige Mittel, es zu tödten, bestände darin, dass Jemand die Kühnheit habe, ihm einen Spiegel vorzuhalten; indem alsdann das Thier sich selbst erblickt, erschrickt es so sehr ob seiner eignen Häßlichkeit, dass es zusammenstürzt und stirbt. Der „Struensee," eben so wie „Der Paria," war ein solcher Spiegel, den der kühne Dichter dem schlimmsten Basilisken unserer Zeit entgegenhielt, und wir danken ihm für diesen Liebesdienst.

Die Kunstgesetze, die ästhetischen Plebiscita, die der große Haufe bei Gelegenheit der Beer'schen Tragödie zu Tage förderte, wollen wir nicht beleuchten. Es sei genug, wenn wir sagen, dass Herr Beer vor diesem Richterstuhle gut bestanden hat. Wir wollen Dieses nicht lobend gesagt haben, sondern es versteckt sich vielmehr in diese Worte der geheime

Tadel, daſs der Dichter durch Mittel, die vielleicht eben eines Dichters nicht ganz würdig waren, das große Publikum zu gewinnen wuſste. Wir deuten hier auf das theatraliſche Reizmittel einer aufs höchſte geſpannten Erwartung, wodurch es möglich war, ein ſo gedrängt volles Haus, wie wir bei der Aufführung des „Struenſee" ſahen, faſt fünfthalb Stunden, ſage vier und eine halbe Stunde lang, ausdauern zu machen, ſo daſs am Ende doch noch der ungeſchwächteſte Enthuſiasmus übrig bleiben und allgemeiner Beifall ausbrechen konnte, ja daſs der größte Theil des Publikums noch Luſt hatte, lange zu warten, ob nicht Herr Beer, den man ſtürmiſch hervorrief, erſcheinen würde.

Wir haben vielleicht jenen Kritikern Unrecht gethan, die Herrn Beer einen Mangel an ſchönen Reflexionen vorwarfen; Dergleichen war vielleicht nur ein ironiſcher Tadel, der hinter ſich das feinſte Lob verſtecken wollte. War es indeſſen ernſtlich gemeint (wir ſind alle ſchwache Menſchen), ſo bedauern wir, daſs jene Kritiker vor lauter Bäumen den Wald nicht geſehn haben. Sie ſahen, wie ſie ſagen, Nichts als Handlung und Geſtalten, und merkten nicht, daſs ſolche die allerſchönſten Reflexionen repräſentierten, ja daſs das Ganze Nichts als eine einzige große Reflexion ausſprach. Wir bewundern die dra-

matiſche Weisheit und die Bühnenkenntnis des Dichters, wodurch er ſo Großes bewirkt. Er hat nicht bloß jede Scene genau motiviert, vorbereitet und ausgeführt, ſondern jede Scene iſt auch an und für ſich aus organiſcher Nothwendigkeit und aus der Hauptidee des Stücks hervorgegangen; z. B. jene Volksſcene, die den vierten Akt eröffnet und die einem kurzſichtigen Zuſchauer als überflüſſiges Füllwerk erſcheinen möchte und Manchem wirklich ſo erſchienen iſt, bedingt dermaßen die ganze Kataſtrophe, daſs ſie ohne dieſelbe nur zur Hälfte motiviert wäre. Wir wollen gar nicht einmal in Betrachtung ziehen, daſs das Gemüth des Zuſchauers von den Schmerzen der drei erſten Akte ſo tief bewegt iſt, daſs es durchaus zu ſeiner Erholung einer komiſchen Scene bedurfte. Ihre eigentliche Bedeutung iſt dennoch tragiſcher Natur, aus der lachenden Komödienmaſke ſchauen Melpomene's geiſterhafte, tiefleidende Augen, und eben durch dieſe Scene erkennen wir, wie „Struenſee," der ſchon allein durch ſeine majeſtätsverbrecheriſche Liebe untergehen konnte, noch obendrein dadurch ſeinem Untergange entgegeneilte, daſs ſeine neuen Inſtitutionen auch antinational waren, daſs das Volk ſie haſſte, daſs das Volk noch nicht reif war für die großen Ideen ſeines liberalen Herzens. Es ſei uns erlaubt, einige Reden aus jener Volks-

ſcene anzuführen, wodurch uns Herr Beer gezeigt, daſs er auch Talent für das Luſtſpiel hat. Die Bauern ſitzen in der Schenke und politiſieren.

Schulmeiſter.

Meinetwegen, der Struenſee iſt's nicht werth, daſs wir uns um ihn zanken. Der iſt zu unſerer Aller Unglück ins Land gekommen. Er bringt überall Hader und Zwiſtigkeit. Miſcht er ſich nicht auch in die Angelegenheiten des edlen Lehrfachs? fordert er jetzt nicht von den wohlbeſtallten Schulmeiſtern, daſs ſie lehren ſollen, was durchaus nicht für die Köpfe eurer lieben Jugend paſſt? Wenn's geſchieht wie er's haben will, ſo werden eure Buben und Mädchen bald klüger ſein, als ihr. Aber dazu ſoll es nicht kommen, dafür will ich ſorgen.

Hooge (ein Bauer).

Ja, er will überall Licht anzünden, wo man's auslöſchen ſollte; darf nicht jetzt Jeder drucken laſſen, was er will! Ihr dürft jetzt als ein ehrlicher Schulmeiſter nicht mehr einen Schluck über den Durſt trinken, ſo kann morgen der Küſter drucken laſſen: „Geſtern war der Schulmeiſter betrunken.“

Schulmeiſter.

Das ſollt' er ſich unterſtehen! Ich möchte doch ſehen. —

Hooge.

Das würdet ihr ſehen, und könntet's nicht hindern, Sie nennen's Preßfreiheit, aber wahrhaftig, wer nicht immer nach dem Schnürchen lebt, kann dabei gewaltig in die Preſſe kommen.

Babe
(Chirurgus).

Lebt nach dem Schnürchen, ſo ſchadet's Keinem was. Dürft ihr doch auf dieſe Weiſe eure Herzensmeinung dem Andern ſagen, und dürft euch, wenn's euch beliebt, gegen den Struenſee und die Regierung ausſprechen.

Hooge.

Ei was, ausſprechen! ich will mich nicht ausſprechen, ich will das Maul halten, aber die Andern ſollen's auch. Jeder kümmre ſich um die Töpfe auf ſeinem Herd.

Schulmeiſter.

Führt nicht ſo freventliche Redensarten, Gevatter Babe! Wozu werden wir regiert, wenn wir uns gegen die Regierung ausſprechen wollen? Eine gute Regierung ſoll Alles regieren, Herz und Geldbeutel und Mund und Feder. In einem guten Staate iſt ein Hauptgrundſatz, daſs man, wie Hooge ſich auf ſeine

herzliche, einfache Weiſe ausdrückt, das Maul halte, denn wer redet und druckt, Der muſs auch zuweilen denken, und getreuen Unterthanen iſt Nichts gefährlicher, als die Gedanken.

Babe.

Die Gedanken könnt Ihr aber nicht hindern.

Flyns (Bauer).

Nein, die kann Keiner hindern, und ich denke mir Vieles.

„ Schulmeiſter.

Nun, laſſt doch hören, Flynschen, was denkt Ihr denn?

(Zu Swenne leiſe.)

Das iſt der größte Einfaltspinſel im Dorfe.

Flyns.

Ich denke, daſs mir Alles recht iſt, wenn's nur nicht zur Ausführung des Planes kommt, den ſich der Struenſee, wie ſie ſagen, vorgenommen habe.

Babe.

Das wäre?

Flyns.

Daſs er ſich vorgenommen, uns Bauern in Dänemark und in den Herzogthümern zu freien Leuten

zu machen. Ich will nicht frei und unabhängig sein. Was ist's denn Großes, daſs ich für den Edelmann meinen Acker bestellen muſs? dafür ernährt er mich und sorgt für mich, und eine Tracht Prügel nehme ich so mit. Wenn wir frei wären, müſsten wir uns plagen und quälen, wären unsere eignen Herrn und müſsten Abgaben geben.

Babe.

Und für dein Eigenthum, für die Freude, Das, was du besitzest, dein nennen zu können, möchtest du nicht sorgen?

Flyns.

Ei was! wenn ein Anderer für mich sorgt, ist mir's bequemer.

Schulmeister.

Das ist der erste vernünftige Gedanke, Flyns, auf dem ich dich ertappe. Mit der Freiheit käm' auch zugleich die Aufklärung, das moderne Gift — euer Tod.

Außer den trefflichen Andeutungen, daſs die Preſsfreiheit eben so groſse Gegner hat unter den niedern wie unter den hohen Ständen, und daſs die Abschaffung der Leibeigenschaft den Leibeigenen selbst

am meiſten verhaſſt iſt, außer dergleichen wahren Zügen, deren in jener Scene noch manche andere vorkommen, ſehen wir deutlich, wie Struenſee auf den hohen Iſolirſchemeln ſeiner Ideen tragiſch allein ſtand, und im Kampfe des Einzelnen mit der Maſſe rettungslos untergehen muſſte. Der feine Sinn unſeres Dichters hat indeſſen die Nothwendigkeit gefühlt, den allzu großen Schmerz des Helden bei einem ſolchen Untergang einigermaßen zu mäßigen; er läſſt ihn im Geiſte die Zeit vorausſehen, wo die Wohlthäter des Volkes mit dem Volke ſelbſt einig ſein werden; ſterbend ſieht er das Morgenroth dieſer Zeit und ſpricht die ſchönen Worte:

„Der Tag geht auf! demüthig leg' ich ihm
Mein Leben nieder vor dem ew'gen Thron.
Verborgner Wille tritt ans Licht und glänzt,
Und Thaten werden bleich, wie ird'ſcher Kummer.
Doch ein beglückter Lohn ſteigt blühend auf;
Hier, wo ich wirkte, reift manch' edle Saat.
So hab' ich nicht umſonſt gelebt, ſo hab' ich
Mit falſchen Lehren nicht das Reich geblendet!
Es kommt der Tag, die Zeiten machen's wahr,
Was ich gewollt; die Tyrannei erkennt,
Daſs ſich das Ende ihrer Schrecken naht.
Ich ſeh' ein Blutgerüſt ſich nach dem andern

Erbaun, ein raſend Volk entfeſſelt ſich,
Trifft ſeinen König in verruchter Wuth,
Und dann ſich ſelbſt mit immer neuen Schlägen.
Geſchäftigt mäht das Beil die Leben nieder,
Wie emſ'ge Schnitter ihre Ernte — plötzlich
Hemmt eine ſtarke Hand die ehrne Wuth.
Der Henker ruht, doch die gewalt'ge Hand
Kommt nicht zu ſegnen mit dem Zweig des Friedens.
Mit ihrem Schwert vergeudet ſie die Völker,
Bis auch der Kampf erliſcht, ein brauſend Meer
Schlägt an ein einſam Grab, und Alles ruht.
Und hellre Tage kommen, und die Völker
Und Kön'ge ſchließen einen ew'gen Bund.
Nothwendig iſt die Zeit, ſie muſs erſcheinen,
Sie iſt gewiſs, wie die allmächt'ge Weisheit.
Nur durch die Kön'ge ſind die Völker mächtig,
Nur durch die Völker ſind die Kön'ge groß."

Nachdem wir uns über Grundidee, Diktion und Handlung der neuen Beer'ſchen Tragödie geäußert, bleibt uns noch übrig, die Geſtalten, die wir darin handeln ſehen, näher zu beleuchten. Doch die Ökonomie dieſer Blätter geſtattet uns kein ſo kritiſches Geſchäft, und erlaubt uns kaum über die Hauptperſonen einige kurze Bemerkungen vorzubringen. Wir gebrauchen vorſätzlich das Wort „Geſtalten", ſtatt

Charaktere, mit dem erstern Ausdrucke das Äußere, mit dem andern das Innerliche der Erscheinung bezeichnend. Struensee, möge uns der Dichter den harten Tadel verzeihen, ist keine Gestalt. Das Verschwimmende, Verseufzende, Überweiche, was wir an ihm erblicken, soll vielleicht sein Charakter sein, wir wollen es sogar als einen Charakter gelten lassen, aber es raubt ihm alle äußere Gestaltlichkeit. Dasselbe ist der Fall bei Graf Ranzau, der, mehr edel als adlig, ebenso wie Struensee vor lauter Sentimentalität, dem Erbgebrechen Beer'scher Helden, auseinander fließt; nur wenn wir ihm ins Herz leuchten, sehen wir, daſs er dennoch ein Charakter ist, wenn auch schwach gezeichnet, doch immer ein Charakter. Sein Haſs gegen die Königin Juliane, womit er dennoch ein Bündnis gegen Struensee abschließt, und dergleichen Züge mehrere geben ihm Innerlichkeit, Individualität, kurz einen Charakter. Das Gesagte gilt einigermaßen auch vom Pfarrer Struensee; Dieser, den Einer unserer Freunde, gewiſs mit Unrecht, für ein Nachbild des Vaters im Delavigne'schen „Paria" halten wollte, gewann seine äußere Gestalt vielleicht weniger durch den Dichter selbst, als durch die Persönlichkeit des Darstellers. Die hohe Gestalt Eßlair's in einer solchen Rolle, nämlich als reformierter Pfarrer, erschien uns wie

ein kolossaler altkatholischer Dom, der zum protestantischen Gottesdienste eingerichtet worden; an den Wänden sind die hübschen Bilder theils abgebrochen, theils mit frischem Kalk überstrichen, die Pfeiler stehen nackt und kalt, und die Worte, die so öde und nüchtern von der neugezimmerten Kanzel erschallen, sind dennoch das Wort Gottes. So erschien uns Eßlair besonders in der Scene, wo der Pfarrer Struensee fast im liturgischen Tone seinen Sohn segnet.

Der Charakter der Königin Karoline Mathilde ist, wie sich von selbst versteht, holde Weiblichkeit, und wenn wir nicht irren, hat dem Dichter das Bild der unglücklichen Marie Antoinette vorgeschwebt, wie denn auch die Bedrängnisscene, wo die rebellierenden Truppen gegen das königliche Schloss marschieren, uns bedeutungsvoll den Tuilerienſturm ins Gedächtnis rief. An Gestalt gewann die Königin ebenfalls durch ihre Darstellerin, Demoiselle Hagen, die am Anfang des zweiten Aktes, auf dem rothen, goldumränderten Sessel sitzend, ganz so freundlich aussah, wie auf dem Gemälde von Stieler, das wir jüngst im Ausstellungssaale des hiesigen Kunstvereins so sehr bewundert haben.

Wir besitzen nicht das Talent, schönen Damen etwas Bitteres zu sagen, es sei denn, dass wir sie liebten, und wir enthalten uns unseres Urtheils über

das Spiel der Demoiselle Hagen als Königin Karoline Mathilde um so mehr, da man der Meinung ist, sie habe in dieser Rolle besser als jemals gespielt, und da überhaupt unser etwaiger Tadel jene ganze Unnaturschule betrifft, woraus so viele Meisterinnen hervorgegangen. Mit Ausnahme der Wolf, der Stich, der Schröder, der Peche, der Müller und noch einiger andern Damen, haben sich unsere Schauspielerinnen immer jenes gespreizten, singenden, gleißenden, heuchlerischen Tones befleißigt, der seines Gleichen nur auf lutherischen Kanzeln findet, und der jedes reine Gefühl parodiert. Die natürlichsten, unverwöhntesten Mädchen glauben, sobald sie die Bretter betreten, diesen Ton anstimmen zu müssen, und sobald sie sich diese traditionelle Unnatur zu eigen gemacht haben, nennen sie sich Künstlerinnen. Wenn wir in dieser Hinsicht unsere Königin Karoline Mathilde noch keine vollendete Künstlerin nennen, haben wir das größte Lob ausgesprochen, welches sie von uns erwarten kann. Da sie noch jung ist, und hoffentlich auf wohlgemeinten Wink achtet, vermag sie vielleicht einst dem Streben nach jenem fatalen Künstlerthume zu entsagen, und sie soll uns freundlich geneigt finden, sie dafür vollauf zu loben. Heute aber müssen wir die Krone einer bessern Königin zusprechen, und trotz unserer antiaristokrati-

schen Gesinnung huldigen wir der Königin Juliane Marie. Diese ist eine Gestalt, Diese ist ein Charakter, hier ist Nichts auszusetzen an Zeichnung und Farbe, hier ist etwas Neues, etwas ganz Eigenthümliches, und hier bekundet der Dichter seine höchste, göttlichste Vollmacht, seine Vollmacht, Menschen zu schaffen. Hier scheint uns Herr Beer ein Können zu offenbaren, das mehr ist, als was wir gewöhnlich Talent nennen, und das wir fast Genie nennen möchten, wenn wir mit diesem allzu kostbaren Worte minder geizig wären.

Die alte, schleichend kräftige, entzückend schauderhafte Königin ist eine eigenthümliche Schöpfung des Dichters, die sich mit keinem vorhandenen Bilde vergleichen lässt. Madame Frieß hat diese Rolle gespielt, wie sie gespielt werden muss, sie hat den rauschenden Beifall, der ihr zu Theil wurde, rechtmäßig verdient, und seit jenem Abende zählen wir sie zu dem Häuflein besserer Schauspielerinnen, die wir oben genannt haben. Ihre seltsame, unruhige Händebewegung erinnerte uns lebhaft an die Semiramis der Madame Georges. Ihre Kostümierung, ihre Stimme, ihr Gang, ihr ganzes Wesen erfüllte uns mit geheimen Grauen; absonderlich in der Scene, wo sie den Verschworenen die Nachtbefehle austheilt, ward uns so tief unheimlich zu Muthe, wie damals

in unſerer Kindheit, als eines Abends die blinde Magd uns die ſchaurige Geſchichte erzählte von dem nächtlichen Schloſſe, wo die verwünſchte Katzenkönigin, abenteuerlich geputzt, im Kreiſe ihrer Hofkater und Hofkatzen ſitzt und, halb mit menſchlicher Stimme und halb miauend, Unheil berathet.

Wir ſchließen dieſe Betrachtungen mit dem Bedauern, daſs der Raum dieſer Blätter uns nicht vergönnt, uns weitläufiger über Herrn Beer's neue Tragödie zu verbreiten. Wir fühlen ſelbſt, daſs wir zumeiſt nur eine Seite derſelben, die politiſche, beleuchtet haben. Wir denken, daſs andere Berichterſtatter, wie gewöhnlich, einſeitig die andere Seite, die romantiſche, die verliebte, beſprechen werden. Indem wir ſolche Ergänzung erwarten, wollen wir nur noch unſern Dank ausſprechen für den hohen Genuſs, den uns der Dichter bereitet. An der freimüthigen Beurtheilung, die ſein Werk bei uns gefunden, möge er unſere neidloſe, liebreiche Geſinnung erkennen, und es ſollte uns freuen, wenn unſer Wort vielleicht dazu beiträgt, ihn auf der ſchönen Bahn, die er ſo ruhmvoll betreten, noch lange zu erhalten. Die Dichter ſind ein unſtätes Volk, man kann ſich nicht auf ſie verlaſſen, und die beſten haben oft ihre beſſeren Meinungen gewechſelt aus eitel Veränderungsſucht. In dieſer Hinſicht ſind

die Philoſophen weit ſicherer, weit mehr als die Dichter lieben ſie die Wahrheiten, die ſie einmal ausgeſprochen, man ſieht ſie weit ausdauernder dafür kämpfen, denn ſie haben ſelbſt mühſam dieſe Wahrheiten aus der Tiefe des Denkens hervorgedacht, während ſie den müßigen Dichtern gewöhnlich wie ein leichtes Geſchenk zugekommen ſind. Mögen die künftigen Tragödien des Herrn Beer, ebenſo wie der „Paria" und der „Struenſee", tief durchdrungen werden von dem Hauche jenes Gottes, der noch größer iſt, als der große Apollo und all' die andern mediatiſierten Götter des Olymps; wir ſprechen vom Gotte der Freiheit.

Die deutsche Literatur.

Von Wolfgang Menzel.

Zwei Theile. Stuttgart, bei Gebrüder Franckh. 1828.

(1828.)

„Wisse, dass jedes Werk, das da werth war, zu erscheinen, sogleich bei seiner Erscheinung gar keinen Richter finden kann; es soll sich erst sein Publikum erziehen, und einen Richterstuhl für sich bilden. — — Spinoza hat über ein Jahrhundert gelegen, ehe ein treffendes Wort über ihn gesagt wurde; über Leibnitz ist vielleicht das erste treffende Wort noch zu erwarten, über Kant ganz gewiss. Findet ein Buch sogleich bei seiner Erscheinung seinen kompetenten Richter, so ist Dies der treffende Beweis, dass dieses Buch eben so wohl auch ungeschrieben hätte bleiben können."

Diese Worte sind von Johann Gottlieb Fichte, und wir setzten sie als Motto vor unsere Recension

des Menzel'schen Werks, theils um anzudeuten, dass wir Nichts weniger als eine Recension liefern, theils auch um den Verfasser zu trösten, wenn über den eigentlichen Inhalt seines Buches nichts Ergründendes gesagt wird, sondern nur dessen Verhältnis zu anderen Büchern der Art, dessen Äußerlichkeiten und besonders hervorstehende Gedankenspitzen besprochen werden.

Indem wir nun zuvörderst zu ermitteln suchen, mit welchen vorhandenen Büchern der Art das vorliegende Werk vergleichend zusammengestellt werden kann, kommen uns Friedrich Schlegel's Vorlesungen über Literatur fast ausschließlich in Erinnerung. Auch dieses Buch hat nicht seinen kompetenten Richter gefunden, und wie stark sich auch in der letzteren Zeit, aus kleinlich protestantischen Gründen, manche absprechende Stimmen gegen Friedrich Schlegel erhoben haben, so war doch noch Keiner im Stande, beurtheilend sich über den großen Beurtheiler zu erheben; und wenn wir auch eingestehen müssen, dass ihm an kritischem Scharfblick sein Bruder August Wilhelm und einige neuere Kritiker, z. B. Willibald Alexis, Zimmermann, Varnhagen v. Ense und Immermann, ziemlich überlegen sind, so haben uns Diese bisher doch nur Monographien geliefert, während Friedrich Schlegel großartig das Ganze aller geistigen Bestre-

bungen erfaſſte, die Erſcheinungen derſelben gleichſam wieder zurückſchuf in das urſprüngliche Schöpfungswort, woraus ſie hervorgegangen, ſo daſs ſein Buch einem ſchaffenden Geiſterliede gleicht.

Die religiöſen Privatmarotten, die Schlegel's ſpätere Schriften durchkreuzen, und für die er allein zu ſchreiben wähnte, bilden doch nur das Zufällige, und namentlich in den Vorleſungen über Literatur iſt, vielleicht mehr als er ſelbſt weiß, die Idee der Kunſt noch immer der herrſchende Mittelpunkt, der mit ſeinen goldenen Radien das ganze Buch umſpinnt. Iſt doch die Idee der Kunſt zugleich der Mittelpunkt jener ganzen Literaturperiode, die mit dem Erſcheinen Goethe's anfängt und erſt jetzt ihr Ende erreicht hat, iſt ſie doch der eigentliche Mittelpunkt in Goethe ſelbſt, dem großen Repräſentanten dieſer Periode — und wenn Friedrich Schlegel in ſeiner Beurtheilung Goethe's Demſelben allen Mittelpunkt abſpricht, ſo hat dieſer Irrthum vielleicht ſeine Wurzel in einem verzeihlichen Unmuth. Wir ſagen „verzeihlich," um nicht das Wort „menſchlich" zu gebrauchen; die Schlegel, geleitet von der Idee der Kunſt, erkannten die Objektivität als das höchſte Erforderniſs eines Kunſtwerks, und da ſie dieſe im höchſten Grade bei Goethe fanden, hoben ſie ihn auf den Schild, die neue Schule huldigte ihm als

König, und als er König war, dankte er, wie Könige zu danken pflegen, indem er die Schlegel kränkend ablehnte und ihre Schule in den Staub trat.

Menzel's „deutsche Literatur" ist ein würdiges Seitenstück zu dem erwähnten Werke von Friedrich Schlegel. Dieselbe Großartigkeit der Auffassung, des Strebens, der Kraft und des Irrthums. Beide Werke werden den späteren Literatoren Stoff zum Nachdenken liefern, indem nicht bloß die schönsten Geistesschätze darin niedergelegt sind, sondern indem auch ein jedes dieser beiden Werke ganz die Zeit charakterisiert, worin es geschrieben ist. Dieser letztere Umstand gewährt auch uns das meiste Vergnügen bei der Vergleichung beider Werke. In dem Schlegel'schen sehen wir ganz die Bestrebungen, die Bedürfnisse, die Interessen, die gesammte deutsche Geistesrichtung der vorletzten Decennien, und die Kunstidee als Mittelpunkt des Ganzen. Bilden aber die Schlegel'schen Vorlesungen solchermaßen ein Literaturepos, so erscheint uns hingegen das Menzel'sche Werk wie ein bewegtes Drama, die Interessen der Zeit treten auf und halten ihre Monologe, die Leidenschaften, Wünsche, Hoffnungen, Furcht und Mitleid sprechen sich aus, die Freunde rathen, die Feinde drängen, die Parteien stehen sich gegenüber, der Verfasser lässt allen ihr Recht widerfahren, als echter

Dramatiker behandelt er keine der kämpfenden Parteien mit allzu besonderer Vorliebe, und wenn wir Etwas vermissen, so ist es nur der Chorus, der die letzte Bedeutung des Kampfes ruhig ausspricht. Diesen Chorus aber konnte uns Herr Menzel nicht geben, wegen des einfachen Umstandes, dass er noch nicht das Ende dieses Jahrhunderts erlebt hat. Aus demselben Grunde erkannten wir bei einem Buche aus einer früheren Periode, dem Schlegel'schen, weit leichter den eigentlichen Mittelpunkt, als bei einem Buche aus der jetzigsten Gegenwart. Nur so Viel sehen wir, der Mittelpunkt des Menzel'schen Buches ist nicht mehr die Idee der Kunst. Menzel sucht viel eher das Verhältnis des Lebens zu den Büchern aufzufassen, einen Organismus in der Schriftwelt zu entdecken, es ist uns manchmal vorgekommen, als betrachte er die Literatur wie eine Vegetation — und da wandelt er mit uns herum und botanisiert, und nennt die Bäume bei ihren Namen, reißt Witze über die größten Eichen, riecht humoristisch an jedem Tulpenbeet, küsst jede Rose, neigt sich freundlich zu einigen befreundeten Wiesenblümchen, und schaut dabei so klug, dass wir fast glauben möchten, er höre das Gras wachsen.

Andererseits erkennen wir bei Menzel ein Streben nach Wissenschaftlichkeit, welches ebenfalls eine

Tendenz unserer neuesten Zeit ist, eine jener Tendenzen, wodurch sie sich von der früheren Kunstperiode unterscheidet. Wir haben große geistige Eroberungen gemacht, und die Wissenschaft soll sie als unser Eigenthum sichern. Diese Bedeutung derselben hat sogar die Regierung in einigen deutschen Staaten anerkannt, absonderlich in Preußen, wo die Namen Humboldt, Hegel, Bopp, A. W. Schlegel, Schleiermacher ꝛc. in solcher Hinsicht am schönsten glänzen. Dasselbe Streben hat sich, zumeist durch Einwirkung solcher deutschen Gelehrten, nach Frankreich verbreitet; auch hier erkennt man, daſs alles Wissen einen Werth an und für sich hat, daſs es nicht wegen der augenblicklichen Nützlichkeit kultiviert werden soll, sondern damit es seinen Platz finde in dem Gedankenreiche, das wir, als das beste Erbtheil, den folgenden Geschlechtern überliefern werden.

Herr Menzel ist mehr ein encyklopädischer Kopf als ein synthetisch wissenschaftlicher. Da ihn aber sein Wille zur Wissenschaftlichkeit drängt, so finden wir in seinem Buche eine seltsame Vereinigung seiner Naturanlage mit seinem vorgefaſsten Streben. Die Gegenstände entsteigen daher nicht aus einem einzigen innersten Princip, sie werden vielmehr nach einem geistreichen Schematismus einzeln abgehandelt, aber

doch ergänzend, so daſs das Buch ein schönes, gerundetes Ganze bildet.

In dieser Hinsicht gewinnt vielleicht das Buch für das große Publikum, dem die Übersicht erleichtert wird, und das auf jeder Seite etwas Geistreiches, Tiefgedachtes und Anziehendes findet, welches nicht erst auf ein letztes Princip bezogen werden muſs, sondern an und für sich schon seinen vollgültigen Werth hat. Der Witz, den man in Menzel'schen Geistesprodukten zu suchen berechtigt ist, wird durchaus nicht vermisst, er erscheint um so würdiger, da er nicht mit sich selbst kokettiert, sondern nur der Sache wegen hervortritt — obgleich sich nicht leugnen läſst, daſs er Herrn Menzel oft dazu dienen muſs, die Lücken seines Wissens zu stopfen. Herr Menzel ist unstreitig einer der witzigsten Schriftsteller Deutschlands, er kann seine Natur nicht verleugnen, und möchte er auch, alle witzigen Einfälle ablehnend, in einem steifen Perückentone docieren, so überrascht ihn wenigstens der Ideenwitz, und diese Witzart, eine Verknüpfung von Gedanken, die sich noch nie in einem Menschenkopfe begegnet, eine wilde Ehe zwischen Scherz und Weisheit, ist vorherrschend in dem Menzel'schen Werke. Nochmal rühmen wir des Verfassers Witz, um so mehr, da es viele trockene Leute in der Welt giebt, die den Witz gern proskribieren

möchten, und man täglich hören kann, wie Pantalon sich gegen diese niedrigste Seelenkraft, den Witz, zu ereifern weiß, und als guter Staatsbürger und Hausvater die Polizei auffordert, ihn zu verbieten. Mag immerhin der Witz zu den niedrigsten Seelenkräften gehören, so glauben wir doch, dass er sein Gutes hat. Wir wenigstens möchten ihn nicht entbehren. Seitdem es nicht mehr Sitte ist, einen Degen an der Seite zu tragen, ist es durchaus nöthig, dass man Witz im Kopfe habe. Und sollte man auch so übellaunig sein, den Witz nicht bloß als nothwendige Wehr, sondern sogar als Angriffswaffe zu gebrauchen, so werdet darüber nicht allzusehr aufgebracht, ihr edlen Pantalone des deutschen Vaterlandes! Jener Angriffswitz, den ihr Satire nennt, hat seinen guten Nutzen in dieser schlechten, nichtsnutzigen Zeit. Keine Religion ist mehr im Stande, die Lüste der kleinen Erdenherrscher zu zügeln, sie verhöhnen euch ungestraft, und ihre Rosse zertreten eure Saaten, eure Töchter hungern und verkaufen ihre Blüthen dem schmutzigen Parvenü, alle Rosen dieser Welt werden die Beute eines windigen Geschlechtes von Stockjobbern und bevorrechteten Lakaien, und vor dem Übermuthe des Reichthums und der Gewalt schützt euch Nichts — als der Tod und die Satire.

„Universalität ist der Charakter unserer Zeit", sagt Herr Menzel im zweiten Theile, S. 63, seines Werkes, und da dieses letztere, wie wir oben bemerkt, ganz den Charakter unserer Zeit trägt, so finden wir darin auch ein Streben nach jener Universalität. Daher ein Verbreiten über alle Richtungen des Lebens und des Wissens, und zwar unter folgenden Rubriken: „Die Masse der Literatur, Nationalität, Einfluss der Schulgelehrsamkeit, Einfluss der fremden Literatur, der literarische Verkehr, Religion, Philosophie, Geschichte, Staat, Erziehung, Natur, Kunst und Kritik." Es ist zu bezweifeln, ob ein junger Gelehrter in allen möglichen Disciplinen so tief eingeweiht sein kann, dass wir eine gründliche Kritik des neuesten Zustandes derselben von ihm erwarten dürften. Herr Menzel hat sich durch Divination und Konstruktion zu helfen gewusst. Im Divinieren ist er oft sehr glücklich, im Konstruieren immer geistreich. Wenn auch zuweilen seine Annahmen willkürlich und irrig sind, so ist er doch unübertrefflich im Zusammenstellen des Gleichartigen und der Gegensätze. Er verfährt kombinatorisch und konciliatorisch. Den Zweck dieser Blätter berücksichtigend, wollen wir als eine Probe der Menzel'schen Darstellungsweise die folgende Stelle aus der Rubrik „Staat" mittheilen:

„Bevor wir die Literatur der politiſchen Praxis betrachten, wollen wir einen Blick auf die Theorien werfen. Alle Praxis geht von den Theorien aus. Es iſt jetzt nicht mehr die Zeit, da die Völker aus einem gewiſſen ſinnlichen Übermuthe oder aus zufälligen örtlichen Veranlaſſungen in einen vorübergehenden Hader gerathen. Sie kämpfen vielmehr um Ideen, und eben darum iſt ihr Kampf ein allgemeiner, im Herzen eines jeden Volks ſelbſt und nur in ſo fern eines Volks wider das andere, als bei dem einen dieſe, bei dem anderen jene Idee das Übergewicht behauptet. Der Kampf iſt durchaus philoſophiſch geworden, ſo wie er früher religiös geweſen. Es iſt nicht ein Vaterland, nicht ein großer Mann, worüber man ſtreitet, ſondern es ſind Überzeugungen, denen die Völker wie die Helden ſich unterordnen müſſen. Völker haben mit Ideen geſiegt, aber ſobald ſie ihren Namen an die Stelle der Idee zu ſetzen gewagt, ſind ſie zu Schanden geworden; Helden haben durch Ideen eine Art von Weltherrſchaft erobert, aber ſobald ſie die Idee verlaſſen, ſind ſie in Staub gebrochen. Die Menſchen haben gewechſelt, nur die Ideen ſind beſtanden. Die Geſchichte war nur die Schule der Principien. Das vorige Jahrhundert war reicher an vorausſichtigen Spekulationen, das gegenwärtige iſt reicher an Rück-

sichten und Erfahrungsgrundsätzen. In beiden liegen die Hebel der Begebenheiten, durch sie wird Alles erklärt, was geschehen ist.

„Es gibt nur zwei Principe oder entgegengesetzte Pole der politischen Welt, und an beiden Endpunkten der großen Achse haben die Parteien sich gelagert, und bekämpfen sich mit steigender Erbitterung. Zwar gilt nicht jedes Zeichen der Partei für jeden ihrer Anhänger, zwar wissen Manche kaum, daſs sie zu dieser bestimmten Partei gehören, zwar bekämpfen sich die Glieder einer Partei untereinander selbst, sofern sie aus ein und demselben Principe verschiedene Folgerungen ziehen; im Allgemeinen aber muſs der subtilste Kritiker so gut wie das gemeine Zeitungspublikum einen Strich ziehen zwischen Liberalismus und Servilismus, Republikanismus und Autokratie. Welches auch die Nüancen sein mögen, jenes Clair-obscur und jene bis zur Farblosigkeit gemischten Tinten, in welche beide Hauptfarben in einander übergehen, diese Hauptfarben selbst verbergen sich nirgends, sie bilden den großen, den einzigen Gegensatz in der Politik, und man sieht sie den Menschen wie den Büchern gewöhnlich auf den ersten Blick an. Wohin wir im politischen Gebiet das Auge werfen, trifft es diese Farben an. Sie füllen es ganz aus, hinter ihnen ist leerer Raum.

„Die liberale Partei ist diejenige, die den politischen Charakter der neueren Zeit bestimmt, während die sogenannte servile Partei noch wesentlich im Charakter des Mittelalters handelt. Der Liberalismus schreitet daher in demselben Maße fort wie die Zeit selbst, oder ist in dem Maße gehemmt, wie die Vergangenheit noch in die Gegenwart herüber dauert. Er entspricht dem Protestantismus, sofern er gegen das Mittelalter protestiert, er ist nur eine neue Entwickelung des Protestantismus im weltlichen Sinn, wie der Protestantismus ein geistlicher Protestantismus war. Er hat seine Partei in dem gebildeten Mittelstande, während der Servilismus die seinige in der vornehmen und in der rohen Masse findet. Dieser Mittelstand schmilzt allmählich immer mehr die starren Kryſtallisationen der mittelalterlichen Stände zusammen. Die ganze neuere Bildung ist aus dem Liberalismus hervorgegangen oder hat ihm gedient, sie war die Befreiung von dem kirchlichen Autoritätsglauben. Die ganze Literatur ist ein Triumph des Liberalismus, denn seine Feinde sogar müssen in seinen Waffen fechten. Alle Gelehrte, alle Dichter haben ihm Vorschub geleistet, seinen größten Philosophen aber hat er in Fichte, seinen größten Dichter in Schiller gefunden.“

Unter der Rubrik „Philoſophie“ bekennt ſich Herr Menzel ganz zu Schelling, und unter der Rubrik „Natur“ hat er Deſſen Lehre, wie ſich gebührt, gefeiert. Wir ſtimmen überein in Dem, was er über dieſen allgemeinen Weltdenker ausſpricht. Görres und Steffens finden als Schelling'ſche Unterdenker ebenfalls ihre Anerkennung. Erſterer iſt mit Vorliebe gewürdigt, ſeine Myſtik etwas allzu poetiſch gerühmt. Doch ſehen wir dieſen hohen Geiſt immer lieber überſchätzt, als parteiiſch verkleinert. Steffens wird als Repräſentant des Pietismus dargeſtellt, und die Anſichten, die der Verfaſſer von Myſtik und Pietismus hegt, ſind, wenn auch irrig, doch immer tiefſinnig, ſchöpferiſch und großartig. Wir erwarten nicht viel Gutes vom Pietismus, obgleich Herr Menzel ſich abmüht, das Beſte von ihm zu prophezeien. Wir theilen die Meinung eines witzigen Mannes, der keck behauptet: „Unter hundert Pietiſten ſind neunundneunzig Schurken und ein Eſel.“ Von frömmelnden Heuchlern iſt kein Heil zu erwarten, und durch Eſelsmilch wird unſere ſchwache Zeit auch nicht ſehr erſtarken. Weit eher dürfen wir Heil vom Myſticismus erwarten. In ſeiner jetzigen Erſcheinung mag er immerhin widerwärtig und gefährlich ſein; in ſeinen Reſultaten kann er heilſam wirken. Dadurch, daſs der Myſtiker ſich in die Traumwelt

seiner innern Anschauung zurückzieht und in sich selbst die Quelle aller Erkenntnis annimmt, dadurch ist er der Obergewalt jeder äußern Autorität entronnen, und die orthodoxesten Mystiker haben auf diese Art in der Tiefe ihrer Seele jene Urwahrheiten wieder gefunden, die mit den Vorschriften des positiven Glaubens im Widerspruch stehen, sie haben die Autorität der Kirche geleugnet und haben mit Leib und Leben ihre Meinung vertreten. Ein Mystiker aus der Sekte der Essäer war jener Rabbi, der in sich selbst die Offenbarung des Vaters erkannte und die Welt erlöste von der blinden Autorität steinerner Gesetze und schlauer Priester; ein Mystiker war jener deutsche Mönch, der in seinem einsamen Gemüthe die Wahrheit ahnte, die längst aus der Kirche verschwunden war; — und Mystiker werden es sein, die uns wieder vom neueren Wortdienst erlösen und wieder eine Naturreligion begründen, eine Religion, wo wieder freudige Götter aus Wäldern und Steinen hervorwachsen und auch die Menschen sich göttlich freuen. Die katholische Kirche hat jene Gefährlichkeit des Mysticismus immer tief gefühlt; daher im Mittelalter beförderte sie mehr das Studium des Aristoteles als des Plato; daher im vorigen Jahrhundert ihr Kampf gegen den Jansenismus; und zeigt sie sich heut zu Tage sehr freundlich gegen

Männer wie Schlegel, Görres, Haller, Müller ꝛc., so betrachtet sie Solche doch nur wie Guerillas, die man in schlimmen Kriegszeiten, wo die stehenden Glaubensarmeen etwas zusammengeschmolzen sind, gut gebrauchen kann, und späterhin in Friedenszeit gehörig unterdrücken wird. Es würde zu weit führen, wenn wir nachweisen wollten, wie auch im Oriente der Mysticismus den Autoritätsglauben sprengt, wie z. B. aus dem Sufismus in der neuesten Zeit Sekten entstanden, deren Religionsbegriffe von der erhabensten Art sind.

Wir können nicht genug rühmen, mit welchem Scharfsinne Herr Menzel vom Protestantismus und Katholicismus spricht, in diesem das Princip der Stabilität, in jenem das Princip der Evolution erkennend. In dieser Hinsicht bemerkt er sehr richtig unter der Rubrik „Religion“:

„Der Erstarrung muss die Bewegung, dem Tode das Leben, dem unveränderlichen Sein ein ewiges Werden sich entgegensetzen. Hierin allein hat der Protestantismus seine große welthistorische Bedeutung gefunden. Er hat mit der jugendlichen Kraft, die nach höherer Entwickelung drängt, der greisen Erstarrung gewehrt. Er hat ein Naturgesetz zu dem seinigen gemacht, und mit diesem allein kann er siegen. Diejenigen unter den Protestanten

also, welche selbst wieder in eine andere Art von Starrsucht verfallen sind, die Orthodoxen, haben das eigentliche Interesse des Kampfes aufgegeben. Sie sind stehen geblieben und dürfen von Rechtswegen sich nicht beklagen, dass die Katholiken auch stehen geblieben sind. Man kann nur durch ewigen Fortschritt oder gar nicht gewinnen. Wo man stehen bleibt, ist ganz einerlei, so einerlei, als wo die Uhr stehen bleibt. Sie ist da, damit sie geht."

Das Thema des Protestantismus führt uns auf dessen würdigen Verfechter, Johann Heinrich Voss, den Herr Menzel bei jeder Gelegenheit mit den härtesten Worten und durch die bittersten Zusammenstellungen verunglimpft. Hierüber können wir nicht bestimmt genug unseren Tadel aussprechen. Wenn der Verfasser unseren seligen Voss einen „ungeschlachten niedersächsischen Bauer" nennt, sollten wir fast auf den Argwohn gerathen, er neige selber zu der Partei jener Ritterlinge und Pfaffen, wogegen Voss so wacker gekämpft hat. Jene Partei ist zu mächtig, als dass man mit einem zarten Galanteriedegen gegen sie kämpfen könnte, und wir bedurften eines ungeschlachten niedersächsischen Bauers, der das alte Schlachtschwert aus der Zeit des Bauernkriegs wieder hervorgrub und damit loshieb. Herr Menzel hat vielleicht nie gefühlt, wie tief ein unge-

ſchlachtes niederſächſiſches Bauernherz verwundet werden kann von dem freundſchaftlichen Stich einer feinen, glatten hochadligen Viper — die Götter haben gewiſs Herrn Menzel vor ſolchen Gefühlen bewahrt, ſonſt würde er die Herbheit der Voſſiſchen Schriften nur in den Thatſachen finden und nicht in den Worten. Es mag wahr ſein, daſs Voſs in ſeinem proteſtantiſchen Eifer die Bilderſtürmerei etwas zu weit trieb. Aber man bedenke, daſs die Kirche jetzt überall die Verbündete der Ariſtokratie iſt und ſogar hie und da von ihr beſoldet wird. Die Kirche, einſt die herrſchende Dame, vor welcher die Ritter ihre Kniee beugten und zu deren Ehren ſie mit dem ganzen Orient turnierten, jene Kirche iſt ſchwach und alt geworden, ſie möchte ſich jetzt eben dieſen Rittern als dienende Amme verdingen und verſpricht mit ihren Liedern die Völker in den Schlaf zu lullen, damit man die Schlafenden leichter feſſeln und ſcheren könne.

Unter der Rubrik „Kunſt" häufen ſich die meiſten Ausfälle gegen Voſs. Dieſe Rubrik umfaſſt beinahe den ganzen zweiten Theil des Menzel'ſchen Werks. Die Urtheile über unſere nächſten Zeitgenoſſen laſſen wir unbeſprochen. Die Bewunderung, die der Verfaſſer für Jean Paul hegt, macht ſeinem Herzen Ehre. Ebenfalls die Begeiſterung für Schiller.

Auch wir nehmen daran Antheil; doch gehören wir nicht zu Denen, die durch Vergleichung Schiller's mit Goethe den Werth des Letztern herabdrücken möchten. Beide Dichter sind vom ersten Range, Beide sind groß, vortrefflich, außerordentlich, und hegen wir etwas Vorneigung für Goethe, so entsteht sie doch nur aus dem geringfügigen Umstand, daſs wir glauben, Goethe wäre im Stande gewesen, einen ganzen Friedrich Schiller mit allen Dessen Räubern, Piccolominis, Louisen, Marien und Jungfrauen zu dichten, wenn er der ausführlichen Darstellung eines solchen Dichters nebst den dazu gehörigen Gedichten in seinen Werken bedurft hätte.

Wir können über die Härte und Bitterkeit, womit Herr Menzel von Goethe spricht, nicht stark genug unser Erschrecken ausdrücken. Er sagt manch allgemein wahres Wort, das aber nicht auf Goethe angewendet werden dürfte. Beim Lesen jener Blätter, worin über Goethe gesprochen oder vielmehr abgesprochen wird, ward uns plötzlich so ängstlich zu Muthe wie vorigen Sommer, als ein Bankier in London uns der Kuriosität wegen einige falsche Banknoten zeigte; wir konnten diese Papiere nicht schnell genug wieder aus Händen geben, aus Furcht, man möchte plötzlich uns selbst als Verfertiger derselben anklagen und ohne Umstände vor Old Bailey

aufhängen. Erst nachdem wir an den Menzel'schen Blättern über Goethe unsre schaurige Neugier befriedigt, erwachte der Unmuth. Wir beabsichtigen keineswegs eine Vertheidigung Goethe's; wir glauben, die Menzel'sche Lehre: „Goethe sei kein Genie, sondern ein Talent", wird nur bei Wenigen Eingang finden, und selbst diese Wenigen werden doch zugeben, dass Goethe dann und wann das Talent hat, ein Genie zu sein. Aber selbst wenn Menzel Recht hätte, würde es sich nicht geziemt haben, sein hartes Urtheil so hart hinzustellen. Es ist doch immer Goethe, der König, und ein Recensent, der an einen solchen Dichterkönig sein Messer legt, sollte doch eben so viel Kourtoisie besitzen wie jener englische Scharfrichter, welcher Karl I. köpfte und, ehe er dieses kritische Amt vollzog, vor dem königlichen Delinquenten niederkniete und seine Verzeihung erbat.

Woher aber kommt diese Härte gegen Goethe, wie sie uns hie und da sogar bei den ausgezeichnetsten Geistern bemerkbar worden? Vielleicht eben weil Goethe, der Nichts als primus inter pares sein sollte, in der Republik der Geister zur Tyrannis gelangt ist, betrachten ihn viele große Geister mit geheimem Groll. Sie sehen in ihm sogar einen Ludwig XI., der den geistigen hohen Adel unterdrückt, indem er den geistigen Tiers état, die liebe

Mittelmäßigkeit, emporhebt. Sie ſehen, er ſchmeichelt den reſpektiven Korporationen der Städte, er ſendet gnädige Handſchreiben und Medaillen an die „lieben Getreuen“, und erſchafft einen Papieradel von Hochbelobten, die ſich ſchon viel höher dünken als jene wahren Großen, die ihren Adel, eben ſo gut wie der König ſelbſt, von der Gnade Gottes erhalten, oder, um whiggiſch zu ſprechen, von der Meinung des Volkes. Aber immerhin mag Dieſes geſchehen. Sahen wir doch jüngſt in den Fürſtengrüften von Weſtminſter, daſs jene Großen, die, als ſie lebten, mit den Königen haderten, dennoch im Tode in der königlichen Nähe begraben liegen — und ſo wird auch Goethe nicht verhindern können, daſs jene großen Geiſter, die er im Leben gern entfernen wollte, dennoch im Tode mit ihm zuſammen kommen und neben ihm ihren ewigen Platz finden im Weſtminſter der deutſchen Literatur.

Die brütende Stimmung unzufriedener Großen iſt anſteckend, und die Luft wird ſchwül. Das Princip der Goethe'ſchen Zeit, die Kunſtidee, entweicht, eine neue Zeit mit einem neuen Principe ſteigt auf, und, ſeltſam! wie das Menzel'ſche Buch merken läſſt, ſie beginnt mit Inſurrektion gegen Goethe. Vielleicht fühlt Goethe ſelbſt, daſs die ſchöne objektive Welt, die er durch Wort und Beiſpiel geſtiftet hat, noth-

wendiger Weiſe zuſammenſinkt, ſo wie die Kunſtidee allmählich ihre Herrſchaft verliert, und daſs neue friſche Geiſter von der neuen Idee der neuen Zeit hervorgetrieben werden, und gleich nordiſchen Barbaren, die in den Süden einbrechen, das civiliſierte Goethenthum über den Haufen werfen und an deſſen Stelle das Reich der wildeſten Subjektivität begründen. Daher das Beſtreben, eine Goethe'ſche Landmiliz auf die Beine zu bringen. Überall Garniſonen und aufmunternde Beförderungen. Die alten Romantiker, die Janitſcharen, werden zu regulären Truppen zugeſtutzt, müſſen ihre Keſſel abliefern, müſſen die Goethe'ſche Uniform anziehen, müſſen täglich exercieren. Die Rekruten lärmen und trinken und ſchreien Vivat; die Trompeter blaſen —

Wird Kunſt und Alterthum im Stande ſein, Natur und Jugend zurückzudrängen?

Wir können nicht umhin, ausdrücklich zu bemerken, daſs wir unter „Goethenthum" nicht Goethe's Werke verſtehen, nicht jene theuern Schöpfungen, die vielleicht noch leben werden, wenn längſt die deutſche Sprache ſchon geſtorben iſt und das geknutete Deutſchland in ſlaviſcher Mundart wimmert; unter jenem Ausdruck verſtehen wir auch nicht eigentlich die Goethe'ſche Denkweiſe, dieſe Blume, die im

Miſte unſerer Zeit immer blühender gedeihen wird, und ſollte auch ein glühendes Enthuſiaſtenherz ſich über ihre kalte Behaglichkeit noch ſo ſehr ärgern; mit dem Worte „Goethenthum" deuteten wir oben vielmehr auf Goethe'ſche Formen, wie wir ſie bei der blöden Jüngerſchar nachgeknetet finden, und auf das matte Nachpiepſen jener Weiſen, die der Alte gepfiffen. Eben die Freude, die dem Alten jenes Nachkneten und Nachpiepſen gewährt, erregte unſere Klage. Der Alte! wie zahm und milde iſt er geworden! Wie ſehr hat er ſich gebeſſert! würde ein Nicolait, ſagen, der ihn noch in jenen wilden Jahren kannte, wo er den ſchwülen „Werther" und den „Götz mit der eiſernen Hand" ſchrieb! Wie hübſch manierlich iſt er geworden, wie iſt ihm alle Rohheit jetzt fatal, wie unangenehm berührt es ihn, wenn er an die frühere xeniale himmelſtürmende Zeit erinnert wird, oder wenn gar Andere, in ſeine alten Fußſtapfen tretend, mit demſelben Übermuthe ihre Titanenflegeljahre austoben! Sehr treffend hat in dieſer Hinſicht ein geiſtreicher Ausländer unſeren Goethe mit einem alten Räuberhauptmanne verglichen, der ſich vom Handwerke zurückgezogen hat, unter den Honoratioren eines Provincialſtädtchens ein ehrſam bürgerliches Leben führt, bis aufs Kleinlichſte alle Philiſtertugen-

den zu erfüllen ſtrebt, und in die peinlichſte Verlegenheit geräth, wenn zufällig irgend ein wüſter Waldgeſell aus Kalabrien mit ihm zuſammentrifft und alte Kameradſchaft nachſuchen möchte.

Vorbemerkung

zu Lautenbacher's

Paraphrase einer Stelle des Tacitus.

(1828.)

Anno 1794 lieferte der Vieux cordelier eine Paraphrase jenes Kapitels des Tacitus, wo Dieser den Zustand Rom's unter Nero schildert. Ganz Paris fand darin auch das Bild seiner eigenen Schreckenszeit, und wenn es auch dem furchtbaren Robespierre gelang, den Verfasser jener Paraphrase, den edlen Camille Desmoulins, hinrichten zu lassen, so blieb doch Dessen Wort am Leben; gleich geheimnisvoller Saat wucherte es im Herzen des Volkes, getränkt von Märtyrerblut schoss diese Saat um so üppiger empor, und ihre Frucht war der neunte Thermidor.

Paraphrasen des Tacitus gehören also nicht bloß ins Gebiet der Schulstube, und dürften wohl in „politischen Annalen" ihre Stelle finden.

Nachträge.

(Zu Band XI., S. 311.)

Die erste Aufführung von Meyerbeer's „Hugenotten".

Paris, den 1. März 1836.

Für die schöne Welt von Paris war gestern ein merkwürdiger Tag: — die erste Vorstellung von Meyerbeer's langersehnten „Hugenotten" gab man in der Oper, und Rothschild gab seinen ersten großen Ball in seinem neuen Hotel. Ich wollte von beiden Herrlichkeiten an demselben Abend genießen, und habe mich so übernommen, dass ich noch wie berauscht bin, dass mir Gedanken und Bilder im Kopfe taumeln, und dass ich vor lauter Betäubnis und Ermüdung fast nicht schreiben kann. Von Beurtheilung kann gar nicht die Rede sein. „Robert-le-Diable" musste man ein Dutzendmal hören, ehe man in die ganze Schönheit dieses Meisterwerks eindringen konnte. Und wie Kunstrichter versichern, soll Meyerbeer in den „Hugenotten" noch größere Vollendung der Form, noch geistreichere Ausführung der Details

gezeigt haben. Er ist wohl der größte jetzt lebende Kontrapunktist, der größte Künstler in der Musik; er tritt diesmal mit ganz neuen Formschöpfungen hervor, er schafft neue Formen im Reiche der Töne, und auch neue Melodien gibt er, ganz außerordentliche, aber nicht in anarchischer Fülle, sondern wo er will und wann er will, an der Stelle, wo sie nöthig sind. Hierdurch eben unterscheidet er sich von andern genialen Musikern, deren Melodienreichthum eigentlich ihren Mangel an Kunst verräth, indem sie von der Strömung ihrer Melodien sich selber hinreißen lassen, und der Musik mehr gehorchen als gebieten. Ganz richtig hat man gestern im Foyer der Oper den Kunstsinn von Meyerbeer mit dem Goethe'schen verglichen. Nur hat, im Gegensatz gegen Goethe, bei unserm großen Maëstro die Liebe für seine Kunst, für die Musik, einen so leidenschaftlichen Charakter angenommen, daſs seine Verehrer oft für seine Gesundheit besorgt sind. Von diesem Manne gilt wahrhaftig das orientalische Gleichnis von der Kerze, die, während sie Andern leuchtet, sich selber verzehrt. Auch ist er der abgesagte Feind von aller Unmusik, allen Mißtönen, allem Gegröhle, allem Gequieke, und man erzählt die spaßhaftesten Dinge von seiner Antipathie gegen Katzen und Katzenmusik. Schon die Nähe einer Katze kann ihn aus

dem Zimmer treiben, ſogar ihm eine Ohnmacht zuziehen. Ich bin überzeugt, Meyerbeer ſtürbe, wenn es nöthig wäre, für einen muſikaliſchen Satz, wie Andere etwa für einen Glaubensſatz. Ja, ich bin der Meinung, wenn am jüngſten Tage ein Poſaunenengel ſchlecht bliese, ſo wäre Meyerbeer kapabel, im Grabe ruhig liegen zu bleiben und an der allgemeinen Auferſtehung gar keinen Theil zu nehmen. Durch ſeinen Enthuſiasmus für die Sache, ſo wie auch durch ſeine perſönliche Beſcheidenheit, ſein edles, gütiges Weſen, beſiegt er gewiſs auch jede kleine Oppoſition, die, hervorgerufen durch den koloſſalen Erfolg von „Robert-le-Diable,“ ſeitdem hinlängliche Muße hatte, ſich zu vereinigen, und die gewiſs dieſesmal bei dem neuen Triumphzug ihre bösmäuligſten Lieder ertönen läſſt. Es darf Sie daher nicht befremden, wenn vielleicht einige grelle Miſslaute in dem allgemeinen Beifallsrufe vernehmbar werden. Ein Muſikhändler, welcher nicht der Verleger der neuen Oper, wird wohl das Mittelpünktchen dieſer Oppoſition bilden, und an Dieſen lehnen ſich einige muſikaliſche Renommées, die längſt erloſchen oder noch nie geleuchtet.

Es war geſtern Abend ein wunderbarer Anblick, das eleganteſte Publikum von Paris, feſtlich geſchmückt, in dem großen Opernſaale verſammelt zu ſehen, mit

zitternder Erwartung, mit ernsthafter Ehrfurcht, fast mit Andacht. Alle Herzen schienen erschüttert. Das war Musik. — Und darauf der Rothschild'sche Ball. Da ich ihn erst um vier Uhr diesen Morgen verlassen und noch nicht geschlafen habe, bin ich zu sehr ermüdet, als dass ich Ihnen von dem Schauplatze dieses Festes, dem neuen, ganz im Geschmack der Renaissance erbauten Pallaste, und von dem Publikum, das mit Erstaunen darin umherwandelte, einen Bericht abstatten könnte. Dieses Publikum bestand, wie bei allen Rothschild'schen Soiréen, in einer strengen Auswahl aristokratischer Illustrationen, die durch große Namen oder hohen Rang, die Frauen aber mehr durch Schönheit und Putz, imponieren könnten. Was jenen Pallast mit seinen Dekorationen betrifft, so ist hier Alles vereinigt, was nur der Geist des 16. Jahrhunderts ersinnen und das Geld des 19. Jahrhunderts bezahlen konnte; hier wetteiferte der Genius der bildenden Kunst mit dem Genius von Rothschild. Seit zwei Jahren ward an diesem Pallast und seiner Dekoration beständig gearbeitet, und die Summen, die daran verwendet worden, sollen ungeheuer sein. Herr von Rothschild lächelt, wenn man ihn darüber befragt. Es ist das Versailles der absoluten Geldherrschaft. Indessen muss man den Geschmack, womit Alles ausgeführt ist,

eben ſo ſehr wie die Koſtbarkeit der Ausführung bewundern. Die Leitung der Verzierungen hatte Herr Duponchel übernommen, und Alles zeugt von ſeinem guten Geſchmack. Im Ganzen, ſo wie in Einzelheiten, erkennt man auch den feinen Kunſtſinn der Dame des Hauſes, die nicht bloß eine der hübſcheſten Frauen von Paris iſt, ſondern ausgezeichnet durch Geiſt und Kenntniſſe, ſich auch praktiſch mit bildender Kunſt, nämlich Malerei, beſchäftigt. — Die Renaiſſance, wie man das Zeitalter Franz I. benannt, iſt jetzt Mode in Paris. Alles möbliert und koſtümiert man jetzt im Geſchmacke dieſer Zeit; ja, Manche treiben Dieſes bis zur Wuth. Was bedeutet dieſe plötzlich erwachte Leidenſchaft für jene Epoche der erwachten Kunſt, der erwachten Lebensheiterkeit, der erwachten Liebe für das Geiſtreiche in der Form der Schönheit? Vielleicht liegen in unſerer Zeit einige Tendenzen, die ſich durch dieſe Sympathie beurkunden.

(Zu Band X., S. 45.)

Der Hamburger Brand.

Paris, den 20. Mai 1842.

In diesem Augenblick freilich sind die meisten Völker noch darauf hingewiesen, ihr Nationalgefühl auszubilden oder vielmehr auszubeuten, um zur innern Einheit, zur Centralisation ihrer Kräfte zu gelangen, und somit auch nach außen den bedrohlichen Nachbarn gegenüber zu erstarken. Aber das Nationalgefühl ist nur Mittel zum Zweck, es wird wieder erlöschen, sobald dieser erreicht ist, und es hat keine so große Zukunft wie jenes Bewusstsein des Weltbürgerthums, das von den edelsten Geistern des 18. Jahrhunders proklamiert worden, und früh oder spät, aber auf immer, auf ewig, zur Herrschaft gelangen muss. Wie tief dieser Kosmopolitismus in den Herzen der Franzosen wurzelt, Das beurkundete sich recht sichtbar bei Gelegenheit des Hamburger Brandes. Die Partei der Menschheit hat da einen

großen Triumph gefeiert. Es überſteigt alle Begriffe, wie gewaltig das Mitgefühl hier alle Volksklaſſen erfaſſte, als ſie von dem Unglück hörten, das jene ferne deutſche Stadt betroffen, deren geographiſche Lage vielleicht den Wenigſten bekannt war. Ja, bei ſolchen Anläſſen zeigt es ſich, daſs die Völker dieſer Erde inniger verbunden ſind, als man da und dort ahnen oder wünſchen mag, und daſs bei aller Verſchiedenheit der Intereſſen dennoch eine glühende Bruderliebe in Europa auflodern kann, wenn die rechte Stunde kommt. Hatte aber die Nachricht von jenem furchtbaren Brande bei den Franzoſen, die gleichzeitig im eignen Hauſe ein ſchmerzliches Schreckniſs erlebten, die rührendſte Sympathie hervorgerufen, ſo muſſte die Theilnahme in noch ſtärkerem Grade ſtattfinden bei den hier wohnenden Deutſchen, die ihre Freunde und Verwandten in Hamburg beſitzen. Unter den Landsleuten, die ſich bei dieſer Gelegenheit durch mildthätigen Eifer auszeichneten, muſs Herr James von Rothſchild ganz beſonders genannt werden, wie denn überhaupt der Name dieſes Hauſes immer hervortritt, wo ein Werk der Menſchenliebe zu verrichten iſt. Und mein armes Hamburg liegt in Trümmern, und die Orte, die mir ſo wohl bekannt, mit welchen alle Erinnerungen meiner Jugend ſo innig verwachſen, ſie ſind ein rauchender Schutt-

haufen! Am meiſten beklage ich den Verluſt jenes Petrithurmes — er war über die Kleinlichkeit ſeiner Umgebung ſo erhaben! Die Stadt wird bald wieder aufgebaut ſein mit neuen gradlinigen Häuſern und nach der Schnur gezogenen Straßen, aber es wird doch nicht mehr mein altes Hamburg ſein, mein altes, ſchiefwinklichtes, ſchlabbriges Hamburg. Der Breitengiebel, wo mein Schuſter wohnte und wo ich Auſtern aß, bei Unbeſcheiden — ein Raub der Flammen! Der „Hamburger Korreſpondent" meldet zwar, daſs der Dreckwall ſich bald wie ein Phönix aus der Aſche erheben werde — aber ach, es wird doch der alte Dreckwall nicht mehr ſein! Und das Rathhaus — wie oft ergötzte ich mich an den Kaiſerbildern, die, aus Hamburger Rauchfleiſch gemeißelt, die Façade zierten! Sind die hoch- und wohlgepuderten Perücken gerettet, die dort den Häuptern der Republik ihr majeſtätiſches Anſehen gaben? Der Himmel bewahre mich, in einem Momente wie der jetzige an dieſen alten Perücken ein Weniges zu zupfen. Im Gegentheil, ich möchte bei dieſer Gelegenheit vielmehr bezeugen, daſs die Regierung zu Hamburg immer die Regierten übertraf an gutem Willen für geſellſchaftlichen Fortſchritt. Das Volk ſtand hier immer tiefer, als ſeine Stellvertreter, worunter Männer von der bedeutendſten Bildung und Ver-

nünftigkeit. Aber es ſteht zu hoffen, daſs der große Brand auch die unteren Intelligenzen ein bischen erleuchtet haben wird und die ganze hamburgiſche Bevölkerung jetzt einſieht, daſs der Zeitgeiſt, der ihr im Unglück ſeine Wohlthat angedeihen ließ, ſpäterhin nicht mehr durch kleinlichen Krämerſinn beleidigt werden darf. Namentlich die bürgerliche Gleichſtellung der verſchiedenen Konfeſſionen wird gewiſs jetzt nicht mehr in Hamburg vertagt werden können. — Wir wollen das Beſte von der Zukunft erwarten; der Himmel ſchickt nicht umſonſt die großen Prüfungen.

Gedanken und Einfälle.

I. Persönliches.

Um meine Wiege spielten die letzten Mondlichter des achtzehnten und das erste Morgenroth des neunzehnten Jahrhunderts.

*

Die Mutter erzählt, sie habe während ihrer Schwangerschaft im fremden Garten einen Apfel hängen sehen, ihn aber nicht abbrechen wollen, damit ihr Kind kein Dieb werde. Mein Leben hindurch behielt ich ein geheimes Gelüste nach schönen Äpfeln, aber verbunden mit Respekt vor fremdem Eigenthum und Abscheu vor Diebstahl.

*

Ich habe die friedlichste Gesinnung. Meine Wünsche sind: eine bescheidene Hütte, ein Strohdach, aber ein gutes Bett, gutes Essen, Milch und Butter, sehr frisch, vor dem Fenster Blumen, vor der Thür einige schöne Bäume, und wenn der liebe Gott mich ganz glücklich machen will, lässt er mich die Freude erleben, dass an diesen Bäumen etwa sechs bis sieben

meiner Feinde aufgehängt werden. Mit gerührtem Herzen werde ich ihnen vor ihrem Tode alle Unbill verzeihen, die sie mir im Leben zugefügt — Ja, man muß seinen Feinden verzeihen, aber nicht früher, als bis sie gehenkt worden.

*

Ich bin nicht vindikativ — ich möchte gern meine Feinde lieben; aber ich kann sie nicht lieben, ehe ich mich an ihnen gerächt habe — dann erst öffnet sich ihnen mein Herz. So lange man sich nicht gerächt, bleibt immer eine Bitterkeit im Herzen zurück.

*

Daß ich Christ ward, ist die Schuld jener Sachsen, die bei Leipzig plötzlich umsattelten, oder Napoleon's, der doch nicht nöthig hatte, nach Rußland zu gehn, oder seines Lehrers, der ihm zu Brienne Unterricht in der Geographie gab und ihm nicht gesagt hat, daß es zu Moskau im Winter sehr kalt ist.

*

Wenn Montalembert Minister wird und mich von Paris fortjagen wollte, würde ich katholisch werden — Paris vaut bien une messe!

*

Ich ließ mich nicht naturalisiren, aus Furcht, daß ich alsdann Frankreich weniger lieben würde, wie man für eine Maitresse kühler wird, sobald man bei der Mairie ihr legal angetraut worden. Ich werde mit Frankreich in wilder Ehe fortleben.

*

Mein Geist fühlt sich in Frankreich exiliert, in eine fremde Sprache verbannt.

*

Gott wird mir die Thorheiten verzeihen, die ich über ihn vorgebracht, wie ich meinen Gegnern die Thorheiten verzeihe, die sie gegen mich geschrieben, obgleich sie geistig so tief unter mir standen, wie ich unter dir stehe, o mein Gott!

II. Religion und Philosophie.

Die Erde ist der große Felsen, woran die Menschheit, der eigentliche Prometheus, gefesselt ist und vom Geier des Zweifels zerfleischt wird. Sie hat das Licht gestohlen und leidet nun Martern dafür.

*

Kunst und Philosophie, das Bild und der Begriff, wurden erst durch die Griechen von einander getrennt. Die Verschmelzung derselben in der Religion ging beiden voran.

*

Der Gedanke der Persönlichkeit Gottes als Geist ist eben so absurd wie der rohe Anthropomorphismus denn die geistigen Attribute bedeuten Nichts und sind lächerlich ohne die körperlichen.

*

Der Gott der besten Spiritualisten ist eine Art von luftleerem Raume im Reich des Gedankens, an-

gestrahlt von der Liebe, die wieder ein Abglanz der Sinnlichkeit.

*

Der Engel, der Karrikaturen malt, ist ein Bild des Phantheisten, der seinen Gott in der Brust trägt.

*

Der Gedanke ist die unsichtbare Natur, die Natur der sichtbare Gedanke.

*

Im Alterthume gab es keinen Gespensterglauben. Die Leiche wurde verbrannt, der Mensch entschwand als Rauch in die Höhe, er ging auf in dem reinsten, geistigsten Element, im Feuer. Bei den Christen wird der Leib (aus Hohn oder Verachtung?) der Erde zurück gegeben — er ist wie das Korn, und sprosst wieder hervor als Gespenst (ein körperlicher Leib wird gesäet, ein geistiger entsprosst) — er behält die Schauer der Verwesung.

*

Gott hat Nichts manifestirt, was auf eine Fortdauer nach dem Tode hinwiese; auch Moses redet nicht davon. Es ist Gott vielleicht gar nicht Recht, dass die Frommen die Fortdauer so fest annehmen. — In seiner väterlichen Güte will er uns vielleicht damit eine Surprise machen.

*

Bei keinem Volke ist der Glaube an Unsterblichkeit stärker gewesen, wie bei den Celten; man konnte Geld bei ihnen geliehen bekommen, um es in der anderen Welt wieder zu geben. Fromme christliche Wucherer sollten sich daran spiegeln!

*

Irdisches gewährte und verhieß das Heidenthum, und darum pflegten die Glücklichen, welchen die Erfüllung ihrer Wünsche und das Gelingen ihrer Werke von dem Walten gnadenreicher Götter und von der Gunst derselben zeugte, frömmere Götterdiener als die Unglücklichen zu sein. Vgl. Aristoteles' Rhetoric., Lib. II, cap. 17, p. 240. Tom. IV, ed. Bipont.

*

Der verzweiflungsvolle Zustand der Menschheit zur Zeit der Cäsaren erklärt den Succeß des Christenthums. Der Selbstmord der stolzen Römer, welche auf einmal die Welt aufgaben, war so häufig in jener Zeit. Wer den Muth nicht hatte, auf einmal von der Welt Abschied zu nehmen, ergriff den langsamen Selbstmord der Entsagungsreligion. (Christi Passion war ja ebenfalls eine Art Selbstmord.) Sklaven und unglückliches Volk waren die ersten Christen; durch ihre Menge und den neuen Fanatismus wurden sie eine Macht, die Konstantin begriff, und der römische Weltherrschaftsgeist bemächtigte sich bald derselben, und disciplinierte sie durch Dogma und Kultus.

*

Bei der Polemik zwischen Christen und heidnischen Philosophen vertauschen die Gegner oft im Kampfgetümmel die Waffen: hier sehen wir einen christlichen Vorsehungshelm auf dem Haupte des Griechen, dort ein griechisches Götterschwert in der Hand des Christen. Ketzereien entspringen, Glaubenshelden verfallen in Irrthum und Zweifel.

*

Die Apologeten des Christenthums mußten in ihrem Kampfe gegen das Heidenthum um so eher sich

auf das Feld der Philosophen hinaus wagen, da die Philosophie damals (von Marc Aurel bis Julian) auf dem Throne saß — durch Polemik arbeitet sich das Dogma aus.

*

Unterschied des Heidenthums (der Inder, Perser) vom Judenthum: Sie haben Alle ein unendliches, ewiges Urwesen, aber dieses ist bei Jenen in der Welt, mit welcher es identisch, und es entfaltet sich mit dieser aus dem Gesetze der Nothwendigkeit — der Gott der Juden ist außer der Welt und erschafft sie durch einen Akt des freien Willens.

*

Judenthum — Aristokratie: Ein Gott hat die Welt erschaffen und regiert sie; alle Menschen sind seine Kinder, aber die Juden sind seine Lieblinge und ihr Land ist sein auserwähltes Dominium. Er ist ein Monarch, die Juden sind der Adel, und Palästina ist das Exarchat Gottes.

Christenthum — Demokratie: Ein Gott, der Alles erschaffen und regiert, aber alle Menschen gleich liebt und alle Reiche gleich beschützt. Er ist kein Nationalgott mehr, sondern ein universeller.

*

Das Christenthum tritt auf zur Tröstung: Die, welche in diesem Leben viel Glück genossen, werden im künftigen davon eine Indigestion haben — Die, welche zu wenig gegessen, werden nachträglich das beste Gastmahl aufgetischt finden; die irdischen Prügelflecken werden von den Engeln gestreichelt werden.

*

Die, welche den Kelch der Freuden hienieden getrunken, bekommen dort oben den Katzenjammer.

*

Im Christenthume kommt der Mensch zum Selbstbewusstsein des Geistes durch den Schmerz — Krankheit vergeistigt selbst die Thiere.

*

Das Christenthum wusste die blaue Luft der Provence zu entheitern und erfüllte sie mit seinem Glockengeläute.

*

Beim Anblick eines Domes.

Sechshundert Jahr', wurde dran gebaut, und du genießest in einem Augenblick die Ruhe nach einer sechshundertjährigen Arbeit. Wie Meereswellen sind die Generationen daran vorbei gewogt, und noch kein Stein ist bewegt worden. Das Mausoleum des Katholilismus, das er sich noch bei Lebzeiten bauen lassen, ist die steinerne Hülle eines erloschenen Gefühls — (ironisch droben die Uhr). — Drinnen in diesem Steinhause blühte einst ein lebendiges Wort, drinnen ist es todt und lebt nur noch in der äußeren Steinrinde. (Hohler Baum.)

*

In der Kirche.

Wehmüthiger Orgelton, die letzten Sterbeseufzer des Christenthums.

*

Verehrung für Rom.

Wie Mancher ging aus, die Kirche zu schmähen, zu befeinden, und änderte plötzlich seinen Sinn und

kniete nieder und betete an. Es ging Manchem wie Bileam, dem Sohne Boer's, der Israel zu fluchen auszog und gegen seine Absicht es segnete. Warum? Und doch hatte er nur die Stimme seines Esels gehört.

*

Die Thoren meinen, um das Kapitol zu erobern, müsse man zuerst die Gänse angreifen.

*

Die katholischen Schriftsteller haben gute Kriegswerkzeuge, wissen sie aber nicht zu gebrauchen. Wie die Chinesen haben sie gute Kanonen, auch Pulver und Kugeln, aber schießen ist eine andere Sache. Sie sind Kinder mit großen Säbeln, die sie nicht aufheben können; mit Helmen, die ihnen den Kopf eindrücken. Und gar die Kanonen wissen sie erst recht nicht zu handhaben.

*

Die römische Kirche mistraut ihren modernen Seiden — sie fürchtet, dass so ein Eiferer, statt den Pantoffel zu küssen, ihr in den Fuß beiße mit rasender Inbrunst.

*

Die römische Kirche stirbt an jener Krankheit, wovon Niemand genest: Erschöpfung durch die Macht der Zeit. Weise, wie sie ist, lehnt sie alle Ärzte ab: sie hat in ihrer langen Praxis so manchen Greis schneller als nöthig sterben sehen, weil ein energischer Arzt ihn kurieren wollte. Doch wird ihre Agonie noch lange dauern. Sie wird uns Alle überleben, den Schreiber dieses Artikels, den Drucker, der ihn

ſetzt, ſelbſt den kleinen Lehrjungen, der die Druckbogen abholt.

*

Die Juden waren die Einzigen, die bei der Chriſtlichwerdung Europa's ſich ihre Glaubensfreiheit behaupteten.

*

Judäa, dieſes proteſtantiſche Ägypten.

*

Die Germanen ergriffen das Chriſtenthum aus Wahlverwandtſchaft mit dem jüdiſchen Moralprincip, überhaupt dem Judaismus. Die Juden waren die Deutſchen des Orients, und jetzt ſind die Proteſtanten in den germaniſchen Ländern (in Schottland, Amerika, Deutſchland, Holland) nichts Anderes als altorientaliſche Juden.

*

Der Judenhaß beginnt erſt mit der romantiſchen Schule, mit der Freude am Mittelalter, Katholicismus, Adel, geſteigert durch die Teutomanen (Rühs).

*

Die jüdiſche Geſchichte iſt ſchön; aber die jungen Juden ſchaden den alten, die man weit über die Griechen und Römer ſetzen würde. Ich glaube: gäbe es keine Juden mehr und man wüſſte, es befände ſich irgendwo ein Exemplar von dieſem Volk, man würde hundert Stunden reiſen, um es zu ſehen und ihm die Hände zu drücken — und jetzt weicht man uns aus!

*

Die Geschichte der neueren Juden ist tragisch, und schrieb man über dieses Tragische, so wird man noch ausgelacht — Das ist das Allertragischste.

*

Es ist charakteristisch für den Hamburger Judenkrawall (im September 1830), dass die Revolutionäre erst ihr Tagesgeschäft vollendeten und eine Abendrevolution machten.

Ich war bei Van Aken während des Tumults: Der Löwe war am ruhigsten, vornehm indigniert, die Affen freuten sich, die Schlangen wanden sich, die Hyäne war unruhig gierig, der Eisbär streckte sich bequem hin und wartete, das Chamäleon veränderte jeden Augenblick die Farbe, roth, blau, weiß, endlich sogar dreifarbig — die Thiere sahen menschlich vernünftig aus, im Gegensatz zu den Menschen, die thierisch wild ras'ten.

Ein Jude sagte zum andern: „Ich war zu schwach." Dies Wort empfiehlt sich als Motto zu einer Geschichte des Judenthums.

Eine Phryne, welche am Dammthor stand, sagte: „Wenn heute die Juden beleidigt werden, so geht's bald gegen den Senat, und endlich gegen uns." Kassandra der Drehbahn, wie bald gingen deine Worte in Erfüllung!

*

Seid ganz tolerant oder gar nicht, geht den guten Weg oder den bösen; um am Scheidewege zagend stehen zu bleiben, dazu seid ihr zu schwach — Dies vermochte kein Herkules, und er musste sich für einen der Wege bald entscheiden.

*

Der Taufzettel ist das Entréebillett zur europäischen Kultur.

*

Niemals von jüdischen Verhältnissen sprechen! Der Spanier, welcher sich im Traume mit der Mutter Gottes allnächtlich unterhält, berührt nie ihr Verhältnis zu Gott-Vater aus Delikatesse: die unmakulierteste Empfängnis sei doch immer eine Empfängnis.

*

Ich liebe sie (die Juden) persönlich.

*

B. Wenn ich von dem Stamme wäre, dem unser Heiland entsprossen, ich würde mich Dessen eher rühmen, als schämen.

A. Ach, Das thät' ich auch, wenn unser Heiland der Einzige wäre, der diesem Stamm entsprossen — aber es ist demselben so viel Lumpengesindel ebenfalls entsprossen, daſs diese Verwandtschaft anzuerkennen sehr bedenklich ward.

*

Die Juden, wenn sie gut, sind sie besser, wenn sie schlecht, sind sie schlimmer als die Christen.

*

Für das Porcellan, das die Juden einst in Sachsen kaufen mussten', bekommen Die, welche es behielten, jetzt den hundertfachen Werth bezahlt. — Am Ende wird Israel für seine Opfer entschädigt durch die Anerkennung der Welt, durch Ruhm und Größe.

*

Die Juden — dieses Volk-Gespenst, das bei seinem Schatze, der Bibel, unabweisbar wachte! Vergebens war der Exorcismus — Deutsche hoben ihn.

*

Ist die Mission der Juden geendigt? Ich glaube: wenn der weltliche Heiland kommt: Industrie, Arbeit Freude. Der weltliche Heiland kommt auf einer Eisenbahn, Michel bahnt ihm den Weg, Rosen werden gestreut auf seinen Pfaden.

*

Wie viel hat Gott schon gethan, um das Weltübel zu heilen! Zu Mosis Zeit that er Wunder über Wunder, später in der Gestalt Christi ließ er sich sogar geißeln und kreuzigen, endlich in der Gestalt Enfantin's that er das Ungeheuerste, um die Welt zu retten: er machte sich lächerlich — aber vergebens! Am Ende erfasst ihn vielleicht der Wahnsinn der Verzweiflung, und er zerschellt sein Haupt an der Welt, und er und die Welt zertrümmern.

*

Das Heidenthum endigt, sobald die Götter von den Philosophen als Mythen rehabilitiert werden. Das Christenthum ist auf demselben Punkt gelangt, Strauß ist der Porphyrius unserer Zeit.

*

Es sind in Deutschland die Theologen, die dem lieben Gott ein Ende machen — on n'est jamais trahi que par les siens.

*

In Deutschland wird das Christenthum gleichzeitig in der Theorie gestürzt und in den Thatsachen: Ausbildung der Industrie und des Wohlstandes.

*

Die Philosophen zerstörten in ihrem Kampfe gegen die Religion die heidnische, aber eine neue, die christliche, stieg hervor. Auch diese ist bald abgefertigt, doch es kommt gewiss eine neue, und die Philosophen

werden wieder neue Arbeit bekommen, jedoch wieder vergeblich: die Welt ist ein großer Viehstall, der nicht so leicht wie der des Augias gereinigt werden kann, weil, während gefegt wird, die Ochsen drin bleiben und immer neuen Mist anhäufen.

*

In dunkeln Zeiten wurden die Völker am besten durch die Religion geleitet, wie in stockfinstrer Nacht ein Blinder unser bester Wegweiser ist; er kennt Wege und Stege besser, als ein Sehender — Es ist aber thöricht, sobald es Tag ist, noch immer die alten Blinden als Wegweiser zu gebrauchen.

*

Wie die Männer der Wissenschaft während der mittelalterlich christlichen Periode aus der Bibel heraus die wissenschaftlichen Wahrheiten zu entdecken suchten, so suchen jetzt die Männer der Religion die theologischen Wahrheiten in der Wissenschaft zu entdecken, in der Geschichte, in der Philosophie, in der Physik: die Dreieinigkeit in der indischen Mythologie, die Inkarnationslehre in der Logik, die Sündfluth in der Geologie u. s. w.

*

Bei den früheren Religionen wurde der Geist der Zeit durch Einzelne ausgesprochen und durch Mirakel bestätigt. Bei den jetzigen Religionen wird der Geist der Zeit durch Viele ausgesprochen und bestätigt durch die Vernunft. Jetzt giebt es keine Mirakel mehr, nachdem die Physik ausgebildet worden; Oken sieht dem lieben Gott auf die Finger, und Dieser will nicht mit Bosko rivalisiren.

*

Jede Religion gewährt auf ihre Art Trost im

Unglück. Bei den Juden die Hoffnung: Wir sind in der Gefangenschaft, Jehovah zürnt uns, aber er schickt einen Retter." Bei den Mohamedanern Fatalismus: „Keiner entgeht seinem Schicksal, es steht oben geschrieben auf Steintafeln, tragen wir das Verhängte mit Ergebung, Allah il Allah!" Bei den Christen spiritualistische Verachtung des Angenehmen und der Freude, schmerzsüchtiges Verlangen nach dem Himmel, auf Erden Versuchung des Bösen, dort oben Belohnung. — Was bietet der neue Glauben?

*

Die Herrlichkeit der Welt ist immer adäquat der Herrlichkeit des Geistes, der sie betrachtet. Der Gute findet hier sein Paradies, der Schlechte genießt schon hier seine Hölle.

*

Unsere Moralbegriffe schweben keineswegs in der Luft: die Veredlung des Menschen, Recht und Unsterblichkeit haben Realität in der Natur. Was wir Heiliges denken, hat Realität, ist kein Hirngespinnst.

*

Heilige wie der Stylit sind jetzt unmöglich, da die Philanthropie sie gleich in einer Irrenanstalt unterbringen würde.

*

Giebt's in der Geschichte auch Tag und Nacht wie in der Natur? — Mit dem dritten Jahrhundert des Christenthums beginnt die Dämmerung, wehmüthiges Abendroth der Neoplatoniker, das Mittelalter war dicke Nacht, jetzt steigt das Morgenlicht herauf — ich grüße dich, Phöbus Apollo! Welche Träume in jener Nacht, welche Gespenster, welche

Nachwandler, welcher Straßenlärm, Mord und Todtschlag — ich werde davon erzählen.

*

Ich sehe die Wunder der Vergangenheit klar. Ein Schleier liegt auf der Zukunft, aber ein rosenfarbiger, und hindurch schimmern goldene Säulen und Geschmeide und klingt es süß.

III. Kunst und Literatur.

Ein Buch will seine Zeit, wie ein Kind. Alle schnell in wenigen Wochen geschriebenen Bücher erregen bei mir ein gewisses Vorurtheil gegen den Verfasser, Eine honette Frau bringt ihr Kind nicht vor dem neunten Monat zur Welt.

*

Dem Dichter wird während des Dichtens zu Muthe, als habe er, nach der Seelenwanderungslehre der Pythagoräer, in den verschiedensten Gestalten ein Vorleben geführt — seine Intuition ist wie Erinnerung.

*

Eine Philosophie der Geschichte war im Alterthum unmöglich. Erst die Jetztzeit hat Materialien dazu: Herder, Bossuet ꝛc. — Ich glaube, die Philosophen müssen noch tausend Jahr' warten, ehe sie den Organismus der Geschichte nachweisen können; bis dahin glaube ich, nur Folgendes ist anzunehmen. Für Hauptsache halte ich: die menschliche Natur und

die Verhältnisse (Boden, Klima, überlieferte Gesetzgebung, Krieg, unvorhergesehene und unberechenbare Bedürfnisse), beide in ihrem Konflikt oder in ihrer Allianz geben den Fond der Geschichte, sie finden aber immer ihre Signatur im Geiste, und die Idee, von welcher sie sich repräsentieren lassen, wirkt wieder als Drittes auf sie ein; Das ist hauptsächlich in unseren Tagen der Fall, auch im Mittelalter. Shakspeare zeigt uns in der Geschichte nur die Wechselwirkung von der menschlichen Natur und den äußern Verhältnissen — die Idee, das Dritte, tritt nie auf in seinen Tragödien; daher eine viel klarere Gestaltung und etwas Ewiges, Unwandelbares in seinen Entwickelungen, da das Menschliche immer Dasselbe bleibt zu allen Zeiten. Das ist auch der Fall bei Homer. Beider Dichter Werke sind unvergänglich. Ich glaube nicht, daſs sie so gut ausgefallen wären, wenn sie eine Zeit darzustellen gehabt hätten, wo eine Idee sich geltend machte, z. B. im Beginne des aufkommenden Christenthums, zur Zeit der Reformation, zur Zeit der Revolution.

*

Bei den Griechen herrschte Identität des Lebens und der Poesie. Sie hatten daher keine so großen Dichter wie wir, wo das Leben oft den Gegensatz der Poesie bildet. Shakspeare's große Zehe enthält mehr Poesie, als alle griechischen Poeten, mit Ausnahme des Aristophanes. Die Griechen waren große Künstler, nicht Dichter; sie hatten mehr Kunstsinn, als Poesie. In der Plastik leisteten sie so Bedeutendes, eben weil sie hier nur die Wirklichkeit zu kopieren brauchten, welche Poesie war und ihnen die besten Modelle bot.

*

Wie die Griechen das Leben blühend und heiter darstellten und zur Aussicht gaben die trübe Schattenwelt des Todes, so hingegen ist nach christlichen Begriffen das jetzige Leben trüb und schattenhaft, und erst nach dem Tod kommt das heitre Blüthenleben. Das mag Trost im Unglück geben, aber taugt nicht für den plastischen Dichter. Darum ist die Ilias so heiter jauchzend, das Leben wird um so heiterer erfasst, je näher unsre Abfahrt zur zweiten Schattenwelt, z. B. von Achilles.

*

Die Griechen gaben dem Christenthum die Kunst: — Kunst des Wortes (Dogmatik und Mythologie) und Kunst der Sinne (Malerei und Baukunst). Die gothische ist Nichts als kranke Kunst. Als ich im Dom von Toulouse (St. Sernin) doppelt sah, sah ich das Centrum gebrochen in der Mitte, und begriff die Entstehung des gothischen Spitzbogens aus dem römischen Kreisbogen.

*

Kunstwerk.

Das sichtbare Werk spricht harmonisch den unsichtbaren Gedanken aus; daher ist auch Lebekunst die Harmonie des Handelns und unsrer Gesinnung.

Schön ist das Kunstwerk, wenn das Göttliche sich dem Menschlichen freundlich zuneigt — Diana küsst Endymion; erhaben, wenn das Menschliche sich zum Göttlichen gewaltsam emporhebt — Prometheus trotzt dem Jupiter, Agamemnon opfert sein Kind. Die Christusmythe ist schön und erhaben zugleich.

*

In der Kunst ist die Form Alles, der Stoff gilt Nichts. Staub berechnet für den Frack, den er ohne Tuch geliefert, denselben Preis, als wenn ihm das Tuch geliefert worden. Er lasse sich nur die Façon bezahlen, und den Stoff schenke er.

*

In Bezug auf die Frage von den eingeborenen Ideen möchte folgende Lösung richtig sein: Es giebt Menschen, denen Alles von außen kommt, die sogenannten Talente, wie Lessing, erinnernd an Affen, wo die äußere Nachahmung waltet — Nichts ist in ihrem Geiste, was sie nicht durch die Sinne aufgenommen. Es giebt aber auch Menschen, denen Alles aus der Seele kommt, Genien, wie Rafael, Mozart, Shakspeare, denen das Gebären aber schwerer wird, wie dem sogenannten Talente. Bei Jenen ein Machen ohne Leben, ohne Innerlichkeit, Mechanismus — bei Diesen ein organisches Entstehen.

*

Das Genie trägt im Geiste ein Abbild der Natur, und durch diese erinnert gebiert es dies Abbild; das Talent bildet die Natur nach, und schafft analytisch, was das Genie synthetisch schafft. Es giebt aber auch Charaktere, welche zwischen beiden schweben.

*

Die Daguerreotypie ist ein Zeugnis gegen die irrige Ansicht, daß die Kunst eine Nachahmung der Natur sei — die Natur hat selbst den Beweis geliefert, wie wenig sie von der Kunst versteht, wie kläglich es ausfällt, wenn sie sich mit Kunst abgiebt.

*

Philaréte Chasles ordnet als Literarhistoriker die

Schriftsteller nicht nach Äußerlichkeiten (Nationalität), Zeitalter, Gattung der Werke [Epos, Drama, Lyrik], sondern nach dem inneren geistigen Princip, nach Wahlverwandschaft. So will Paracelsus die Blumen nach dem Geruch klassificieren — wie viel sinnreicher, als Linné nach Staubfäden! Wäre es gar so sonderbar, wenn man auch die Literaten nach ihrem Geruch klassificierte? Die, welche nach Tabak, Die, welche nach Zwiebeln riechen u. s. w.

*

Die Sage von dem Bildhauer, dem die Augen ausgestrochen wurde, damit er nicht eine ähnliche Statue anfertige, beruht auf demselben Grunde wie die Sitte, nach welcher das Glas, woraus eine hohe Gesundheit getrunken wurde, zerbrochen wird.

*

Ein Skulptor, der zugleich Napoleon und Wellington meißelt, kommt mir vor wie ein Priester, der um zehn Uhr Messe lesen und um zwölf Uhr in der Synagoge singen will — Warum nicht? Er kann es; aber wo es geschieht, wird man bald weder die Messe noch die Synagoge besuchen.

Den Dichtern wird es noch schwerer, zwei Sprachen zu reden — ach! die meisten können kaum eine Sprache reden.

*

Man preist den dramatischen Dichter, der es versteht, Thränen zu entlocken — Dies Talent hat auch die kümmerlichste Zwiebel, mit dieser theilt er seinen Ruhm.

*

Das Theater ist nicht günstig für Poeten.

*

Eine neue Periode ist in der Kunst angebrochen: Man entdeckt in der Natur dieselben Gesetze, die auch in unserem Menschengeiste walten, man vermenschlicht sie (Novalis), man entdeckt in dem Menschengeiste die Gesetze der Natur, Magnetismus, Elektricität, anziehende und abstoßende Pole (Heinrich von Kleist). Goethe zeigt das Wechselverhältnis zwischen Natur und Mensch; Schiller ist ganz Spiritualist, er abstrahiert von der Natur, er huldigt der kantischen Ästhetik.

*

Goethe's Abneigung, sich dem Enthusiasmus hinzugeben, ist ebenso widerwärtig wie kindisch. Solche Rückhaltung ist mehr oder minder Selbstmord; sie gleicht der Flamme, die nicht brennen will, aus Furcht sich zu konsumieren. Die großmüthige Flamme, die Seele Schiller's loderte mit Aufopfrung — Jede Flamme opfert sich selbst; je schöner sie brennt, desto mehr nähert sie sich der Vernichtung, dem Erlöschen. Ich beneide nicht die stillen Nachtlichtchen, die so bescheiden ihr Dasein fristen.

*

Bei Schiller feiert der Gedanke seine Orgien — nüchterne Begriffe, weinlaubumkränzt, schwingen den Thyrsus, tanzen wie Bachanten — besoffene Reflexionen.

*

Jacobi, diese greinende, keifende Natur, diese klebrigte Seele, dieser religiöse Wurm, der an der Frucht der Erkenntnis nagte, um uns solche zu verleiden.

*

Die wehmüthig niedergedrückte Zeit, der alles

Laute untersagt war und die sich auch vor dem Lauten fürchtete, gedämpft fühlte, dachte und flüsterte, fand in dieser gedämpften Poesie ihre gedämpfte Freude. Sie betrachtete die alten gebrochenen Thürme mit Wehmuth, und lächelte über das Heimchen, das darin melancholisch zirpte.

*

In den altdänischen Romanzen sind alle Gräber der Liebe Heldengräber, große Felsmassen sind darauf gethürmt mit schmerzwilder Riesenhand. In den Uhland'schen Gedichten sind die Gräber der Liebe mit hübschen Blümchen, Immortellen und Kreuzchen verziert, wie von Händen gefühlvoller Predigerstöchter. Die Helden der „Kämpeviser" sind Normannen, die Helden des Uhland sind immer Schwaben, und zwar Gelbfüßler.

*

Die Sonettenwuth grassirt so in Deutschland, daſs man eine Sonettensteuer einrichten sollte.

*

Clauren ist jetzt in Deutschland so berühmt, daſs man in keinem Bordell eingelassen wird, wenn man ihn nicht gelesen hat.

*

Auffenberg hab' ich nicht gelesen — ich denke: er ist ungefähr wie Arlincourt, den ich auch nicht gelesen habe.

*

Wir haben das körperliche Indien gesucht, und haben Amerika gefunden; wir suchen jetzt das geistige Indien — was werden wir finden?

*

Es ist zu wünschen, daſs sich das Genie des Sans-

kritstudiums bemächtige; thut es der Notizengelehrte, so bekommen wir blos ein gutes Kompendium.

*

Die epischen Gedichte der Indier sind ihre Geschichte; doch können wir sie erst dann zur Geschichte benutzen, wenn wir die Gesetze entdeckt haben, nach welchen die Indier das Geschehene ins phantastisch Poetische umwandelten. Dies ist uns noch nicht bei der Mythologie der Griechen gelungen, doch mag es bei Diesen schwerer sein, weil Diese das Geschehene beständig zur Fabel ausbildeten in immer bestimmterer Plastik. Bei den Indiern hingegen bleibt die phantastische Umbildung immer noch Symbol, das das Unendliche bedeutet und nicht nach Dichterlaune in bestimmtern Formen ausgemeißelt wird.

*

Die Mahabaratas, Ramayanas und ähnliche Riesenfragmente sind geistige Mammuthsknochen, die auf dem Himalaya zurückgeblieben.

*

Der Indier konnte nur ungeheuer große Gedichte liefern, weil er Nichts aus dem Weltzusammenhang schneiden konnte, wie überhaupt der Anschauungsmensch. Die ganze Welt ist ihm ein Gedicht, wovon der Mahabarata nur ein Kapitel. — Vergleich der indischen mit unserer Mystik: diese übt den Scharfsinn an Zertheilung und Zusammensetzung der Materie, bringt es aber nicht zum Begriff. — Anschauungsideen sind Etwas, das wir gar nicht kennen. Die indische Muse ist die träumende Prinzessin der Märchen.

*

Goethe, im Anfang des „Fausts", benutzt die „Sakontala."

*

Wie überhaupt jeder einen bestimmten Gegenstand in der Sinnenwelt auf eine andere Weise sieht, so sieht auch Jeder in einem bestimmten Buche etwas Anderes, als der Andere. Folglich muß auch der Übersetzer ein geistig begabter Mensch sein, denn er muß im Buche das Bedeutendste und Beste sehen, um Dasselbe wieder zu geben. Den Wortverstand, den körperlichen Sinn kann Jeder übersetzen, der eine Grammatik gelesen und ein Wörterbuch sich angeschafft hat. Nicht kann aber der Geist von Jedem übersetzt werden. Möchte Dies nur bedenken jener nüchterne, prosaische Übersetzer Scott'scher Romane, der so sehr prahlt mit seiner Übersetzungstreue! Wie es auf den Geist ankommt, beweise zunächst Forster's Wiederübersetzung der „Sakontala."

*

In der Zeit der Romantiker liebte man in der Blume nur den Duft — in unsrer Zeit liebt man in ihr die keimende Frucht. Daher die Neigung zum Praktischen, zur Prosa, zum Hausbackenen.

*

Der Hauptzug der jetzigen Dichter ist Gesundheit — westfälische, östreichische, ja ungarische Gesundheit.

*

Die höchsten Blüthen des deutschen Geistes sind die Philosophie und das Lied. Diese Blüthezeit ist vorbei, es gehörte dazu die idyllische Ruhe; Deutschland ist jetzt fortgerissen in die Bewegung, der Gedanke ist nicht mehr uneigennützig, in seine abstrakte

Welt stürzt die rohe Thatsache, der Dampfwagen der Eisenbahn giebt uns eine zittrige Gemüthserschütterung, wobei kein Lied aufgehen kann, der Kohlendampf verscheucht die Sangesvögel, und der Gasbeleuchtungsgestank verdirbt die duftige Mondnacht.

*

Unsre Lyrik ist ein Produkt des Spiritualismus, obgleich der Stoff sensualistisch: die Sehnsucht des isolierten Geistes nach Verschmelzung mit der Erscheinungswelt, to mingle with nature. Mit dem Sieg des Sensualismus muss diese Lyrik aufhören, es entsteht Sehnsucht nach dem Geist: Sentimentalität, die immer dünner verdämmert, nihilistische Pimperlichkeit, hohler Phrasennebel, eine Mittelstation zwischen Gewesen und Werden, Tendenzpoesie.

*

Der harmlose Dichter, der plötzlich politisch wird, erinnert mich an das Kind in der Wiege: „Vater ißt nicht, was die Mutter gekocht!"

*

So wie die Demokratie wirklich zur Herrschaft gelangt, hat alle Poesie ein Ende. Der Übergang zu diesem Ende ist die Tendenzpoesie. Deßhalb — nicht bloß, weil sie ihrer Tendenz dient — wird die Tendenzpoesie von der Demokratie begünstigt. Sie wissen, hinter oder vielmehr mit Hoffmann von Fallersleben hat die Poesie ein Ende.

*

In der Poetenwelt ist der tiers état nicht nützlich, sondern schädlich.

*

Die Demokratie führt das Ende der Literatur

herbei: Freiheit und Gleichheit des Stils. Jedem sei er erlaubt, nach Willkür, also so schlecht er wolle, zu schreiben, und doch soll kein Andrer ihn stilistisch überragen und besser schreiben dürfen.

*

Demokratischer Haß gegen die Poesie — der Parnaß soll geebnet werden, nivellirt, macadamisirt, und wo einst der müßige Dichter geklettert und die Nachtigallen belauscht, wird bald eine platte Landstraße sein, eine Eisenbahn, wo der Dampfkessel wiehert und der geschäftigen Gesellschaft vorüber eilt.

Demokratische Wuth gegen das Besingen der Liebe — Warum die Rose besingen, Aristokrat! besing die demokratische Kartoffel, die das Volk nährt!

*

In einer vorwiegend politischen Zeit wird selten ein reines Kunstwerk entstehen. Der Dichter in solcher Zeit gleicht dem Schiffer auf stürmischem Meere, welcher fern am Strande ein Kloster auf einer Felsklippe ragen sieht; die weißen Nonnen stehen dort singend, aber der Sturm überschrillt ihren Gesang.

*

Die Werke gewisser Lieblingsschriftsteller des Tages sind ein Steckbrief der Natur, keine Beschreibung.

*

Es ist nicht der arme Unger Nimbsch oder der Handlungsbeflissene aus Lippe-Detmold, welcher das schöne Gedicht hervorgebracht, sondern der Weltgeist. Nur diesem gebührt der Ruhm und es ist lächerlich, wenn Jene sich etwas darauf einbilden, etwa wie der Père Rachel auf den Succeß seiner Tochter — da steht ein alter Jude im Parterre des Theatre français

und glaubt, er sei Iphigenie oder Andromache, es sei seine Deklamation, welche alle Herzen rühre, und applaudiert man, so verbeugt er sich mit erröthendem Antlitz.

*

Savigny ein Römer? Nein, ein Bedienter des römischen Geistes, un valet du romanisme.

*

Savigny's Eleganz des Stils gleicht dem klebrigten Silberschleim, den die Insekten auf dem Boden zurücklassen, worüber sie hingekrochen.

*

Mit den Werken Johannes von Müller's geht es wie mit Klopstock — Keiner liest ihn, Jeder spricht mit Respekt von ihm. Es ist unser großer Historiker wie Jener unser großer Epiker war, den wir dem Auslande mit Stolz entgegensetzten. Er ist steiflangweilig — Alpen und keine Idee darauf. Wir glaubten ein Epos und einen Historiker zu haben.

*

Raumer ist das raisonnierende Leder, — der literarische Laufbursche der Brockhausischen Buchhandlung — wenn er älter, wird er ein Ladenhüter.

*

Gervinus' Literaturgeschichte.

Die Aufgabe war: was H. Heine in einem kleinen Büchlein voll Geist gegeben, jetzt in einem großen Buche ohne Geist zu geben — die Aufgabe ist gut gelöst.

*

Historiker, welche selbst alle Geschichte machen wollen, gleichen den Komödianten in Deutschland, welche die Wuth hatten, selbst Stücke zu schreiben.

Haller bemerkt, daſs man deſto beſſer ſpiele, je ſchlechter das Stück — ſchrieben ſie ſchlecht, um ſich als gute Schauſpieler zu zeigen? oder ſpielten ſie ſchlecht, um als gute Schriftſteller zu ſcheinen? Daſſelbe könnte man bei unſern Hiſtorikern fragen.

*

Hütet euch vor Hengſtenberg — Der ſtellt ſich nur ſo dumm, Das iſt ein Brutus, der einſt die Maske fallen läſſt, ſich vernunftgläubig zeigt und euer Reich ſtürzt.

*

Ruge iſt der Philiſter, welcher ſich mal unparteiiſch im Spiegel betrachtet und geſtanden hat, daſs der Apoll vom Belvedere doch ſchöner ſei. — Er hat die Freiheit ſchon im Geiſte, ſie will ihm aber noch nicht in die Glieder, und wie ſehr er auch für helleniſche Nacktheit ſchwärmt, kann er ſich doch nicht entſchließen, die barbariſch modernen Beinkleider, oder gar die chriſtlich germaniſchen Unterhoſen der Sittlichkeit auszuziehen. Die Grazien ſehen lächelnd dieſem inneren Kampfe zu.

*

Jakob Venedey.

Die Natur erſchuf dich zum Abtrittsfeger — Schäme dich Deſſen nicht, deutſcher Patriot! es ſind die Latrinen eines deutſchen Vaterlands, die du fegſt.

*

Ich werde von ihm ſchweigen, kann ihn als komiſche Figur nicht gebrauchen, wie Maſsmann. Der Spaß war, daſs dieſer Latein verſtand — Venedey aber verſteht's nicht; Langweiligkeit iſt nicht komiſch.

*

König Ludwig nimmt den Luther nicht auf in

seiner Walhalla. Man darf's ihm nicht verübeln, er fühlt im Herzen, daſs wenn Luther eine Walhalla gebaut, er ihn als Dichter nicht darin aufgenommen hätte.

*

Die Este, Medicis, Gonzagas, Scalas sind berühmt als Mäcene. Unsre Fürsten haben gewiſs eben so guten Willen, aber es fehlt ihnen die Bildung, die wahren Talente und Genies heraus zu suchen — denn Diese melden sich nicht bei ihren Kammerdienern — Sie protegieren nur Solche, die mit ihnen selbst auf gleicher Bildungsstufe stehen, und wie man die italiäniſchen Fürsten kennt, indem man bloſs zu nennen braucht, wer ihre Protegés waren, so wird man einst die unsern gleich kennen, wenn man die Männer nennt, denen sie Dosen, Becher, Pensionen und Orden verliehen. Man sagt, es sei von groſsen Schriftstellern unklug, die obskuren — und sei es auch durch bittere Schilderung — auf die Nachwelt zu bringen; aber wir thun es zur Schande ihrer Mäcene.

*

Diese Menschen müssen Stockschläge im Leben haben; denn nach ihrem Tode kann man sie nicht bestrafen, man kann ihren Namen nicht schmähen, nicht fletrieren, nicht brandmarken — denn sie hinterlassen keinen Namen.

*

Wolfgang Menzel ist der witzigste Kopf — es wird interessant und wichtig für die Wissenschaft sein, wenn man an seinem Schädel einst phrenologiſsche Untersuchungen machen kann. Ich wünsche, daſs man ihm den Kopf schone, wenn man ihn prügelt, damit die Beulen, die neu sind, nicht für Witz und Poesie gehalten werden.

*

Und dieser unwissende Hase gebärdet sich als der Champion des deutschen Volks, des tapfersten und gelehrtesten Volks, eines Volks, das auf tausend Schlachtfeldern seinen Muth und in hunderttausend Büchern seinen Tiefsinn bewiesen hat, ein Volk, dessen breite Brust mit glorreichen Narben bedeckt ist und über dessen Stirne alle großen Gedanken der Welt dahin gezogen und die ehrwürdigsten Furchen hinterlassen haben!

*

Gutzkow.

Die Natur war sehr bescheiden, als sie ihn schuf, ihn, den Unbescheidensten.

Er hat Heine nachahmen wollen, aber es fehlte ihm an aller Poesie, und er brachte es nur bis zur Nachahmung Börne's. Seine Darstellung und Sprache hat etwas Polizeiliches. Er liegt ewig auf der Lauer, um die Tagesschwächen des Publikums zu erspähen, sie in seinem Privatinteresse auszubeuten. Jenen Schwächen huldigend und schmeichelnd, darf er immerhin Talent, Kenntnisse und Charakter entbehren, er weiß es. Er giebt dem Publikum keine eignen Impulsionen, sondern er empfängt sie von demselben; er zieht die Livree der Tagesidee an, er ist ihr Bedienter, ihr Kanzleidiener, er katzenbuckelt und verlangt sein Trinkgeld.

*

Gisquet erzählt im dritten Theil seiner Memoiren von dem Polizeiagenten, welcher den Dieb erräth, der die Medaillen gestohlen, wegen der feinen Arbeit des Erbrechens: das gut geflochtene Seil, das Stück

Wachslicht in der Diebslaterne ſtatt des Talgs — So errathe ich Herrn** in dem anonymen Artikel.

*

Warum ſollte ich jetzt widerſprechen? In wenigen Jahren bin ich todt, und dann muſs ich mir alle Lügen doch gefallen laſſen. ** hat nicht zu fürchten, daſs man nach ſeinem Tode Lügen von ihm ſagt.

*

Grabbe's „Gothland."

Zuweilen eine Reihe fürchterlicher und häſslicher Gedanken, wie ein Zug Galeerenſklaven, jeder gebrandmarkt — der Dichter führt ſie an der Kette in das Bagno der Poeſie.

*

Freiligrath.

Das Weſen der neueren Poeſie ſpricht ſich vor Allem in ihrem paraboliſchen Charakter aus. Ahnung und Erinnerung ſind ihr hauptſächlicher Inhalt. Mit dieſen Gefühlen korreſpondiert der Reim, deſſen muſikaliſche Bedeutung beſonders wichtig iſt. Seltſame, fremdgrelle Reime ſind gleichſam eine reichere Inſtrumentation, die aus der wiegenden Weiſe ein Gefühl beſonders hervortreten laſſen ſoll, wie ſanfte Waldhornlaute durch plötzliche Trompetentöne unterbrochen werden. So weiß Goethe die ungewöhnlichen Reime zu benutzen zu grell barocken Effekten; auch Schlegel und Byron — bei Letzterem zeigt ſich ſchon der Übergang in den komiſchen Reim. Man vergleiche damit den Mißbrauch der fremd klingenden Reime bei Freiligrath, die Barbarei beſtändiger Janitſcharenmuſik, die aus einem Fabrikantenirrthume

entſpringt. Seine ſchönen Reime ſind oftmals Krücken für lahme Gedanken. Freiligrath iſt ein Uneingeweihter in das Geheimnis, er beſitzt keine Naturlaute, der Ausdruck und der Gedanke entſpringen bei ihm nicht zu gleicher Zeit. Er gebraucht Hammer und Meißel und verarbeitet die Sprache wie einen Stein, der Gedanke iſt Material, und nicht immer Material aus den Steinbrüchen des eignen Gemüthes, z. B. Plagiat von Grabbe und Heine. Alles kann er machen, nur kein Lied — Ein Lied iſt das Kriterium der Urſprünglichkeit. Das eigentliche Gedicht (was wir gewöhnlich ſo nennen; halb epiſch, halb lyriſch) participiert mehr oder minder vom Liede, ſelbſt in den breiteſten Rhythmen — nicht ſo bei Freiligrath; ſein Wohllaut iſt meiſtens rhetoriſcher Art.

Es exiſtirt eine gewiſſe Ähnlichkeit zwiſchen Freiligrath und Platen. Dieſer hat ein feineres Ohr für die Wortmelodie, vermeidet weit mehr die Härten, klingt muſikaliſcher, aber ihm fehlt die Cäſur, die Freiligrath beſſer hat, weil er geſunder fühlt — Cäſur iſt der Herzſchlag des dichtenden Geiſtes und läſſt ſich nicht nachahmen, wie Wohllaut.

Freiligrath ahmt Victor Hugo nach. Er iſt Genremaler, er giebt Genrebilder des Meeres, nicht Hiſtorienbilder des lebendigen Oceans. Seine morgenländiſchen Genrebilder ſind türkiſche Holländerei.

Sein Charakter iſt die Sehnſucht nach dem Orient und ein Hineinträumen in ſüdliche Zuſtände. Aber der Orient iſt ihm nicht aufgegangen in ſeiner Poeſie, wie bei andern Dichtern, denen jener fabelhafte, abenteuerliche Orient vorſchwebt, den wir aus den Traditionen der Kreuzzüge und „Tauſend und eine Nacht" uns zuſammengeträumt, ein real unrichtiger, aber

in der Idee richtiger, Poesie-Orient — Nein, er ist exakt wie Burkhardt und Niebuhr, seine Gedichte sind ein Appendix zum Cotta'schen „Ausland", und die Verlagshandlung hat seine Kenntnis der Geographie und Völkerkunde sehr bedeutungsvoll gerühmt. Daher sein Werth für die große Masse, die nach realistischer Kost verlangt; seine Anerkennung ist ein bedenkliches Zeichen einreißender Prosa.

*

Die deutsche Sprache an sich ist reich, aber in der deutschen Konversation gebrauchen wir nur den zehnten Theil dieses Reichthums, faktisch sind wir also sprach-arm.

Die französische Sprache an sich ist arm, aber die Franzosen wissen Alles, was sie enthält, in der Konversation auszubeuten, und sie sind daher sprachreich in der That.

Nur in der Literatur zeigen die Deutschen ihren ganzen Sprachschatz, und die Franzosen, davon geblendet, denken, Wunders wie glänzend wir zu Hause — sie haben auch keinen Begriff davon, wie wenig Gedanken bei uns im Umlauf zu Hause. Bei den Franzosen just das Gegentheil: mehr Ideen in der Gesellschaft, als in den Büchern, und die Geistreichsten schreiben gar nicht oder bloß zufällig.

*

Voltair hebt sich kühn empor, ein vornehmer Adler, der in die Sonne schaut — Rousseau ist ein edler Stern, der aus der Höhe niederblickt; er liebt die Menschen von oben herab.

*

Voltaire huldigt (man lese seine Dedikation des „Mahomed") dem Papste ironisch und freiwillig.

Rousseau konnte nicht dazu gebracht werden, sich dem Könige präsentieren zu lassen — sein Instinkt leitete ihn richtig; er war der Enthusiasmus, der sich nicht abfinden kann.

*

Die älteren französischen Schriftsteller hatten einen bestimmten Standpunkt: Licht und Schatten sind immer richtig, nach den Gesetzen des Standpunkts. Die neueren Schriftsteller springen von einem Standpunkt auf den anderen, und in ihren Gemälden ist eine widerwärtige Konfusion von Licht und Schatten — hier eine Bemerkung, die der pantheistischen Weltansicht angehört, dort ein Gefühl, das aus dem Materialismus hervorgeht, Zweifel und Glaube sich kreuzend, — eine Harlekinsjacke.

*

In der französischen Literatur herrscht jetzt ein ausgebildeter Plagiatismus. Hier hat ein Geist die Hand in der Tasche des andern, und Das giebt ihnen einen gewissen Zusammenhang. Bei diesem Talent des Gedankendiebstahls, wo Einer dem Andern den Gedanken stiehlt, ehe er noch ganz gedacht, wird der Geist Gemeingut — In der république des lettres ist Gedankengütergemeinschaft.

*

Die neufranzösische Literatur gleicht den Restaurants des Palays-royal — Wenn man in der Küche gelauscht, die Ingredienzen der Gerichte und ihre Zubereitung gesehen, würde man den Appetit verlieren — der schmutzige Koch zieht Handschuh an, wenn er auf blanker Schüssel sein Gemätsch aufträgt.

*

Die französischen Autoren der Gegenwart gleichen

den Restaurants, wo man für zwei Franks zu Mittag speist. Anfangs munden ihre Gerichte, später entdeckt man, dass sie die Materialien aus zweiter und dritter Hand und schon alt oder verfault bezogen.

*

Die neufranzösischen Romantiker sind Dilettanten des Christenthums, sie schwärmen für die Kirche, ohne ihrem Symbol gehorsam anzuhängen, sie sind catholiques marrons.

*

Sollte es wahr sein, dass Frankreich zum Christenthume zurückverlangt? Ist Frankreich so krank? Es lässt sich Märchen erzählen — Will es sich auf dem Sterbebett bekehren? Verlangt es die Sakramente? Gebrechlichkeit, dein Name ist Mensch!

*

Chateaubriand will das Christenthum gegen den brillanten Unglauben, dem alle Welt huldigt, predigen. Er befindet sich im umgekehrten Falle wie der neapolitanische Kapuziner, der den Leuten das Kreuz vorhält: „Ecco il vero policinello!“ Chateaubriand ist ein Polichinell, der seine Marotte den Leuten vorhält: „Ecco il vero cruce!“

*

Chateaubriand ist ein Faselhans, Royalist durch Princip, Republikaner durch Inklination, ein Ritter, der eine Lanze bricht für die Keuschheit jeder Lilje, und statt Mambrin's Helm eine rothe Mütze trägt mit einer weißen Kokarde.

*

Büffon sagt, der Stil sei der Mensch selbst. Bilemain ist eine lebende Widerlegung dieses Axioms sein Stil ist schön, wohlgewachsen und reinlich.

*

Wenn man, wie Charles Nodier, in seiner Jugend mehrmals guillotiniert worden, ist es sehr natürlich, daß man im Alter keinen Kopf mehr hat.

*

Blaze de Bury beobachtet die kleinen Schriftsteller durch ein Vergrößerungsglas, die großen durch ein Verkleinerungsglas.

*

Amaury ist der Patron der Schriftstellerinnen, er hilft den Dürftigen, er ist ihr petit manteau blanc, ihr Beichtiger, seine Artikel sind eine kleine Sakristei, wo sie verschleiert hinein schleichen, sogar die Todten beichten ihm ihre Sünden, Eva gesteht ihm Dinge, die ihr die Schlange gesagt und wovon wir Nichts erfuhren, weil sie solche dem Adam verschwieg.

Er ist kein Kritiker für große, aber für kleine Schriftsteller — Walfische haben keinen Platz unter seiner Lupe, wohl aber interessante Flöhe.

*

Bei Léon Gozlan tödtet nicht der Buchstabe, sondern der Geist.

*

Michel Chevalier ist Konservateur und Progressivster zugleich — mit der einen Hand stützt er das alte Gebäude, damit es nicht den Leuten auf den Kopf stürze, mit der andern zeichnet er den Riß für das neue, größere Gesellschaftsgebäude der Zukunft.

*

Man könnte Thierry mit Merlin vergleichen: Er liegt wie lebendig begraben, der Leib existiert nicht mehr, nur die Stimme ist geblieben — Der Historiker ist immer ein Merlin, er ist die Stimme einer be-

grabenen Zeit, man befragt ihn und er giebt Antwort, der rückwärts schauende Prophet.

*

Die französische Kunst ist eine Nachbildung des Realen. Da aber die Franzosen seit fünfzig Jahren so viel erleben und sehen konnten, so sind ihre Kunstwerke durch die Nachbildung des Erlebten und Gesehenen viel bedeutender, als die Werke deutscher Künstler, die nur durch Seelentraum zu ihren Anschauungen gelangten.

Nur in der Architektur, wo die Natur nicht nachgebildet werden kann, sind die Franzosen zurück.

In der Musik geben sie den Ton ihrer Nationalität: Verstand und Sentimentalität, Geist und Grazie; — im Drama: Passion. Der Eklekticismus in der Musik wurde durch Meyerbeer eingeführt.

*

Meyerbeer ist der musikalische maître de plaisir der Aristokratie.

*

Meyerbeer ist ganz Jude geworden. Wenn er wieder nach Berlin in seine früheren Verhältnisse zurücktreten will, muss er sich erst taufen lassen.

*

Rossini's „Othello" ist ein Vesuv, der strahlende Blumen speit.

Der Schwan von Pesaro hat das Gänsegeschnatter nicht mehr ertragen können.

Aufhören der Poesie im Künstler — der Kranz schwindet ihm vom Haupte.

Sein Pasticcio hat für mich von vornherein etwas Unheimliches, mahnend an den heiligen Hieronymus in der spanischen Galerie, der als Leiche die Psalmen

schreibt. Es fröstelt Einen, wie beim Anfühlen einer Statue.

*

Alle Bilder Ary Scheffer's zeigen ein Heraussehnen aus dem Diesseits, ohne an ein Jenseits recht zu glauben — vaporöse Skepsis.

*

Lessing sagt: „Hätte man Rafael die Hände abgeschnitten, so wär' er doch ein Maler gewesen." In derselben Weise können wir sagen: Schnitte man Herrn * * den Kopf ab, er bliebe doch ein Maler, er würde weiter malen, ohne Kopf, und ohne dass man merkte, dass er keinen Kopf hätte.

*

Shakspeare hat die dramatische Form von den Zeitgenossen; Unterscheidung dieser Form von der französischen.

Den Stoff seiner Dramen hat er immer bis ins Detail entlehnt; sogar die rohen Umrisse, wie die ersten Ausmeißelungen des Bildhauers, behält er.

Ist die Theilung der Arbeit auch im geistigen Producieren vortheilhaft? Das Höchste wird nur dadurch erreicht.

Wie Homer nicht allein die Ilias gemacht, hat auch Shakspeare nicht allein seine Tragödien geliefert — er gab nur den Geist, der die Vorarbeiten beseelte.

Bei Goethe sehen wir Ähnliches — seine Plagiate.

*

Junius ist der Ritter der Freiheit, der mit geschlossenem Visier gekämpft.

*

Dante ist der öffentliche Ankläger der Poesie.

IV. Staat und Gesellschaft.

Die Gesellschaft ist immer Republik — die Einzelnen streben immer empor und die Gesammtheit drängt sie zurück.

*

Bei den Alten rühmen sich die Patrioten beständig, z. B. Cicero. Auch die Neueren machen es zur Zeit der höchsten Freiheit eben so, z. B. Robespierre, Camille Desmoulins ꝛc. Kommt bei uns diese Zeit, so werden wir uns gleichfalls rühmen. Die Ruhmlosen haben gewiſs Recht, wenn sie die Bescheidenheit predigen. Es wird ihnen so leicht, diese Tugend auszuüben, sie kostet ihnen keine Überwindung, und durch ihre Allgemeinheit bemerkt man nicht ihre Thatenlosigkeit.

*

Man muſs ganz Deutschland kennen, ein Stück ist gefährlich. Es ist die Geschichte vom Baume, dessen Blätter und Früchte wechselseitiges Gegengift sind.

*

Luther erschütterte Deutschland — aber Franz Drake beruhigte uns wieder: er gab uns die Kartoffel.

*

Das Öl, das auf die Köpfe der Könige gegossen wird, stillt es die Gedankenstürme?

*

Es giebt kein deutsches Volk: Adel, Bürgerstand Bauern sind heterogener, als bei den Franzosen vor der Revolution.

*

Der preußische Adel ist etwas Abstraktes, er bezieht sich rein auf den Begriff der Geburt, nicht auf Eigenthum. Die preußischen Junker haben kein Geld.

*

Die hannövrischen Junker sind Esel, die nur von Pferden sprechen.

*

Bediente, die keinen Herrn haben, sind darum doch keine freie Menschen — die Dienstbarkeit ist in ihrer Seele.

*

Der Deutsche gleicht dem Sklaven, der seinem Herrn gehorcht, ohne Fessel, ohne Peitsche, durch das bloße Wort, ja durch einen Blick. Die Knechtschaft ist in ihm selbst, in seiner Seele; schlimmer als die materielle Sklaverei ist die spiritualisierte. Man muss die Deutschen von innen befreien, von außen hilft Nichts.

*

Der Hund, den man einen Maulkorb anlegt, bellt mit dem H....n — Das Denken auf Umweg äußert sich noch missduftiger, durch Perfidie des Ausdrucks.

*

Die Deutschen arbeiten jetzt an der Ausbildung ihrer Nationalität, kommen aber damit zu spät. Wenn

ſie dieſelbe fertig haben, wird das Nationalitätsweſen in der Welt aufgehört haben und ſie werden auch ihre Nationalität gleich wieder aufgeben müſſen, ohne wie Franzoſen oder Britten Nutzen davon gezogen zu haben.

*

Ich betrachtete den Dombau immer als ein Spielzeug; ich dachte: ein Rieſenkind, wie das deutſche Volk, bedarf ebenfalls eines ſo koloſſalen Spielzeugs wie der Kölner Dom iſt — aber jetzt denk' ich anders. Ich glaube nicht mehr, daſs das deutſche Volk ein Rieſenkind; jedenfalls iſt es kein Kind mehr, es iſt ein großer Junge, der viel natürliche Anlagen hat, aus dem aber doch nichts Ordentliches wird, wenn er nicht ernſthaft die Gegenwart benutzt und die Zukunft ins Auge faſſt. Wir haben keine Zeit mehr zum Spielen, oder die Träume der Vergangenheit auszubauen.

*

Politiſche Wetterfahnen.

Sie beſchwören Stürme und verlaſſen ſich auf ihre Beweglichkeit — ſie vergeſſen, daſs ihnen ihre Beweglichkeit Nichts helfen wird, wenn mal der Sturmwind den Thurm ſtürzt, worauf ſie ſtehen.

*

Demagogie, die heilige Allianz der Völker.

*

Wenn ich von Pöbel ſpreche, nehme ich davon aus: erſtens Alle, die im Adreſsbuch ſtehen, und zweitens Alle, die nicht drin ſtehen.

*

Die neubürgerliche Geſellſchaft will im Taumel der Vergnügungen haſtig den letzten Becher leeren, wie die altadlige vor 1789 — auch ſie hört ſchon im

Korridor die marmornen Tritte der neuen Götter, welche ohne anzuklopfen in den Festsaal eintreten werden und die Tische umstürzen.

*

Der junge Schweinehirt will als Reicher seine Schweine zu Pferde hüten — Diese Bankiers haben sich aufs hohe Pferd gesetzt und treiben noch immer das alte schmutzige Handwerk.

*

** liebt die Juden nicht. Als ich ihn darüber befragte, sagte er: „Sie sind schlecht ohne Grazie, flößen Abscheu ein gegen die Schlechtigkeit und schaden mir mehr als sie nutzen."

*

Auch Rothschild könnte eine Walhalla bauen — ein Pantheon aller Fürsten, die bei ihm Anlehen gemacht.

*

Die Hauptarmee der Feinde Rothschild's besteht aus Allen, die Nichts haben; sie denken Alle: was wir nicht haben, hat Rothschild. Hinzu fließt die Masse Derer, die ihr Vermögen verlieren; statt ihrer Dummheit diesen Verlust zuzuschreiben, glauben sie, die Pfiffigkeit Derer, die ihr Vermögen behalten, sei daran Schuld. So wie Einer kein Geld mehr hat, wird er Rothschild's Feind.

*

Der Kommunist, welcher mit Rothschild seine 300 Millionen theilen will; Dieser schickt ihm seinen Theil, 9 Sous — „Nun laß mich zufrieden!"

*

Die Kommunisten hegen einen achselzuckenden Widerwillen gegen Patriotismus, Ruhm und Krieg.

*

Nach den fetten Kühen kommen die magern, nach den mageren gar kein Fleiſch.

*

Ich will prophezeien: Ihr werdet einmal im Winter eine Revolution erleben, die wird ſchrecklicher als alle früheren ſein! Wenn das Blut im Schnee rinnt ....

*

Der Volksſtrom gleicht dem empörten Meere: die Wolken darüber geben ihm nur die Färbung, weiße Wellen (Müller und Brauer) dazwiſchen; Schriftſteller färben mit dem Wort die vorhandenen Empörungselemente.

*

Eine Aſſociation der Ideen, in dem Sinne, wie Aſſociation in der Induſtrie, z. B. Verbündung philoſophiſcher Gedanken mit ſtaatswirthſchaftlichen, würde überraſchende neue Reſultate ergeben.

*

Das alte Märchen der drei Brüder realiſirt ſich. Der eine läuft hundert Meilen in einigen Stunden, der andere ſieht hundert Meilen weit, der dritte ſchießt ſo weit, der vierte bläſt Armeen fort — Eiſenbahn, Fernrohr, Kanonen, Pulver oder Preſſe.

*

Place de la concorde.

Ich möchte wiſſen, wenn man auf dieſen Ort ſäet, ob Korn wachſen wird?

*

Die Hinrichtungen in Maſſe auf dem Grèveplatze und dem Platze Ludwig's XV. waren ein argu-

mentum ad hominem: Jeder konnte hier sehen, daſs das adlige Blut nicht schöner war, als das Bürgerlicher. Der wahnsinnige Bürger, der jeder Exekution beiwohnt, wie einem pratischen Experimente zum Beweis der idealen Theore.

*

Vision.

Der Platz Ludwig's XVI. — Eine Leiche, der Kopf dabei, der Arzt macht Versuche, ob er wieder zusammen zu heilen, schüttelt das Haupt: „Unmöglich!" und geht seufzend fort — Höflinge versuchen das todte Haupt fest zu binden, es fällt aber immer herunter.

Wenn ein König den Kopf verloren, ist ihm nicht mehr zu helfen.

*

Der Wahnsinnige will nicht in den Tuilerien spazieren gehn; er sieht die Bäume zwar schön grün, aber die Wurzeln in der Erde blutroth.

*

Je näher die Leute bei Napoleon standen, desto mehr bewunderten sie ihn — bei sonstigen Helden ist das Umgekehrte der Fall.

*

Napoleon war nicht von dem Holz, woraus man die Könige macht — er war von jenem Marmor, woraus man Götter macht.

*

Napoleon hasst die Boutiquiers und die Advokaten — er mitrailliert Jene und jagt Diese zum Tempel hinaus. Sie unterwerfen sich, aber sie hassen ihn

(sie glauben die Revolution für sich gemacht zu haben, und Napoleon benutzt sie für sich und für das Volk). Sie sehen die Restauration mit Vergnügen.

* *

Der Kaiser war keusch wie Eisen.

Seine Feinde die Nebelgespenster, die des Nachts die Vendomesäule umtanzen und hinein beißen.

*

Sie schimpfen auf ihn, aber doch immer mit einem gewissen Respekt — während sie mit der rechten Hand Koth auf ihn werfen, halten sie in der linken den Hut.

*

Die Verfertiger des Code Napoléon hatten glücklicherweise in Revolutionszeiten gelebt, wo sie die Leidenschaften und höchsten Lebensfragen mitfühlen lernten.

*

Eine Nation kann nicht regeneriert werden, wenn ihre Regierung keine hohe moralische Kraft zeigt. Diese Kraft regeneriert. Daher war die fünfzehnjährige Regierung Napoleon's nothwendig — er heilte durch Feuer und Eisen die kranke Nation, seine Regierung war eine Kurzeit. Er war der Moses der Franzosen; wie Dieser sein Volk durch die Wüste herumzieht, um es durch diese Kurzeit zu heilen, so trieb er die Franzosen durch Europa. — Dieser Regirung steht die Partei der Pourris gegenüber als Opposition, und zu ihr gehörte Frau von Staël. Ihre Koterie ist geistreich, witzig, liebenswürdig — aber faul: Talleyrand, der Doyen der Putrifikation, der Nestor der Lüge, le parjure des deux siècles. Chateaubriand — wir ehren, wir lieben ihn, aber

er ist le grand inconséquent, ein unsterblicher Dupe, ein Dichter, ein Pilger mit einer Flasche Jordanwasser, eine wandelnde Elegie, un ésprit d'outre tombe, aber kein Mann. Ihre andern Freunde einige Edelleute des edlen Faubourg, ritterliche Schatten, liebenswürdig, aber krank, leidend, ohnmächtig. Benjamin Constant war der Beste, und Der hat noch auf dem Todbette Geld genommen von Ludwig Philipp!

*

Le style c'est l'homme — c'est aussi la femme! Frau von Staël's Unwahrheit: ein ganzes Ratelier unwahrer Gedanken und Redeblumen, welche bösen Dünsten gleichen. — Sie rühmt Wellington, ce héros de cuir avec un coeur de bois et un cerveau de papier-maché!

Frau von Staël war eine Schweizerin. Die Schweizer haben Gefühle, so erhaben wie ihre Berge, aber ihre Ansichten der Gesellschaft sind so eng wie ihre Thäler.

Ihr Verhältnis zu Napoleon: sie wollte dem Cäsar geben, was des Cäsars war; als Dieser aber Dessen nicht wollte, frondierte sie ihn, gab sie Gott das Doppelte.

Sie hatte keinen Witz, sie beging den Unsinn, Napoleon einen Robespierre zu Pferde zu nennen. Robespierre war nur ein aktiver Rousseau, wie Frau von Staël ein passiver Rousseou, und man könnte sie selber viel eher einen Robespierre in Weibskleidern nennen.

Überall spricht sie Religion und Moral — nirgends aber sagt sie, was sie darunter versteht.

Sie spricht von unserer Ehrlichkeit und unserer

Tugend und unserer Geistesbildung — sie hat unsere Zuchthäuser, unsere Bordelle und unsere Kasernen nicht gesehen, sie sah nicht unsere Buchhändler, unsere Clauren, unsere Leutnants.

*

Pozzo di Borgo und Stein — saubere Helden! Der Eine ein Renegat, der für ein paar Rubel sein Vaterland, seine Freunde und sein eignes Herz verkaufte, der Andere ein hochnasiger Krautjunker, der unter dem Mantel des Patriotismus den Wappenrock der Vergangenheit verbarg — Verrath und Haß.

*

Man weiß nicht, warum unsere Fürsten so alt werden — sie fürchten sich zu sterben, sie fürchten in der anderen Welt den Napoleon wieder zu finden.

*

Wie im Homer die Helden auf dem Schlachtfeld ihre Rüstungen, so tauschten die Völker dort ihre Haut: die Franzosen zogen unsre Bärenhaut, wir ihre Affenhaut an. Jene thun nun gravitätisch, wir klettern auf Bäume. Jene schelten uns Voltairianer — seid ruhig, wir haben nur eure Haut an, wir sind doch Bären im Herzen.

*

Was man nicht erlebt in unserer Wunderzeit! sogar die Bourbonen werden Eroberer!

*

Das Volk von Paris hat die Welt befreit, und nicht mal ein Trinkgeld dafür angenommen.

*

Ja, wieder errang sich Paris den höchsten Ruhm. Aber die Götter, neidisch ob der Größe der Menschen,

suchen sie herabzudrücken, demüthigen sie, durch erbärmliche Ereignisse zum Beispiel.

*

Die Presse gleicht jenem fabelhaften Baume: genießt man die Frucht, so erkrankt man; genießt man die Blätter, so genest man von dieser Krankheit, und umgekehrt. So ist es mit der Lektüre der legitimistischen und der republikanischen Blätter in Frankreich.

*

Die französischen Journale tragen sämmtlich eine ganz bestimmte Parteifarbe; sie weisen jeden Artikel zurück, der sich nicht mit den augenblicklichen Tagesinteressen, den sogenannten Aktualitäten, beschäftigt. — In Deutschland ist just das Gegentheil der Fall, und wenn ich auch zuweilen darüber lächeln muss, dass die deutschen Blätter so viele Gegenstände, die mit den zeitlichen Landesfragen in keiner entferntesten Berührung stehen, so gründlich behandeln, z. B. die chinesischen oder ostindischen Kulturbezüge: so muss ich dennoch mich freuen über diesen Kosmopolitismus der deutschen Presse, die sich selbst für die abenteuerlichsten Nöthen auf dieser Erde interessiert und alle menschenthümlichen Besprechungen so gastlich aufnimmt! (Vgl. H. Heine's Werke, Bd. IX, S. 100.)

*

Lafayette.

Die Welt wundert sich, dass einmal ein ehrlicher Mann gelebt — die Stelle bleibt vakant.

*

Der Engländer, welcher van Amburgh nachstreift, allen seinen Vorstellungen beiwohnt, überzeugt, dass

der Löwe ihn doch am Ende zerreißt, und dieses Schauspiel durchaus betrachten will, gleicht dem Historiker, der in Paris darauf wartet, bis das französische Volk endlich den Ludwig Philipp zerreißt, und der nun diesen Löwen inzwischen täglich beobachtet.

*

Wenn ein Prix Monthyon für Könige gestiftet würde, so wäre Ludwig Philipp der beste Kandidat! Unter ihm herrschte Glück und Freiheit — er war der Roi d'Yvetot der Freiheit.

*

Guizot ist kein Engländer, sondern ein Schotte, er ist Puritaner, aber für sich, weil's sein Naturell. Da er aber die entgegengesetztesten Naturen begreift, ist er tolerant selbst gegen die Frivolität.

Die hervorragendste Eigenschaft ist sein Stolz: Wenn er in den Himmel zum lieben Gott kömmt, wird er Diesem ein Kompliment darübrr machen, daſs er ihn so gut erschaffen.

*

Durch die Eisenbahnen werden plötzliche Vermögenswechsel herbei geführt. Dieses ist in Frankreich gefährlicher, als in Deutschland. Deshalb geht die Regierung mit Scheu an die Eisenbahnen.

*

Nicht der Vortrefflichkeit ihrer Lehre wegen, sondern wegen der Vulgarität derselben, und weil die große Menge unfähig ist eine höhere Doktrin zu fassen, glaube ich, daſs die Republikaner, zunächst in Frankreich, allmählich die Oberhand gewinnen und für einige Zeit ihr Regiment befestigen werden. Ich sage: für einige Zeit, denn jene plebejischen Republiken, wie unsere Radikalen sie träumen, können sie nicht

lange halten. . . . Indem wir mit Gewissheit ihre kurze Dauer voraus sehen, trösten wir uns ob der Fortschritte des Republikanismus. Er ist vielleicht eine nothwendige Übergangsform, und wir wollen ihm gern den verdrießlich eingepuppten Raupenzustand verzeihen, in der Hoffnung, dass der Schmetterling, der einst daraus hervorbricht, desto farbenreicher beflügelt seine Schwingen entfalten und im süßen Sonnenlichte mit allen Lebensblumen spielen wird! — Wir sollten euch eigentlich wie griesgrämige Väter behandeln, deren zugeknöpft pedantisches Wesen zwar unbequem für weltlustige Söhne, aber dennoch nützlich ist für deren künftiges Etablissement. Aus Pietät, wenn nicht schon aus Politik, sollten wir daher nur mit einer gewissen Zurückhaltung über jene trüben Käuze unserer Glossen aussprechen Wir wollen euch sogar ehren, wo nicht gar unterstützen, nur verlangt nicht zu Viel, und werdet keine Brutusse an uns, wenn etwa eure allzu einfache Suppen uns nicht munden und wenn wir manchmal zurück schmachten nach der Küche der Tarquinier!

Sonderbar! wir wiegen und trösten uns mit dieser Hypothese von einer kurzen Dauer des republikanischen Regimentes in derselben Weise, wie jene greisen Anhänger des alten Regimes, die aus Verzweiflung über die Gegenwart nur in dem Siege der Republikaner ihr Heil sehen, und um Heinrich V. auf den Thron zu bringen, mit Todesverachtung die Marseillaise anstimmen . . .

Où allez vous, monsieur l'abbé?
Vous allez vous casser le nez!

(Vgl. Heine's Werke, Bd. XII, S. 259.)

*

Für die Güte der Republik könnte man denselben Beweis anführen, den Boccaccio für die Religion anführt: sie besteht trotz ihrer Beamten.

*

Der geheime Haſs der höchſten Republikbeamten gegen die Republik gleicht dem geheimen Haſſe der vornehmen Römer, die als Biſchöfe und Prälaten ihre alte Auctoritas fortſetzen muſſten.

*

Die Franzoſen ſind ſicherer im Umgang, eben weil ſie poſitiv und traumlos — der träumende Deutſche ſchneidet dir eines Morgens ein finſteres Geſicht, weil ihm geträumt, du hätteſt ihn beleidigt, oder ſein Großvater hätte von dem deinigen einen Fußtritt bekommen.

*

Die Franzoſen ſind allem Traumweſen ſo entgegen geſetzt, daſs man ſelbſt von ihnen nie träumt, ſondern nur von Deutſchen.

*

Die Deutſchen werden nicht beſſer im Ausland, wie das exportierte Bier.

*

Unter den hier lebenden kleinen Propheten ſind wenige Deutſche — die meiſten kommen nach Frankreich, um zu zeigen, daſs ſie auch in der Fremde keine Propheten ſind.

*

Das junge Mädchen ſagte: „Der Herr muſs ſehr reich ſein, denn er iſt ſehr häßlich.“ Das Publikum urtheilt in derſelben Weiſe: „Der Mann muſs ſehr

gelehrt sein, denn er ist sehr langweilig" Daher der Succeſs vieler Deutschen in Paris.

*

Es scheint die Mission der Deutschen in Paris zu sein, mich vor Heimweh zu bewahren.

*

Wie im Schattenspiel ziehen die durchreisenden Deutschen mir hier vorbei, Keiner entwickelt sich.

*

Gefährliche Deutsche! Sie ziehen plötzlich ein Gedicht aus der Tasche oder beginnen ein Gespräch über Philosophie.

*

Deutsche und französische Frauen.

Die deutschen Öfen wärmen besser als die französischen Kamine, aber daſs man hier das Feuer lodern sieht, ist angenehmer; ein freudiger Anblick, aber Frost im Rücken — Deutscher Ofen, wie wärmst du treu und scheinlos!

*

Eine Allianz zwischen Frankreich und Rußland hätte, bei der Affinität beider Länder, nichts so gar Unnatürliches. In beiden Ländern herrscht der Geist der Revolution: hier in der Masse, dort koncentriert in einer Person; hier in republikanischen, dort in absolutistischen Formen; hier die Freiheit, dort die Civilisation im Auge haltend; hier idealen Principien, dort der praktischen Nothwendigkeit huldigend, an beiden Orten aber revolutionär agierend gegen die Vergangenheit, die sie verachten, ja hassen. Die Schere, welche die Bärte der Juden in Polen abschneiden, ist dieselbe, womit in der Konciergerie dem Ludwig Capet die Haare abgeschnitten wurden, es ist

die Schere der Revolution, ihre Censurschere, womit sie nicht einzelne Phrasen oder Artikel, sondern den ganzen Menschen, ganze Zünfte, ja ganze Völker aus dem Buche des Lebens schneidet. Niklas war gegen Frankreich, weil dieses seiner Regierungsform, dem Absolutismus, propagandistisch gefährlich war, nicht seinen Regierungsprincipien; ihm missfiel an Ludwig Philipp das beschränkt Bürgerkönigliche, das ihm eine Parodie der wahren Königsherrlichkeit dünkte, aber dieser Unmuth weicht in Kriegsfällen vor der Nothwendigkeit, die ihm das höchste Gesetz — die Zaren unterwerfen sich demselben immer, und müssen sie dabei auch ihre persönlichen Sympathien opfern. Das ist ihre Force, sie sind deshalb immer so stark, und ist Einer schwach, so stirbt er bald an der Familienkrankheit und macht einem Stärkeren Platz.

Richtig beobachtete Custine ihre Gleichgültigkeit gegen die Vergangenheit, gegen das Alterthümliche. Er bemerkte auch richtig den Zug der Raillerie bei den Vornehmen; diese muß auch im Zar ihre Spitze finden: von seiner Höhe sieht er den Kontrast der kleinen Verhältnisse mit den großen Phrasen, und im Bewusstsein seiner kolossalen Macht muss er jede Phraseologie bis zur Persifflage verachten. (Der Marquis verstand Das nicht.) Wie kläglich müssen ihm die chevalerésken Polen erscheinen, diese Leichen des Mittelalters mit modernen Phrasen im Munde, die sie nicht verstehen; er will sie zu Russen machen, zu etwas Lebendigem: auch die Mumien, die Juden, will er beleben; und was sind die gemeinen Russen, als zweibeiniges Vieh, das er zu Menschen heran knutet? Sein Wille ist edel, wie schrecklich immer seine Mittel sind.

*

In Rußland zeigt sich die Tendenz, die Einheit der Autorität durch politische, nationale und sogar religiöse Gleichheit zu stärken. Die Autorität, geübt durch die höchste Intelligenz, verfährt terroristisch gegen sich selbst, jede Schwäche von sich ausscheidend: Peter III. stirbt, Paul stirbt, Konstantin tritt ab, und eine Reihe der ausgezeichnetsten Herrscher tritt auf seit Peter I., z. B. Katharina II., Alexander, Nikolaus. Die Revolution trägt hier eine Krone und ist gegen sich selbst so unerbittlich, wie es das Comité du salut public nur jemals sein konnte.

*

Nikolaus ist, so zu sagen, ein Erbdiktator. Er zeigt die vollständige Gleichgiltigkeit gegen das Herkömmliche, das Verjährte, das Geschichtliche.

*

Es war grausam von den Russen, den polnischen Juden das Schubbez zu nehmen — sie brauchten kein Hemd darunter zu tragen, es war so bequem zum Kratzen! — und die Bärte — die Hauptsache war: er selber ging so hinterher! — und die Prajes, die heiligen Schlaflocken, ihren einzigen Stolz!

*

Wir sollen uns jetzt auf Rußland stützen, auf den Stock, womit wir einst geprügelt worden!

V. Frauen, Liebe und Ehe.

Wo das Weib aufhört, fängt der ſchlechte Mann an.

*

Wenn ich Weltgeſchichte leſe, und irgend eine That oder Erſcheinung mich frappiert, ſo möchte ich manchmal das Weib ſehen, das als geheime Triebfeder dahinter ſteckt (als Agens mittel- oder unmittelbar) — Die Weiber regieren, obgleich der „Moniteur" nur Männernamen verzeichnet — ſie machen Geſchichte, obgleich der Hiſtoriker nur Männernamen kennt — Herodot's Anfang iſt ingenios.

*

Bei der Erklärung der Liebe muſs ein phyſikaliſches Phänomen, oder ein hiſtoriſches Faktum angenommen werden. Iſt es Sympathie, wie der dumme Magnet das rohe Eiſen anzieht? Oder iſt eine Vorgeſchichte vorhanden, deren dunkles Bewuſſtſein uns blieb und in unerklärlicher Anziehung und Abſtoßung ſich ausſpricht?

*

In der Jugend iſt die Liebe ſtürmiſcher, aber nicht ſo ſtark, ſo allmächtig wie ſpäter. Auch iſt ſie in der

Jugend nicht so dauernd, denn der Leib liebt mit, lechzt nach leiblichen Offenbarungen in der Liebe, und leiht der Seele allen Ungestüm seines Blutes, die Überfülle seiner Sehnenkraft. Später, wo diese aufhört, wo das Blut langsamer in den Adern sintert, wo der Leib nicht mehr verliebt ist, liebt die Seele ganz allein, die unsterbliche Seele, und da ihr die Ewigkeit zu Gebote steht, da sie nicht so gebrechlich ist, wie der Leib, nimmt sie sich Zeit und liebt nicht mehr so stürmisch, aber dauernder, noch abgrundtiefer, noch übermenschlicher.

*

Daß der Gatte Xanthippe's ein so großer Philosoph geworden, ist merkwürdig. Während allem Gezänk noch denken! Aber schreiben konnte er nicht, Das war unmöglich: Sokrates hat kein einziges Buch hinterlassen.

*

Wie viel höher steht die Frau bei Moses, als bei den anderen Orientalen, oder als noch bis auf den heutigen Tag bei den Mahomedanern! Diese sagen bestimmt, daß die Frau nicht einmal ins Paradies kommt; Mahomed hat sie davon ausgeschlossen. Glaubte er etwa, daß das Paradies kein Paradies mehr sei, wenn Jeder seine Frau dort wiederfände?

*

Jeder, wer heirathet, ist wie der Doge, der sich mit dem adriatischen Meere vermählt — er weiß nicht, was drin, was er heirathet: Schätze, Perlen, Ungethüme, unbekannte Stürme.

*

Die Musik beim Hochzeitsgeleite erinnert mich immer an die Musik bei in die Schlacht ziehenden Soldaten.

*

Die deutschen Frauen sind gefährlich wegen ihrer Tagebücher, die der Mann finden kann.

*

Die deutsche Ehe ist keine wahre Ehe. Der Ehemann hat keine Ehefrau, sondern eine Magd, und lebt sein isoliertes Hagestolzleben im Geiste fort, selbst im Kreis der Familie. Ich will darum nicht sagen, dass er der Herr sei, im Gegentheil er ist zuweilen nur der Bediente seiner Magd, und den Servilismus verleugnet er auch im Hause nicht.

VI. Vermischte Einfälle.

Weise erdenken die neuen Gedanken, und Narren verbreiten sie.

*

Neben dem Denker ein prosaischer Mensch, der ruhig sein Geschäft treibt — neben jeder Krippe worin ein Heiland, eine welterlösende Idee, den Tag erblickt, steht auch ein Ochse, der ruhig frisst.

*

Kadmus bringt die phönicische Buchstabenschrift, die Schriftkunst, nach Griechenland — diese sind die Drachenzähne, die er gesäet; die avocierten geharnischten Männer zerstören sich wechselseitig.

*

Es giebt hohe Geister, die über alle materielle Herrlichkeit erhaben sind und den Thron nur für einen

Stuhl ansehen, der bedeckt mit rothem Sammet — Es giebt niedere Geister, denen alles Ideale unbedeutend dünkt und denen der Pranger nur ein Halsband von Eisen ist. Sie haben keine Scheu vor der eisernen Kravatte, wenn sie nur dadurch ein Publikum um sich versammeln können; diesem imponieren sie durch Frechheit, welche durch die Routine der Schande erlangt worden.

*

Die Zeit übt einen mildernden Einfluß auf unsre Gesinnung, durch beständige Beschäftigung mit dem Gegensatz. Der Garde municipal, welcher den Kankan überwacht, findet denselben am Ende gar nicht mehr so unanständig und möchte wohl gar mittanzen. Der Protestant sieht nach langer Polemik mit dem Katholicismus ihn nicht mehr für so greuelhaft an, und hörte vielleicht nicht ungern eine Messe.

*

Wir begreifen die Ruinen nicht eher, als bis wir selbst Ruinen sind.

*

De mortuis nil nisi bene — man soll von den Lebenden nur Böses reden.

*

Kourtoisie.

Wenn man einen König prügelt, muss man zu gleich aus Leibeskräften „Es lebe der König!" rufen.

*

Es giebt Leute, welche den Vogel ganz genau

zu kennen glauben, weil sie das Ei gesehen, woraus er hervorgekrochen.

*

Der Giftbereiter muſs gläserne Handschuh anziehen.

*

Ein Talent können wir nach einer einzigen Manifestation anerkennen — für die Anerkennung eines Charakters bedürfen wir aber eines langen Zeitraumes und beständiger Öffentlichkeit. „Vor seinem Tode", sagt Solon, „ist Niemand glücklich zu schätzen" — und wir dürfen auch sagen: Vor seinem Tode ist Niemand als Charakter zu preisen. Herr * * ist noch jung und es bleibt ihm Zeit genug zu künftigen Schuftereien — wartet nur einige Jährchen, er tauft sich in der * * kirche, er wird der Advokat für Schelmenstreiche — vielleicht aber hat er schon die Muße dazu angewendet, und wir kennen nur seine Thaten nicht, wegen seiner obskuren Weltstellung.

*

Wie kommt es, daſs der Reichthum seinem Besitzer eher Unglück bringt als Glück, wo nicht gar das furchtbarste Verderben? Die uralten Mythen vom goldnen Flies und vom Niblungshort sind sehr bedeutungsvoll. Das Gold ist ein Talisman, worin Dämonen hausen, die alle unsre Wünsche erfüllen, aber uns dennoch gram sind ob des knechtischen Gehorsams, womit sie uns dienen müssen, und diesen Zwang tränken sie uns ein durch geheime Tücke, indem sie eben die Erfüllung unserer Wünsche zu unserem Unheil verkehren und uns daraus alle möglichen Nöthen bereiten.

*

Wie die Theater mehrmals abbrennen müssen, ehe sie als ganz prachtvoll gebaut hervorsteigen, wie ein Phönix aus der Asche, so gewisse Bankiers. Jetzt glänzt das Haus * *, nachdem es drei bis vier Mal falliert, am glänzendsten. Nach jedem Brande erhob es sich prunkvoller — die Gläubiger waren nicht versassekuriert.

*

„Gebe Gotte, was Gottes, dem Cäsar, was des Cäsars ist!" — Aber das gilt nur vom Geben, nicht vom Nehmen.

*

Wie vernünftige Menschen oft sehr dumm sind, so sind die Dummen manchmal sehr gescheit.

*

Ich las das langweilige Buch, schlief drüber ein, im Schlafe träumte ich weiter zu lesen, erwachte vor Langeweile, und Das dreimal.

*

Fräulein * * bemerkt, daß der Anfang der Bücher immer so langweilig, erst in der Mitte amüsiere man sich, man sollte Jemand dafür haben, der für uns die Bücher zu lesen anfängt, wie man Stickerinnen dafür bezahlt, daß sie die Teppiche anfangen zu brodieren.

*

Die schöne junge * * heirathet den alten A. Der Hunger trieb sie dazu — sie hatte zu wählen zwischen ihm und dem Tod, der noch magerer und noch grauenhafter. A., sei stolz darauf, daß sie deinem Skelett den Vorzug gab!

*

Wenn das Laster so großartig, wird es minder

empörend. Die Engländerin, die sonst eine Scheu vor nackten Statuen hatte, war beim Anblick eines ungeheuren Herkules minder choquiert: „Bei solchen Dimensionen scheint mir die Sache nicht mehr so unanständig."

*

In Hamburg hat man die Steuern erhöht wegen der Entfestigung und der Promenaden, die sehr schön sind, wie sich denn Hamburg überhaupt gern ein schönes Äußere geben will, und Promenaden anlegt, damit Der, welcher im Innern der Stadt Nichts mehr zu essen hat, während der Mittagsstunden eine Promenade um die Stadt machen kann; — auch Bänke zum Lesen, z. B. eines Kochbuchs, und elegische Trauerweiden.

*

Philologie in Handelsstädten.

Handwerker oder Philologe soll man werden — man wird zu allen Zeiten Hosen brauchen, und es wird immer Schulknaben geben, welche Deklinationen und Konjugationen gebrauchen.

*

Die Brittinnen tanzen, als wenn sie auf Eseln ritten.

*

Die Affen sehen auf die Menschen herab, wie auf eine Entartung ihrer Race, so wie die Holländer das Deutsche für verdorbenes Holländisch erklären.

*

E. ist mehr ein Freund der Gedanken als der Menschen. Er hat Etwas von Abelard — hat er seine Heloise gefunden.

*

** gehört zu jenen Engeln, die Jakob im Traume gesehen und die eine Leiter nöthig hatten, um vom Himmel auf die Erde herab zu steigen — ihre Flügel sind nicht stark genug.

*

Ehe ** Mystiker wurde, war er ein schlichter verständiger Mensch.

*

Wie Mahomed nur ein Kameeltreiber war, ehe ihn der Engel zum Propheten erleuchtete, so war ** zwar nicht ein Kameeltreiber, aber ein Kameel selbst, ehe ihm das neue Licht gekommen.

*

Der Autor hält sich ängstlich in dem Kreis des Kirchenglaubens, er kennt die Schreckniſse, die außerhalb desselben die begabtesten Geister überwältigt. Er gleicht dem Zauberer, der nicht den Kreis zu überschreiten wagt, wo er sich selbstwillig gebannt und sicher ist.

*

Man nennt ** ein zweiten Duprez — man wird bald Herrn Duprez einen zweiten ** nennen, so schlecht singt er schon.

*

Ob sie tugendhaft war, weiß ich nicht; aber sie war immer häſslich, und Häſslichkeit bei einem Weibe ist schon der halbe Weg zur Tugend.

*

Im Dorfe war ein Ochs, der so alt war, daſs er endlich kindisch ward, und als man ihn schlachtete, schmeckte sein Fleisch wie bejahrtes Kalbfleisch.

*

Sonne und Mond sind die Fußschemel Gottes, ihm die alternden Füße zu wärmen. Der Himmel ist seine grauwollene Jacke, mit Sternen gestickt.

*

Mr. Colombe, entdecken Sie uns noch eine neue Welt!

Mlle. Thais, stecken Sie noch ein Persepolis in Brand!

Mr. Jesus Christ, lassen Sie sich nochmals kreuzigen!

*

Gefährlicher Gedanke.

Ich hatte ihn out-side of a stage-coach.

*

Da und da hatte ich einen großen Gedanken, hab' ihn aber vergessen. Was mag es wohl sein? Ich plage mich mit Errathen.

*

Der Diamant könnte sich Etwas drauf einbilden, wenn ihn ein Dichter mit einem Menschenherzen vergliche.

*

Nach der Erzählung einer edlen That, der Ausruf: Größer als alle Pyramiden, als der Himalaya, als alle Wälder und Meere, ist das menschliche Herz — es ist herrlicher als die Sonne und der Mond und alle Sterne, strahlender und blühender — es ist unendlich in seiner Liebe, unendlich wie die Gottheit, es ist die Gottheit selbst.

VII. Bilder und Farbenstriche.

Die alte Harfe liegt im hohen Gras. Der Harfner ist gestorben. Die talentvollen Affen kommen herab von den Bäumen und klimpern drauf — die Eule sitzt mürrisch recensirend — die Nachtigall singt der Rose ihr Lied; sobald es ganz dunkel wird, überwältigt sie die Liebe und sie stürzt auf den Rosenstrauch und zerrissen von den Dornen verblutet sie — Der Mond geht auf — der Nachtwind säuselt in den Saiten der Harfe — die Affen glauben, es sei der todte Harfner, und entfliehen.

(Vrgl. Heine's Werke, Bd. II, S. 33.)

*

Traum Metternich's: Er sieht sich im Sarg mit einer rothen Jakobinermütze.

Traum Rothschild's: Er träumt, er habe 100,000 Franks den Armen gegeben und wird krank davon.

*

Bild.

Haushalt Joseph's und Maria's. Ersterer sitzt an der Wiege des Kindes und schaukelt es, singt auch Eiapopeia — Prosa. Maria sitzt am Fenster zwischen Blumen und streichelt ihre Taube.

*

Zur „Himmelfahrt."

Der Direktor zeigt mir sein Kuriositätenkabinett, z. B. der erste Zahn von Ahasverus.

Die kleinen Engel, welche rauchen.

*

Ein blinder Charlatan auf dem Markte verkauft Augenwasser, das gegen Blindheit schützt. Er hat selbst nicht dran geglaubt und ist blind geworden. Tragische Schilderung der Blindheit.

*

Die wahnsinnige Jüdin, die das Jahrzeitlämpchen des Kindes wiegt.

*

Eindruck bei der Rückkehr in Deutschland.

Zuerst das weiße Haar — Weiß giebt immer die Idee des Märchenhaften, Gespenstischen, des Visionären: weiße Schatten, Puder, Todtenlaken.

Die Korpulenz — dicke Gespenster, weit unheimlicher als dünne.

Kirchhof, wo geliebte Gräber.

Bei dem ersten „Werda!" ruf' ich: Alle guten Geister loben Gott.

*

In den Flaschen sehe ich Greuel, die ihr Inhalt erzeugen wird — ich glaube im Naturalienkabinett Flaschen mit Missgeburten, Schlangen und Embryos zu sehen.

*

Der Engländer, der mit seiner Miß immer an den Badestrand geht, damit der Anblick der nackten Männer sie gegen Sinnlichkeit abstumpfe.

*

Die Parabel vom Schauspieler. Der Hund, der Esel: „Du sollst bellen, du sollst Stroh fressen!" — Der arme **, er bellt schon!

*

Calmonius.

Seine Sucht nach Ordensbändern, dieser nagende Bandwurm seiner Seele. Sein Leib laboriert an einem minder lächerlichen Bandwurme.

*

Wenn ** wiederkommt, die Grisetten werden ihn zerreißen, wie die thraktischen Weiber seinen Kollegen, den Orpheus.

*

Fanny Elsler, die Tänzerin beider Welten.

*

Tragödienkritik, wo angenommen wird, der Held wolle ganz etwas Anderes, als er sagt. Durchführung des Verschweigens.

*

Die Hoffnung ist eine schöne Jungfrau mit kindlichem Gesicht, aber welken Brüsten, woran ....

*

Ich finde in einem einsamen Gärtchen eine Rose, die allerlei Erinnerungen weckt — ihr Mund en coeur, ihr ganzes graciöses Wesen, ihr Leichtsinn, ihre Innigkeit.

*

Ihr Lächeln, wie ein strahlendes Netz, sie warf es aus und meine Seele verfing sich darin, und zappelt in den holden Maschen, wie ein Fisch, seit Jahren.

*

Ein gefühlvoll, helles Auge, ruhige sinnreiche Lippen — eine schöne, lächelnde Blume, eine — tiefsinnige Stimme.

*

Ein süßlich, zerquetschtes, eingemachtes Gesicht mit ängstlich kleinlichen Augen.

*

Ein lächelnder Gang.

*

Er sprudelte von Dummheit.

*

Ein Gesicht wie ein Fötus in Weingeist.

*

Eine Dame, welche schon anfing, nicht mehr jung zu sein.

*

Sie blinzelte mit den Augen wie eine Schildwache, der die Sonne ins Gesicht scheint.

*

Sie schrieb anonyme Briefe, unterschrieben: „Eine schöne Seele."

*

Er lobt sich so stark, da dies Räucherkerzchen im Preise steigen.

*

Er hat es in der Ignoranz am weitesten gebracht.

*

Was ** betrifft, so sagt man, daſs er von mehreren Juden abstamme.

*

Ein fetter Mastbritte.

*

Schön gekämmte, frisierte Gedanken.

*

Es steigt herab die große Nacht mit ihren kühnen Sternen.

*

Ich sah einen Wolf, der leckte an einem gelben Stern, bis seine Zunge blutete.

*

Den Mond, dessen Glanz bleich und fahl war, umgab eine Masse gelblicher Wolken, ähnlich dem bleifarbenen Ringe, welcher Augen, die viel von Thränen benetzt werden, zu umsäumen pflegt.

* *

Die Felsen, minder hart als Menschenherzen, die ich vergebens anflehte, öffnen sich und der schmerzlindernde Quell rieselt hervor.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig

H. Heine's

sämmtliche Werke.

Heinrich Heine's

sämmtliche Werke.

Vierzehnter Band.

Vermiſchte Schriften. Zweiter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1874.

Vermiſchte Schriften

von

Heinrich Heine.

Zweiter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1874.

Inhalt.

Seite

Vorwort des Herausgebers VII

Vermischte Schriften.

Einleitung zu „Kahldorf über den Adel" 3
Vorrede zum ersten Bande des „Salon" 31
Ueber den Denuncianten 49
Der Schwabenspiegel 81
Einleitung zur Prachtausgabe des „Don Quixote" . . 109
Vorwort zu A. Weill's „Sittengemälden aus dem elsäs-
sischen Volksleben" 147
Thomas Reynolds 155
Ludwig Marcus. Denkworte 179
Geständnisse 207

Inhalt.

Seite

Vorwort des Herausgebers VII

Vermischte Schriften.

Einleitung zu „Kahldorf über den Adel" 3
Vorrede zum ersten Bande des „Salon" 31
Ueber den Denuncianten 49
Der Schwabenspiegel 81
Einleitung zur Prachtausgabe des „Don Quixote" . . 109
Vorwort zu A. Weill's „Sittengemälden aus dem elsässischen Volksleben" 147
Thomas Reynolds 155
Ludwig Marcus. Denkworte 179
Geständnisse 207

Vermiſchte Schriften.

Einleitung

zu

„Kahldorf über den Adel,

in Briefen an den Grafen M. von Moltke."

(1831.)

Der galliſche Hahn hat jetzt zum zweiten Male gekräht, und auch in Deutſchland wird es Tag. In entlegene Klöſter, Schlöſſer, Hauſeſtädte und dergleichen letzte Schlupfwinkel des Mittelalters flüchten ſich die unheimlichen Schatten und Geſpenſter, die Sonnenſtrahlen blitzen, wir reiben uns die Augen, das holde Licht dringt uns ins Herz, das wache Leben umrauſcht uns, wir ſind erſtaunt, wir befragen einander: — Was thaten wir in der vergangenen Nacht?

Nun ja, wir träumten in unſerer deutſchen Weiſe, d. h. wir philoſophierten. Zwar nicht über die Dinge, die uns zunächſt betrafen oder zunächſt paſſierten, ſondern wir philoſophierten über die Realität der Dinge an und für ſich, über die letzten Gründe der Dinge and ähnliche metaphyſiſche

und transcendentale Träume, wobei uns der Mordspektakel der westlichen Nachbarschaft zuweilen recht störsam wurde, ja sogar recht verdrießlich, da nicht selten die französischen Flintenkugeln in unsere philosophischen Systeme hineinpfiffen und ganze Fetzen davon fortfegten.

Seltsam ist es, dass das praktische Treiben unserer Nachbaren jenseits des Rheins dennoch eine eigene Wahlverwandtschaft hatte mit unserem philosophischen Träumen im geruhsamen Deutschland. Man vergleiche nur die Geschichte der französischen Revolution mit der Geschichte der deutschen Philosophie, und man sollte glauben: die Franzosen, denen so viel' wirkliche Geschäfte oblagen, wobei sie durchaus wach bleiben mussten, hätten uns Deutsche ersucht, unterdessen für sie zu schlafen und zu träumen, und unsere deutsche Philosophie sei nichts Anders, als der Traum der französischen Revolution. So hatten wir den Bruch mit dem Bestehenden und der Überlieferung im Reiche des Gedankens, eben so wie die Franzosen im Gebiete der Gesellschaft, um die Kritik der reinen Vernunft sammelten sich unsere philosophischen Jakobiner, die Nichts gelten ließen, als was jener Kritik Stand hielt, Kant war unser Robespierre. — Nachher kam Fichte mit seinem Ich, der Napoleon der Philosophie, die höchste

Liebe und der höchste Egoismus, die Alleinherrschaft des Gedankens, der souveräne Wille, der ein schnelles Universalreich improvisierte, das eben so schnell wieder verschwand, der despotische, schauerlich einsame Idealismus. — Unter seinem konsequenten Tritte erseufzten die geheimen Blumen, die von der Kantischen Guillotine noch verschont geblieben oder seitdem unbemerkt hervorgeblüht waren, die unterdrückten Erdgeister regten sich, der Boden zitterte, die Kontrerevolution brach aus, und unter Schelling erhielt die Vergangenheit mit ihren traditionellen Interessen wieder Anerkenntnis, sogar Entschädigung, und in der neuen Restauration, in der Naturphilosophie, wirthschafteten wieder die grauen Emigranten, die gegen die Herrschaft der Vernunft und der Idee beständig intriguiert, der Mysticismus, der Pietismus, der Jesuitismus, die Legitimität, die Romantik, die Deutschthümelei, die Gemüthlichkeit — bis Hegel, der Orleans der Philosophie, ein neues Regiment begründete oder vielmehr ordnete, ein eklektisches Regiment, worin er freilich selber wenig bedeutet, dem er aber an die Spitze gestellt ist, und worin er den alten Kantischen Jakobinern, den Fichte'schen Bonapartisten, den Schelling'schen Pairs und seinen eignen Kreaturen eine feste, verfassungsmäßige Stellung anweist.

In der Philosophie hätten wir also den großen Kreislauf glücklich beschlossen, und es ist natürlich, dass wir jetzt zur Politik übergehen. Werden wir hier dieselbe Methode beobachten? Werden wir mit dem System des Comité de salut publique, oder mit dem System des Ordre légal den Kursus eröffnen?*) Diese Fragen durchzittern alle Herzen, und wer etwas Liebes zu verlieren hat, und sei es auch nur den eigenen Kopf, flüstert bedenklich: Wird die deutsche Revolution eine trockne sein oder eine nassrothe — —?

Aristokraten und Pfaffen drohen beständig mit den Schreckbildern aus den Zeiten des Terrorismus, Liberale und Humanisten versprechen uns dagegen die schönen Scenen der großen Woche und ihrer friedlichen Nachfeier; — beide Parteien täuschen sich oder wollen Andere täuschen. Denn nicht weil die französische Revolution in den neunziger Jahren so blutig und entsetzlich, vorigen Juli aber so menschlich und schonend war, lässt sich folgern, dass eine Revolution in Deutschland eben so den einen oder den andern Charakter annehmen müsse.

---

*) Bis hieher ist diese Vorrede in dem „Avertissement de l'éditeur“ zur ältesten Auflage des Buches „De la France“ abgedruckt.

Der Herausgeber.

Nur wenn dieſelben Bedingniſſe vorhanden ſind, laſſen ſich dieſelben Erſcheinungen erwarten. Der Charakter der franzöſiſchen Revolution war aber zu jeder Zeit bedingt von dem moraliſchen Zuſtande des Volks, und beſonders von ſeiner politiſchen Bildung. Vor dem erſten Ausbruch der Revolution in Frankreich gab es dort zwar eine ſchon fertige Civiliſation, aber doch nur in den höheren Ständen und hie und da im Mittelſtand; die unteren Klaſſen waren geiſtig verwahrloſt, und durch den engherzigſten Deſpotismus von jedem edlen Emporſtreben abgehalten. Was aber gar politiſche Bildung betrifft, ſo fehlte ſie nicht nur jenen unteren, ſondern auch den oberen Klaſſen. Man wuſſte damals nur von kleinlichen Manövers zwiſchen rivaliſierenden Korporationen, von wechſelſeitigem Schwächungsſyſteme, von Traditionen der Routine, von doppeldeutigen Formelkünſten, von Maitreſſeneinfluſs und dergleichen Staatsmiſère. Montesquieu hatte nur eine verhältnismäßig geringe Anzahl Geiſter geweckt. Da er immer von einem hiſtoriſchen Standpunkte ausgeht, gewann er wenig Einfluſs auf die Maſſen eines enthuſiaſtiſchen Volks, das am empfänglichſten iſt für Gedanken, die urſprünglich und friſch aus dem Herzen quellen, wie in den Schriften Rouſſeau's. Als aber Dieſer,

der Hamlet von Frankreich, der den zürnenden Geist erblickt und die argen Gemüther der gekrönter Giftmischer, die gleißende Leerheit der Schranzen, die läppische Lüge der Hofetikette und die gemeinsame Fäulnis durchschaute und schmerzhaft ausrief: „Die Welt ist aus ihren Fugen getreten, weh' mir, daſs ich sie wieder einrichten soll!“ als Jean Jacques Rousseau halb mit verstelltem, halb mit wirklichem Verzweiflungswahnsinn seine große Klage und Anklage erhob; — als Voltaire, der Lucian des Christenthums, den römischen Priestertrug und das darauf gebaute göttliche Recht des Despotismus zu Grunde lächelte; — als Lafayette, der Held zweier Welten und zweier Jahrhunderte, mit den Argonauten der Freiheit aus Amerika zurückkehrte und die Idee einer freien Konstitution, das goldene Fließ, mitbrachte; — als Necker rechnete und Sieyes definierte und Mirabeau redete, und die Donner der konstituierenden Versammlung über die welke Monarchie und ihr blühendes Deficit dahinrollten, und neue ökonomische und staatsrechtliche Gedanken, wie plötzliche Blitze, emporschossen: — da mussten die Franzosen die große Wissenschaft der Freiheit, die Politik, erst erlernen, und die ersten Anfangsgründe kamen ihnen theuer zu stehen, und es kostete ihnen ihr bestes Blut.

Daſs aber die Franzoſen ſo theures Schulgeld bezahlen muſſten, Das war die Schuld jener blödſinnig lichtſcheuen Deſpotie, die, wie geſagt, das Volk in geiſtiger Unmündigkeit zu erhalten geſucht, alle ſtaatswiſſenſchaftliche Belehrung hintertrieben, den Jeſuiten und Obſkuranten der Sorbonne die Büchercenſur übertragen, und gar die periodiſche Preſſe, das mächtigſte Beförderungsmittel der Volksintelligenz, aufs lächerlichſte unterdrückt hatte. Man leſe nur in Mercier's Tableau de Paris den Artikel über die Cenſur vor der Revolution, und man wundert ſich nicht mehr über jene kraſſe politiſche Unwiſſenheit der Franzoſen, die nachher zur Folge hatte, daſs ſie von den neuen politiſchen Ideen mehr geblendet als erleuchtet, mehr erhitzt als erwärmt wurden, daſs ſie jedem Pamphletiſten und Journaliſten aufs Wort glaubten, und daſs ſie von jedem Schwärmer, der ſich ſelbſt betrog, und jedem Intriganten, den Pitt beſoldete, zu den ausſchweifendſten Handlungen verleitet werden konnten. Das iſt ja eben der Segen der Preſsfreiheit, ſie raubt der kühnen Sprache des Demagogen allen Zauber der Neuheit, das leidenſchaftlichſte Wort neutraliſiert ſie durch eben ſo leidenſchaftliche Gegenrede, und ſie erſtickt in der Geburt ſchon die Lügengerüchte, die, von Zufall oder Bos-

heit gesäet, so tödlich frech emporwuchern im Verborgenen, gleich jenen Giftpflanzen, die nur in dunklen Waldsümpfen und im Schatten alter Burg- und Kirchentrümmer gedeihen, im hellen Sonnenlichte aber elendig und jämmerlich verdorren. Freilich, das helle Sonnenlicht der Preſsfreiheit ist für den Sklaven, der lieber im Dunkeln die allerhöchsten Fußtritte hinnimmt, eben so fatal wie für den Despoten, der seine einsame Ohnmacht nicht gern beleuchtet sieht. Es ist wahr, daſs die Censur solchen Leuten sehr angenehm ist. Aber es ist nicht weniger wahr, daſs die Censur, indem sie einige Zeit dem Despotismus Vorschub leistet, ihn am Ende mitsammt dem Despoten zu Grunde richtet, daſs dort, wo die Ideenguillotine gewirthschaftet, auch bald die Menschencensur eingeführt wird, daſs derselbe Sklave, der die Gedanken hinrichtet, späterhin mit derselben Gelassenheit*) seinen eigenen Herrn ausstreicht aus dem Buche des Lebens.

---

*) Hier folgt im Originalmanuscript die häufig bis zur Unleserlichkeit durchstrichene Stelle: „das Henkeramt auch an Menschen verrichten werde, und daſs Monsieur Sanson, als er Se. allerchristlichste Majestät, den König von Frankreich, aus dem Buche des Lebens ausstrich, nur als natürlicher Nachfolger den Censor von Paris im Handwerk ablöste.

Ach! diese Geisteshenker machen uns selbst zu Verbrechern, und der Schriftsteller, der wie eine Gebärerin während des Schreibens gar bedenklich aufgeregt ist, begeht in diesem Zustande sehr oft einen Gedankenkindermord, eben aus wahnsinniger

---

Dieser Wahrheit bin ich jüngst in der grauenhaftesten Weise bewusst geworden, als die Unruhen, die Europa bewegen, auch bis in die Statt meines zufälligen Aufenthalts gedrungen waren und ich die heidnische Wildheit entzügelter Volksmassen in der Nähe betrachtete. Es blieb, Gott'ob! nur bei Steinwürfen und Fenstergeklirre, und des andern Tags war schon Alles wieder beschwichtigt durch die — — — — — — — — — — — — — — — — — — unter dem: „Ein' feste Burg ist unser Gott" — gefunden hatten. Ich aber verbrachte sehr schlecht die Nacht, als jene Unruhen vorfielen, ich konnte nicht einschlafen vor lauter Revolutionsgreuelgedanken, und dachte beständig an Ludwig XVI., und dann auch an Karl I., und grübelte nach, wer wohl der verlarvte Scharfrichter gewesen sei, der ihn geköpft hat, und als ich einschlief, träumte mir, ich stände unter einer brausenden Volksmenge, die nach einem großen Hause emporgaffte, das ungefähr wie Whitehall aussah, und vor dessen Fenstern sich ein schwarzes Gerüste erhob, wo auf einer schwarzen — — — — ein weißes — — — — haupt lag, und siehe! als der verlarvte Scharfrichter zu einem Streiche auslangen wollte, entfiel ihm die Maske, und zum Vorschein kam eines wohlbekannten — — — — wohlbekanntes — — — — Gesicht."

Angſt vor dem Richtſchwerte des Cenſors. Ich ſelbſt unterdrücke in dieſem Augenblick einige neugeborene unſchuldige Betrachtungen über die Geduld und Seelenruhe, womit meine lieben Landsleute ſchon ſeit ſo vielen Jahren ein Geiſtermordgeſetz ertragen, das Polignac in Frankreich nur zu promulgieren brauchte, um eine Revolution hervorzubringen. Ich ſpreche von den berühmten Ordonnanzen, deren bedenklichſte eine ſtrenge Cenſur der Tagesblätter anordnete und alle edle Herzen in Paris mit Entſetzen erfüllte — die friedlichſten Bürger griffen zu den Waffen, man barrikadierte die Gaſſen, man focht, man ſtürmte, es donnerten die Kanonen, es heulten die Glocken, es pfiffen die bleiernen Nachtigallen, die junge Brut des todten Adlers, die École polytechnique, flatterte aus dem Neſte mit Blitzen in den Krallen, alte Pelikane der Freiheit ſtürzten in die Bajonette und nährten mit ihrem Blute die Begeiſterung der Jungen, zu Pferde ſtieg Lafayette, der Unvergleichliche, deſſen Gleichen die Natur nicht mehr als einmal erſchaffen könnte, und den ſie deſshalb in ihrer ökonomiſchen Weiſe für zwei Welten und für zwei Jahrhunderte zu benutzen ſucht — und nach drei heldenmüthigen Tagen lag die Knechtſchaft zu Boden mit ihren rothen Schergen und ihren weißen Liljen; und die heilige Drei-

farbigkeit, umstrahlt von der Glorie des Sieges, wehte über dem Kirchthurm Unserer lieben Frauen von Paris! Da geschahen keine Greuel, da gab's kein muthwilliges Morden, da erhob sich keine allerchristlichste Guillotine, da trieb man keine gräßlichen Späße, wie z. B. bei jener famosen Rückkehr von Versailles, als man, gleich Standarten, die blutigen Köpfe der Herren von Deshuttes und von Varicourt voraustrug und in Sèvres still hielt, um sie dort von einem Citoyen-Perruquier abwaschen und hübsch frisieren zu lassen. — Nein, seit jener Zeit, schaurigen Angedenkens, hatte die französische Presse das Volk von Paris für bessere Gefühle und minder blutige Witze empfänglich gemacht, sie hatte die Ignoranz ausgejätet aus den Herzen und Intelligenz hineingesäet, die Frucht eines solchen Samens war die edle, legendenartige Mäßigung und rührende Menschlichkeit des Pariser Volks in der großen Woche — und, in der That! wenn Polignac späterhin nicht auch physisch den Kopf verlor, so verdankt er es einzig und allein den milden Nachwirkungen derselben Preßfreiheit, die er thörichterweise unterdrücken wollte.

So erquickt der Sandelbaum mit seinen lieblichsten Düften eben jenen Feind, der frevelhaft seine Rinde verletzt hat.

Ich glaube mit diesen flüchtigen Bemerkungen genugsam angedeutet zu haben, wie jede Frage über den Charakter, den die Revolution in Deutschland annehmen möchte, sich in eine Frage über den Zustand der Civilisation und der politischen Bildung des deutschen Volks verwandeln muss, wie diese Bildung ganz abhängig ist von der Pressfreiheit, und wie es unser ängstlichster Wunsch sein muss, dass durch letztere bald recht viel Licht verbreitet werde, ehe die Stunde kommt, wo die Dunkelheit mehr Unheil stiftet als die Leidenschaft, und Ansichten und Meinungen, je weniger sie vorher erörtert und besprochen worden, um so grauenhaft stürmischer auf die blinde Menge wirken und von den Parteien als Losungsworte benutzt werden.

„Die bürgerliche Gleichheit“ könnte jetzt in Deutschland, eben so wie einst in Frankreich, das erste Losungswort der Revolution werden, und der Freund des Vaterlandes darf wohl keine Zeit versäumen, wenn er dazu beitragen will, dass die Streitfrage „über den Adel“ durch eine ruhige Erörterung geschlichtet oder ausgeglichen werde, ehe sich ungefüge Disputanten einmischen mit allzuschlagenden Beweisthümern, wogegen weder die Kettenschlüsse der Polizei, noch die schärfsten Argumente der Infanterie und Kavallerie, nicht einmal die

Ultima ratio regis, die sich leicht in eine Ultimi ratio regis verwandeln könnte, Etwas auszurichten vermöchten. In dieser trüben Hinsicht erachte ich die Herausgabe gegenwärtiger Schrift für ein verdienstliches Werk. Ich glaube, der Ton der Mäßigung, der darin herrscht, entspricht dem angedeuteten Zwecke. Der Verfasser bekämpft mit indischer Geduld eine Broschüre, betitelt:

„Über den Adel und dessen Verhältnis zum Bürgerstande. Von dem Grafen M. v. Moltke, königl. dänischem Kammerherrn und Mitgliede des Obergerichts zu Gottorff. Hamburg, bei Perthes und Besser. 1830."

Doch wie in dieser Broschüre, so ist auch in der Entgegnung das Thema keineswegs erschöpft, und die Hin- und Widerrede betrifft nur den allgemeinen, so zu sagen dogmatischen Theil der Streitfrage. Der hochgeborene Kämpe sitzt auf seinem Turnierroß und behauptet keck die mittelalterliche Zote, daß durch adlige Zeugung ein besseres Blut entstehe als durch gemein bürgerliche Zeugung, er vertheidigt die Geburtsprivilegien, das Vorzugsrecht bei einträglichen Hof-, Gesandtschafts- und Waffenämtern, womit man den Adligen dafür belohnen soll, daß er sich die große Mühe gegeben hat, geboren zu werden, und so weiter; — dagegen

erhebt ſich ein Streiter, der Stück vor Stück jene beſtialiſchen und aberwitzigen Behauptungen und die übrigen noblen Anſichten herunterſchlägt, und die Wahlſtätte wird bedeckt mit den glänzenden Fetzen des Vorurtheils und den Wappentrümmern altadliger Inſolenz. Dieſer bürgerliche Ritter kämpft gleichſam mit geſchloſſenem Viſier, das Titelblatt dieſer Schrift bezeichnet ihn nur mit erborgtem Namen, der vielleicht ſpäterhin ein braver Nom de guerre wird. Ich weiß ſelbſt Wenig mehr von ihm zu ſagen, als daſs ſein Vater ein Schwertfeger war und gute Klingen machte.

Daſs ich ſelbſt nicht der Verfaſſer dieſer Schrift bin, ſondern ſie nur zum Druck befördere, brauche ich wohl nicht erſt ausführlich zu betheuern. Ich hätte nimmermehr mit ſolcher Mäßigung die adeligen Prätenſionen und Erblügen diskutieren können. Wie heftig wurde ich einſt, als ein niedliches Gräfchen, mein beſter Freund, während wir auf der Terraſſe eines Schloſſes ſpazieren gingen, die Beſſerblütigkeit des Adels zu beweiſen ſuchte! Indem wir noch disputierten, beging ſein Bedienter ein kleines Verſehen, und der hochgeborene Herr ſchlug dem niedriggeborenen Knechte ins Geſicht, daſs das unedle Blut hervorſchoſs, und ſtieß ihn noch obendrein die Terraſſe hinab. Ich war damals zehn

Bahr' jünger, und warf den edlen Grafen sogleich ebenfalls die Terrasse hinab — es war mein bester Freund, und er brach ein Bein. Als ich ihn nach seiner Genesung wiedersah — er hinkte nur noch ein bischen — war er doch noch immer von seinem Adelstolze nicht kuriert und behauptete frischweg: der Adel sei als Vermittler zwischen Volk und König eingesetzt, nach dem Beispiele Gottes, der zwischen sich und den Menschen die Engel gesetzt hat, die seinem Throne zunächst stehen, gleichsam ein Adel des Himmels. Holder Engel, antwortete ich, gehe mal einige Schritte auf und ab — Er that es — und der Vergleich hinkte.

Eben so hinkend ist ein Vergleich, den der Graf Moltke in derselben Beziehung mittheilt. Um seine Weise durch ein Beispiel zu zeigen, will ich seine eignen Worte hersetzen: „Der Versuch, den Adel aufzuheben, in welchem sich die flüchtige Achtung zu einer dauernden Gestalt verkörpert, würde den Menschen isolieren, würde ihn auf eine unsichere Höhe erheben, der es an den nöthigen Bindungsmitteln an die untergeordnete Menge fehlt, würde ihn mit Werkzeugen seiner Willkür umgeben, wodurch, wie sich Dieses im Oriente so oft gezeigt, die Existenz des Herrschers in eine gefahrvolle Lage geräth. Burke nennt den Adel das korinthische Ka-

pital wohlgeordneter Staaten, und daſs hierin nicht bloß eine redneriſche Figur zu ſuchen, dafür bürgt der erhabene Geiſt dieſes außerordentlichen Mannes, deſſen ganzes Leben dem Dienſte einer vernünftigen Freiheit gewidmet war.“

Durch daſſelbe Beiſpiel ließe ſich zeigen, wie der edle Graf durch Halbkenntniſſe getäuſcht wird. Burken nämlich gebührt keineswegs das Lob, das er ihm ſpendet; denn ihm fehlt jene Consistency, welche die Engländer für die erſte Tugend eines Staatsmannes halten. Burke beſaß nur rhetoriſche Talente, womit er in der zweiten Hälfte ſeines Lebens die liberalen Grundſätze bekämpfte, denen er in der erſten Hälfte gehuldigt hatte. Ob er durch dieſen Geſinnungswechſel die Gunſt der Großen erkriechen wollte, ob Sheridan's liberale Triumphe in St. Stephan aus Depit und Eiferſucht ihn beſtimmten, als Deſſen Gegner jene mittelalterliche Vergangenheit zu verfechten, die ein ergiebigeres Feld für romantiſche Schilderungen und redneriſche Figuren darbot, ob er ein Schurke oder ein Narr war, Das weiß ich nicht. Aber ich glaube, daſs es immer verdächtig iſt, wenn man zu Gunſten der regierenden Gewalt ſeine Anſichten wechſelt, und daſs man dann immer ein ſchlechter Gewährsmann bleibt. Ein Mann, der nicht in dieſem Falle iſt,

ſagte einſt: „Die Adligen ſind nicht die Stützen, ſondern die Karyatiden des Thrones.“ Ich denke, dieſer Vergleich iſt richtiger, als der von dem Kapital einer korinthiſchen Säule. Überhaupt, wir wollen letzteren ſo viel als möglich abweiſen; es könnten ſonſt einige wohlbekannte Kapitaliſten den kapitalen Einfall bekommen, ſich anſtatt des Adels als korinthiſches Kapital der Staatsſäulen zu erheben. Und Das wäre gar der allerwiderwärtigſte Anblick.

Doch ich berühre hier einen Punkt, der erſt in einer ſpäteren Schrift beleuchtet werden ſoll; der beſondere, praktiſche Theil der Streitfrage über den Adel mag alsdann ebenfalls ſeine gehörige Erörterung finden. Denn, wie ich ſchon oben angedeutet, gegenwärtige Schrift befaſſt ſich nur mit dem Grundſätzlichen, ſie beſtreitet Rechtsanſprüche, und ſie zeigt nur, wie der Adel im Widerſpruch iſt mit der Vernunft, der Zeit und mit ſich ſelbſt. Der beſondere, praktiſche Theil betrifft aber jene ſiegreichen Anmaßungen und faktiſchen Uſurpationen des Adels, wodurch er das Heil der Völker ſo ſehr bedroht und täglich mehr und mehr untergräbt. Ja, es ſcheint mir, als glaube der Adel ſelbſt nicht an ſeine eignen Prätenſionen, und ſchwatze ſie bloß hin als Köder für bürgerliche Polemik, die ſich

damit beschäftigen möge, damit ihre Aufmerksamkeit und Kraft abgeleitet werde von der Hauptsache. Diese besteht nicht in der Institution des Adels als solchen, nicht in bestimmten Privilegien, nicht in Frohn-, Handdienst-, Gerichts- und anderen Gerechtigkeiten und allerlei herkömmlichen Realbefreiungen; die Hauptsache besteht vielmehr in dem unsichtbaren Bündnisse aller Derjenigen, die so und so viel' Ahnen aufzuweisen haben, und die stillschweigend die Übereinkunft getroffen haben, sich aller leitenden Macht der Staaten zu bemächtigen, indem sie, gemeinschaftlich die bürgerlichen Rotüriers zurückdrängend, fast alle höhere Officierstellen und durchaus alle Gesandtschaftsposten an sich bringen. Solchermaßen können sie die Völker durch ihre untergebenen Soldaten in Respekt halten und durch diplomatische Verhetzungskünste zwingen, gegen einander zu fechten, wenn sie die Fessel der Aristokratie abschütteln oder zu diesem Zwecke fraternisierend sich verbünden möchten.

Seit dem Beginn der französischen Revolution steht solcherweise der Adel auf Kriegsfuß gegen die Völker, und kämpfte öffentlich oder geheim gegen das Princip der Freiheit und Gleichheit und dessen Vertreter, die Franzosen. Der englische Adel, der durch Rechte und Besitzthümer der mächtigste war,

wurde Bannerführer der europäischen Aristokratie, und John Bull bezahlte dieses Ehrenamt mit seinen besten Guineen und siegte sich bankerott. Während des Friedens, der nach jenem kläglichen Sieg erfolgte, führte Östreich das noble Banner, und besorgte die Adelsinteressen, und auf jedem feigen Verträglein, das gegen den Liberalismus geschlossen wurde, prangt obenan das wohlbekannte Siegellack, und, wie ihr unglücklicher Anführer, wurden auch die Völker selber in strengem Gewahrsam gehalten, ganz Europa wurde ein Sankt Helena, und Metternich war dessen Hudson Lowe. Aber nur an dem sterblichen Leib der Revolution konnte man sich rächen, nur jene menschgewordene Revolution, die mit Stiefel und Sporen und bespritzt mit Schlachtfeldblut zu einer kaiserlichen Blondine ins Bett gestiegen und die weißen Laken von Habsburg befleckt hatte, nur jene Revolution konnte man an einem Magenkrebse sterben lassen; der Geist der Revolution ist jedoch unsterblich und liegt nicht unter den Trauerweiden von Longwood, und in dem großen Wochenbette des Ende Juli wurde die Revolution wiedergeboren, nicht als einzelner Mensch, sondern als ganzes Volk, und in dieser Volkwerdung spottet sie des Kerkermeisters, der vor Schrecken das Schlüsselbund aus den Händen fal-

len läſſt. Welche Verlegenheit für den Adel! Er hat ſich freilich in der langen Friedenszeit etwas erholt von den früheren Anſtrengungen, und er hat ſeitdem als ſtärkende Kur täglich Eſelsmilch getrunken, und zwar von der Eſelin des Papſtes; doch fehlt es ihm immer noch an hinlänglichen Kräften zu einem neuen Kampfe. Der engliſche Bull kann jetzt am wenigſten den Feinden die Spitze bieten, wie früherhin; denn Der iſt am meiſten erſchöpft, und durch das beſtändige Miniſterwechſelfieber fühlt er ſich matt in allen Gliedern, und es iſt ihm eine Radikalkur, wo nicht gar die Hungerkur, verordnet, und das inficierte Irland ſoll ihm noch obendrein amputiert werden. Öſtreich fühlt ſich ebenfalls nicht heroiſch aufgelegt, den Agamemnon des Adels gegen Frankreich zu ſpielen; Staberle zieht nicht gern die Kriegsuniform an und weiß ſehr gut, daſs ſeine Parapluies nicht gegen Kugelregen ſchützen, und dabei ſchrecken ihn auch jetzt die Ungarn mit ihren grimmigen Schnurrbärten, und in Italien muſs er vor jedem enthuſiaſtiſchen Citronenbaum eine Schildwache ſtellen, und zu Hauſe muſs er Erzherzoginnen zeugen, um im Nothfall das Ungethüm der Revolution damit abzuſpeiſen — „Das bringt ein Viech um," ſagt Staberle.

Aber in Frankreich flammt immer mächtiger die Sonne der Freiheit und überleuchtet die ganze Welt mit ihren Strahlen — Aber sie dringt täglich weiter, die Idee eines Bürgerkönigs ohne Hofetikette, ohne Edelknechte, ohne Kourtisanen, ohne Kuppler, ohne diamantne Trinkgelder und sonstige Herrlichkeit — Aber die Pairskammer betrachtet man schon als ein Lazareth für die Inkurablen des alten Regimes, die man nur noch aus Mitleiden toleriert und mit der Zeit ebenfalls fortschafft — Seltsame Umwandlung! in dieser Noth wendet sich der Adel an denjenigen Staat, den er in der letzten Zeit als den ärgsten Feind seiner Interessen betrachtet und gehasst, er wendet sich an Rußland. Der große Zar, der noch jüngst der Gonfaloniere der Liberalen war, indem er der feudalistischen Aristokratie feindseligst gegenüberstand und gezwungen schien, sie nächstens zu befehden, eben dieser Zar wird jetzt von eben jener Aristokratie zum Bannerführer erwählt, und er ist genöthigt, ihr Vorkämpfer zu werden. Denn ruht auch der russische Staat auf dem antifeudalistischen Princip einer Gleichheit aller Staatsbürger, denen nicht die Geburt, sondern das erworbene Staatsamt einen Rang ertheilt, so ist doch auf der andern Seite das absolute Zarenthum unverträglich mit den Ideen

einer konſtitutionellen Freiheit, die den geringſten Unterthan ſelbſt gegen eine wohlthätige fürſtliche Willkür ſchützen kann; — und wenn Kaiſer Nikolas I. wegen jenes Princips der bürgerlichen Gleichheit von den Feudaliſten gehaſſt wurde, und obendrein, als offner Feind Englands und heimlicher Feind Öſtreichs, mit all ſeiner Macht der faktiſche Vertreter der Liberalen war, ſo wurde doch er ſeit dem Ende Juli der größte Gegner derſelben, nachdem deren ſiegende Ideen von konſtitutioneller Freiheit ſeinen Abſolutismus bedrohen, und eben in ſeiner Eigenſchaft als Autokrat weiß ihn die europäiſche Ariſtokratie zum Kampfe gegen das frank und freie Frankreich aufzureizen. Der engliſche Bull hat ſich in einem ſolchen Kampfe die Hörner abgelaufen, und nun ſoll der ruſſiſche Wolf ſeine Rolle übernehmen. Die hohe Nobleſſe von Europa weiß ſchlau genug das Schrecken der moskowitiſchen Wälder für ihre Zwecke zu benutzen und gehörig abzurichten; und den rauhen Gaſt ſchmeichelt es nicht wenig, daſs er die Würde des alten, von Gottes Genade eingeſetzten Königthums verfechten ſoll gegen Fürſtenläſtrer und Adelsleugner, mit Wohlgefallen läſſt er ſich den mottigen Purpurmantel mit allem Goldflitterkram aus der byzantiniſchen Verlaſſenſchaft um die Schulter hängen,

und er läſſt ſich vom ehemaligen deutſchen Kaiſer die abgetragenen heiligen römiſchen Reichshoſen verehren, und er ſetzt ſich aufs Haupt die altfränkiſche Diamantenmütze Caroli Magni. —

Ach! der Wolf hat die Garderobe der alten Großmutter angezogen, und zerreißt euch, arme Rothkäppchen der Freiheit!

Iſt es mir doch, während ich Dieſes ſchreibe, als ſpritzte das Blut von Warſchau bis auf mein Papier, und als hörte ich den Freudejubel der Berliner Officiere und Diplomaten. Jubeln ſie etwa zu früh? Ich weiß nicht; aber mir und uns Allen iſt ſo bang vor dem ruſſiſchen Wolf, und ich fürchte, auch wir deutſchen Rothköpfchen fühlen bald Großmutters närriſch lange Hände und großes Maul. Dabei ſollen wir uns noch obendrein marſchfertig halten, um gegen Frankreich zu fechten. Heiliger Gott! Gegen Frankreich? Ja, hurrah! Es geht gegen die Franzoſen, und die Berliner Ukaſuiſten und Knutologen behaupten, daſs wir noch dieſelben Gott-, König- und Vaterlandsretter ſind wie Anno 1813, und Körner's „Leier und Schwert“ ſoll wieder neu aufgelegt werden, Fouqué will noch einige Schlachtlieder hinzudichten, der Görres wird den Jeſuiten wieder abgekauft, um den „Rheiniſchen Mer-

kur“ fortzuſetzen, und wer freiwillig den heiligen Kampf mitmacht, kriegt Eichenlaub auf die Mütze und wird „Sie“ tituliert und erhält nachher frei Theater oder ſoll wenigſtens als Kind betrachtet werden und nur die Hälfte bezahlen, — und für patriotiſche Extrabemühungen ſoll dem ganzen Volke noch extra eine Konſtitution verſprochen werden.

Frei Theater iſt immerhin eine ſchöne Sache, aber eine Konſtitution wäre auch ſo übel nicht. Ja, wir könnten zu Zeiten ordentlich ein Gelüſte danach bekommen. Nicht als ob wir der abſoluten Güte oder dem guten Abſolutismus unſerer Monarchen miſstrauten; im Gegentheil, wir wiſſen, es ſind lauter charmante Leute, und iſt auch mal Einer unter ihnen, der dem Stande Unehre macht, wie z. B. Se. Majeſtät der König Don Miguel, ſo bildet er doch nur eine Ausnahme, und wenn die allerhöchſten Kollegen nicht ſeinem blutigen Skandal ein Ende machen, wie ſie doch leicht könnten, ſo geſchieht es nur, um durch den Kontraſt mit ſolchem gekrönten Wichte noch menſchenfreundlich edler dazuſtehen und von ihren Unterthanen noch mehr geliebt zu werden. Aber eine gute Konſtitution hat doch ihr Gutes, und es iſt den Völkern gar nicht zu verdenken, wenn ſie ſogar von den

besten Monarchen sich etwas Schriftliches ausbitten, wegen Leben und Sterben. Auch handelt ein vernünftiger Vater sehr vernünftig, wenn er einige heilsame Schranken baut vor den Abgründen der souveränen Macht, damit seinen Kindern nicht einst ein Unglück begegne, wenn sie auf dem hohen Pferde des Stolzes und mit prahlendem Junkergefolge allzukeck galoppieren. Ich weiß ein Königskind, das in einer schlechten adligen Reitschule schon im Voraus die größten Sprünge zu wagen lernt. Für solche Königskinder muss man doppelt hohe Schranken errichten, und man muss ihnen die goldnen Sporen umwickeln, und es muss ihnen ein zahmeres Ross und eine bürgerlich bescheidnere Genossenschaft zugetheilt werden. Ich weiß eine Jagdgeschichte — bei Sankt Hubert! Und ich weiß auch Jemand, der tausend Thaler Preußisch Courant darum gäbe, wenn sie gelogen wäre.

Ach! die ganze Zeitgeschichte ist jetzt nur eine Jagdgeschichte. Es ist jetzt die Zeit der hohen Jagd gegen die liberalen Ideen, und die hohen Herrschaften sind eifriger als je, und ihre uniformierten Jäger schießen auf jedes ehrliche Herz, worein sich die liberalen Ideen geflüchtet, und es fehlt nicht an gelehrten Hunden, die das blutende Wort als

gute Beute heranſchleppen. Berlin füttert die beſte Koppel, und ich höre ſchon, wie die Meute losbellt gegen dieſes Buch.

Geſchrieben den 8. März 1831.

Heinrich Heine.

Vorrede

zum

ersten Bande des „Salon.“

(1833.)

„Ich rathe Euch, Gevatter, lasst mich auf Euer Schild keinen goldenen Engel, sondern einen rothen Löwen malen; ich bin mal dran gewöhnt, und Ihr werdet sehen, wenn ich Euch auch einen goldenen Engel male, so wird er doch wie ein rother Löwe aussehn.“

Diese Worte eines ehrsamen Kunstgenossen soll gegenwärtiges Buch an der Stirne tragen, da sie jedem Vorwurf, der sich dagegen auffinden ließe, im Voraus und ganz eingeständig begegnen. Damit Alles gesagt sei, erwähne ich zugleich, dass dieses Buch, mit geringen Ausnahmen, im Sommer und Herbst 1831 geschrieben worden, zu einer Zeit, wo ich mich meistens mit den Kartons zu künftigen rothen Löwen beschäftigte. Um mich her war damals viel Gebrülle und Störnis jeder Art.

Bin ich nicht heute sehr bescheiden?

Ihr könnt euch darauf verlassen, die Bescheidenheit der Leute hat immer ihre guten Gründe. Der liebe Gott hat gewöhnlich die Ausübung der Bescheidenheit und ähnlicher Tugenden den Seinen sehr erleichtert. Es ist z. B. leicht, dass man seinen Feinden verzeiht, wenn man zufällig nicht so viel Geist besitzt, um ihnen schaden zu können, so wie es auch leicht ist, keine Weiber zu verführen, wenn man mit einer allzuschäbigen Nase gesegnet ist.

Die Scheinheiligen von allen Farben werden über manches Gedicht in diesem Buche wieder sehr tief seufzen — aber es kann ihnen Nichts mehr helfen. Ein zweites, „nachwachsendes Geschlecht" hat eingesehen, dass all mein Wort und Lied aus einer großen, gottfreudigen Frühlingsidee emporblühte, die, wo nicht besser, doch wenigstens eben so respektabel ist, wie jene triste, modrige Aschermittwochsidee, die unser schönes Europa trübselig entblumt und mit Gespenstern und Tartüffen bevölkert hat. Wogegen ich einst mit leichten Waffen frondierte, wird jetzt ein offener ernster Krieg geführt — ich stehe sogar nicht mehr in den ersten Reihen.

Gottlob! die Revolution des Julius hat die Zungen gelöst, die so lange stumm geschienen; ja, da die plötzlich Erweckten Alles, was sie bis dahin

verſchwiegen, auf einmal offenbaren wollten, ſo entſtand viel Geſchrei, welches mir mitunter gar unerfreulich die Ohren betäubte. Ich hatte manchmal nicht übel Luſt, das ganze Sprechamt aufzugeben; doch Das iſt nicht ſo leicht thulich wie etwa das Aufgeben einer geheimen Staatsrathſtelle, obgleich letztere mehr einbringt, als das beſte öffentliche Tribunat. Die Leute glauben, unſer Thun und Schaffen ſei eitel Wahl, aus dem Vorrath der neuen Ideen griffen wir eine heraus, für die wir ſprechen und wirken, ſtreiten und leiden wollten, wie etwa ſonſt ein Philolog ſich ſeinen Klaſſiker auswählte, mit deſſen Kommentierung er ſich ſein ganzes Leben hindurch beſchäftigte — nein, wir ergreifen keine Idee, ſondern die Idee ergreift uns, und knechtet uns, und peitſcht uns in die Arena hinein, daſs wir, wie gezwungene Gladiatoren, für ſie kämpfen. So iſt es mit jedem echten Tribunat oder Apoſtolat. Es war ein wehmüthiges Geſtändnis, wenn Amos ſprach zu König Amazia: „Ich bin kein Prophet, noch keines Propheten Sohn, ſondern ich bin ein Kuhhirt, der Maulbeeren ablieſet; aber der Herr nahm mich von der Schafherde und ſprach zu mir: Gehe hin und weiſſage!“ Es war ein wehmüthiges Geſtändnis, wenn der arme Mönch, der vor Kaiſer und Reich zu Worms angeklagt ſtand ob ſeiner

Lehre, dennoch, trotz aller Demuth seines Herzens, jeden Widerruf für unmöglich erklärte und mit den Worten schloß: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!“

Wenn ihr diese heilige Zwingnis kenntet, ihr würdet uns nicht mehr schelten, nicht mehr schmähen, nicht mehr verleumden — wahrlich, wir sind nicht die Herren, sondern die Diener des Wortes. Es war ein wehmüthiges Geständnis, wenn Maximilian Robespierre sprach: „Ich bin ein Sklave der Freiheit.“

Und auch ich will jetzt Geständnisse machen. Es war nicht eitel Luft meines Herzens, daſs ich Alles verließ, was mir Theures im Vaterland blühte und lächelte — Mancher liebte mich dort, z. B. meine Mutter — aber ich ging, ohne zu wissen warum; ich ging, weil ich musste. Nachher ward mir sehr müde zu Muthe; so lange vor den Juliustagen hatte ich das Prophetenamt getrieben, daſs das innere Feuer mich schier verzehrt, daſs mein Herz von den gewaltigen Worten, die daraus hervorgebrochen, so matt geworden wie der Leib einer Gebärerin . . .

Ich dachte: — Habt meiner nicht mehr nöthig, will auch einmal für mich selber leben, und schöne Gedichte schreiben, Komödien und Novellen, zärt-

liche und heitere Gedankenspiele, die sich in meinem Hirnkasten angesammelt, und will mich wieder ruhig zurückschleichen in das Land der Poesie, wo ich als Knabe so glücklich gelebt.

Und keinen Ort hätte ich wählen können, wo ich besser im Stande war, diesen Vorsatz in Ausführung zu bringen. Es war auf einer kleinen Villa dicht am Meer, nahe bei Havre-de-Grâce in der Normandie. Wunderbar schöne Aussicht auf die große Nordsee, ein ewig wechselnder und doch einfacher Anblick; heute grimmer Sturm, morgen schmeichelnde Stille; und drüberhin die weißen Wolkenzüge, riesenhaft und abenteuerlich, als wären es die spukenden Schatten jener Normannen, die einst auf diesen Gewässern ihr wildes Wesen getrieben. Unter meinem Fenster aber blühten die lieblichsten Blumen und Pflanzen: Rosen, die liebesüchtig mich anblickten, rothe Nelken mit verschämt bittenden Düften, und Lorberen, die an die Mauer zu mir heraufrankten, fast bis in mein Zimmer hereinwuchsen, wie jener Ruhm, der mich verfolgt. Ja, einst lief ich schmachtend hinter Daphne einher, jetzt läuft Daphne nach mir, wie eine Metze, und drängt sich in mein Schlafgemach. Was ich einst begehrte, ist mir jetzt unbequem, ich möchte Ruhe haben, und wünschte, daſs kein Mensch von mir

ſpräche, wenigſtens in Deutſchland*). Und ſtille Lieder wollte ich dichten, und nur für mich, oder allenfalls um ſie irgend einer verborgenen Nachtigall vorzuleſen. Es ging auch im Anfang; mein Gemüth ward wieder umfriedet von dem Geiſt der Dichtkunſt, wohlbekannte edle Geſtalten und goldne Bilder dämmerten wieder empor in meinem Gedächtniſſe, ich ward wieder ſo traumſelig, ſo märchentrunken, ſo verzaubert wie ehemals, und ich brauchte nur mit ruhiger Feder Alles aufzuſchreiben, was ich eben fühlte und dachte — ich begann.

Nun aber weiß Jeder, daſs man bei ſolcher Stimmung nicht immer ruhig im Zimmer ſitzen bleibt, und manchmal mit begeiſtertem Herzen und glühenden Wangen ins freie Feld läuft, ohne auf Weg und Steg zu achten. So erging's auch mir, und, ohne zu wiſſen wie, befand ich mich plötzlich auf der Landſtraße von Havre, und vor mir her zogen hoch und langſam mehre große Bauerwagen, bepackt mit allerlei ärmlichen Kiſten und Kaſten, altfränkiſchem Hausgeräthe, Weibern und Kindern. Nebenher gingen die Männer, und nicht gering war meine Überraſchung, als ich ſie ſprechen hörte —

*) Die Worte: „wenigſtens in Deutſchland." fehlen in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

sie sprachen Deutsch, in schwäbischer Mundart. Leicht begriff ich, daſs diese Leute Auswanderer waren, und als ich sie näher betrachtete, durchzuckte mich ein jähes Gefühl, wie ich es noch nie in meinem Leben empfunden; alles Blut stieg mir plötzlich in die Herzkammern und klopfte gegen die Rippen, als müsse es heraus aus der Brust, als müsse es so schnell als möglich heraus, und der Athem stockte mir in der Kehle. Ja, es war das Vaterland selbst, das mir begegnete, auf jenen Wagen saß das blonde Deutschland, mit seinen ernstblauen Augen, seinen traulichen, allzu bedächtigen Gesichtern, in den Mundwinkeln noch jene kümmerliche Beschränktheit, über die ich mich einst so sehr gelangweilt und geärgert, die mich aber jetzt gar wehmüthig rührte — denn hatte ich einst, in der blühenden Lust der Jugend, gar oft die heimatlichen Verkehrtheiten und Philistereien verdrießlich durchgehechelt, hatte ich einst mit dem glücklichen, bürgermeisterlich gehäbigen, schneckenhaft trägen Vaterlande manchmal einen kleinen Haushader zu bestehen, wie er in großen Familien wohl vorfallen kann: so war doch all dergleichen Erinnerung in meiner Seele erloschen, als ich das Vaterland in Elend erblickte, in der Fremde, im Elend; selbst seine Gebrechen wurden mir plötzlich theuer und werth, selbst mit

seinen Krähwinkeleien war ich ausgesöhnt, und ich drückte ihm die Hand, ich drückte die Hand jener deutschen Auswanderer, als gäbe ich dem Vaterland selber den Handschlag eines erneuten Bündnisses der Liebe, und wir sprachen Deutsch. Die Menschen waren ebenfalls sehr froh, auf einer fremden Landstraße diese Laute zu vernehmen; die besorglichen Schatten schwanden von ihren Gesichtern, und sie lächelten beinahe. Auch die Frauen, worunter manche recht hübsch, riefen mir ihr gemüthliches „Griesch di Gott!“ vom Wagen herab, und die jungen Bübli grüßten erröthend höflich, und die ganz kleinen Kinder jauchzten mich an mit ihren zahnlosen lieben Mündchen. Und warum habt ihr denn Deutschland verlassen? fragte ich diese armen Leute. „Das Land ist gut und wären gern dageblieben,“ antworteten sie, „aber wir konnten's nicht länger aushalten“ —

Nein, ich gehöre nicht zu den Demagogen, die nur die Leidenschaft aufregen wollen, und ich will nicht Alles wiedererzählen, was ich auf jener Landstraße bei Havre unter freiem Himmel gehört habe über den Unfug der hochnobeln und allerhöchst nobeln Sippschaften in der Heimat — auch lag die größere Klage nicht im Wort selbst, sondern im Ton, womit es schlicht und grad gesprochen, oder

vielmehr geseufzt wurde. Auch jene armen Leute waren keine Demagogen; die Schlussrede ihrer Klage war immer: „Was sollten wir thun? Sollten wir eine Revolution anfangen?“

Ich schwöre es bei allen Göttern des Himmels und der Erde, der zehnte Theil von Dem, was jene Leute in Deutschland erduldet haben, hätte in Frankreich sechsunddreißig Revolutionen hervorgebracht und sechsunddreißig Königen die Krone mitsammt dem Kopf gekostet.

„Und wir hätten es doch noch ausgehalten und wären nicht fortgegangen,“ bemerkte ein achtzigjähriger, also doppelt vernünftiger Schwabe, „aber wir thaten es wegen der Kinder. Die sind noch nicht so stark, wie wir, an Deutschland gewöhnt, und können vielleicht in der Fremde glücklich werden; freilich, in Afrika werden sie auch Manches ausstehen müssen.“

Diese Leute gingen nämlich nach Algier, wo man ihnen unter günstigen Bedingungen eine Strecke Landes zur Kolonisierung versprochen hatte. „Das Land soll gut sein,“ sagten sie, „aber, wie wir hören, giebt es dort viel' giftige Schlangen, die sehr gefährlich, und man hat dort Viel auszustehen von den Affen, die die Früchte vom Felde naschen oder gar die Kinder stehlen und mit sich in die Wälder

schleppen. Das ist grausam. Aber zu Hause ist der Amtmann auch giftig, wenn man die Steuer nicht bezahlt, und das Feld wird Einem von Wildschaden und Jagd noch weit mehr ruiniert, und unsere Kinder wurden unter die Soldaten gesteckt — Was sollten wir thun? Sollten wir eine Revolution anfangen?“

Zur Ehre der Menschheit muss ich hier des Mitgefühls erwähnen, das, nach der Aussage jener Auswanderer, ihnen auf ihren Leidensstationen durch ganz Frankreich zu Theil wurde. Die Franzosen sind nicht bloß das geistreichste, sondern auch das barmherzigste Volk. Sogar die Ärmsten suchten diesen unglücklichen Fremden irgend eine Liebe zu erzeigen, gingen ihnen thätig zur Hand beim Aufpacken und Abladen, liehen ihnen ihre kupfernen Kessel zum Kochen, halfen ihnen Holz spalten, Wasser tragen und waschen. Habe mit eigenen Augen gesehen, wie ein französisch Bettelweib einem armen kleinen Schwäbchen ein Stück von ihrem Brot gab, wofür ich mich auch herzlich bei ihr bedankte. Dabei ist noch zu bemerken, dass die Franzosen nur das materielle Elend dieser Leute kennen; Jene können eigentlich gar nicht begreifen, warum diese Deutschen ihr Vaterland verlassen. Denn wenn den Franzosen die landesherrlichen Plack-

reien ſo ganz unerträglich werden, oder auch nur etwas allzu ſtark beſchwerlich fallen, dann kommt ihnen doch nie in den Sinn, die Flucht zu ergreifen, ſondern ſie geben vielmehr ihren Drängern den Laufpaſs, ſie werfen ſie zum Lande hinaus und bleiben hübſch ſelber im Lande, mit einem Wort: ſie fangen eine Revolution an.

Was mich betrifft, ſo blieb mir durch jene Begegnung ein tiefer Kummer, eine ſchwarze Traurigkeit, eine bleierne Verzagnis im Herzen, dergleichen ich nimmermehr mit Worten zu beſchreiben vermag. Ich, der eben noch ſo übermüthig wie ein Sieger taumelte, ich ging jetzt ſo matt und krank einher wie ein gebrochener Menſch. Es war Dieſes wahrhaftig nicht die Wirkung eines plötzlich aufgeregten Patriotismus. Ich fühlte, es war etwas Edleres, etwas Beſſeres. Dazu iſt mir ſeit langer Zeit Alles fatal, was den Namen Patriotismus trägt. Ja, es konnte mir einſt ſogar die Sache ſelber einigermaßen verleidet werden, als ich den Mummenſchanz jener ſchwarzen Narren erblickte, die aus dem Patriotismus ordentlich ihr Handwerk gemacht, und ſich auch eine angemeſſene Handwerkstracht zugelegt und ſich wirklich in Meiſter, Geſellen und Lehrlinge eingetheilt, und ihre Zunftgrüße hatten, womit ſie im Lande fechten gingen.

Ich ſage „Fechten“ im ſchmutzigſten Knotenſinne; denn das eigentliche Fechten mit dem Schwerte gehörte nicht zu ihren Handwerksbräuchen. Vater Jahn, der Herbergvater Jahn, war im Kriege, wie männiglich bekannt, eben ſo feige wie albern. Gleich dem Meiſter, waren auch die meiſten Geſellen nur gemeine Naturen, ſchmierige Heuchler, deren Grobheit nicht einmal echt war. Sie wuſſten ſehr gut, daſs deutſche Einfalt noch immer die Grobheit für ein Kennzeichen des Muthes und der Ehrlichkeit anſieht, obgleich ein Blick in unſere Zuchthäuſer hinlänglich belehrt, daſs es auch grobe Schurken und grobe Memmen giebt. In Frankreich iſt der Muth höflich und geſittet, und die Ehrlichkeit trägt Handſchuh' und zieht den Hut ab. In Frankreich beſteht auch der Patriotismus in der Liebe für ein Geburtsland, welches auch zugleich die Heimat der Civiliſation und des humanen Fortſchritts. Obgedachter deutſcher Patriotismus hingegen beſtand in einem Haſſe gegen die Franzoſen, in einem Haſſe gegen Civiliſation und Liberalismus. Nicht wahr, ich bin kein Patriot, denn ich lobe Frankreich?

Es iſt eine eigene Sache mit dem Patriotismus, mit der wirklichen Vaterlandsliebe. Man kann ſein Vaterland lieben und achtzig Jahr' dabei alt

werden, und es nie gewusst haben; aber man muss dann auch zu Hause geblieben sein. Das Wesen des Frühlings erkennt man erst im Winter, und hinter dem Ofen dichtet man die besten Mailieder. Die Freiheitsliebe ist eine Kerkerblume, und erst im Gefängnisse fühlt man den Werth der Freiheit. So beginnt die deutsche Vaterlandsliebe erst an der deutschen Grenze, vornehmlich aber beim Anblick deutschen Unglücks in der Fremde. In einem Buche, welches mir eben zur Hand liegt und die Briefe einer verstorbenen Freundin enthält, erschütterte mich gestern die Stelle, wo sie in der Fremde den Eindruck beschreibt, den der Anblick ihrer Landsleute im Kriege 1813 in ihr hervorbrachte. Ich will die lieben Worte hierhersetzen:

„Den ganzen Morgen hab' ich häufige, bittere Thränen der Rührung und Kränkung geweint! O, ich habe es nie gewusst, dass ich mein Land so liebe! Wie Einer, der durch Physik den Werth des Blutes etwa nicht kennt; — wenn man's ihm abzieht, wird er doch hinstürzen."

Das ist es. Deutschland, Das sind wir selber. Und darum wurde ich plötzlich so matt und krank beim Anblick jener Auswanderer, jener großen Blutströme, die aus den Wunden des Vaterlandes rinnen und sich in den afrikanischen Sand verlieren.

Das ist es; es war wie ein leiblicher Verlust, und ich fühlte in der Seele einen fast physischen Schmerz. Vergebens beschwichtigte ich mich mit vernünftigen Gründen: Afrika ist auch ein gutes Land, und die Schlangen dort züngeln nicht Viel von christlicher Liebe, und die Affen dort sind nicht so widerwärtig wie die deutschen Affen — und zur Zerstreuung summte ich mir ein Lied vor. Zufällig aber war es das alte Lied von Schubart:

„ . . . . . .
Wir sollen über Land und Meer
Ins heiße Afrika.
„ . . . . . .
An Deutschlands Grenzen füllen wir
Mit Erde noch die Hand,
Und küssen sie — Das sei dein Dank
Für Schirmung, Pflege, Speis' und Trank,
Du liebes Vaterland!"

Nur diese Worte des Liedes, das ich in meiner Kindheit gehört, blieben immer in meinem Gedächtnis, und sie traten mir jedesmal in den Sinn, wenn ich an Deutschlands Grenze kam. Von dem Verfasser weiß ich auch nur wenig, außer daß er ein armer deutscher Dichter war, und den größten

Theil ſeines Lebens auf der Feſtung ſaß und die Freiheit liebte. Er iſt nun todt und längſt vermodert, aber ſein Lied lebt noch; denn das Wort kann man nicht auf die Feſtung ſetzen und vermodern laſſen.

Ich verſichere euch, ich bin kein Patriot, und wenn ich an jenem Tage geweint habe, ſo geſchah es wegen des kleinen Mädchens. Es war ſchon gegen Abend, und ein kleines deutſches Mädchen, welches ich vorher ſchon unter den Auswanderern bemerkt, ſtand allein am Strande, wie verſunken in Gedanken, und ſchaute hinaus ins weite Meer. Die Kleine mochte wohl acht Jahr' alt ſein, trug zwei niedlich geflochtene Haarzöpfchen, ein ſchwäbiſch kurzes Röckchen von wohlgeſtreiftem Flanell, hatte ein bleich kränkelndes Geſichtchen, groß ernſthafte Augen, und mit weich beſorgter, jedoch zugleich neugieriger Stimme frug ſie mich, ob Das das Weltmeer ſei. — —

Bis tief in die Nacht ſtand ich am Meere und weinte. Ich ſchäme mich nicht dieſer Thränen. Auch Achilles weinte am Meer, und die ſilberfüßige Mutter muſſte aus den Wellen emporſteigen, um ihn zu tröſten. Auch ich hörte eine Stimme im Waſſer, aber minder troſtreich, vielmehr aufweckend, gebietend, und doch grundweiſe. Denn das Meer

weiß Alles, die Sterne vertrauen ihm des Nachts die verborgenſten Räthſel des Himmels, in ſeiner Tiefe liegen mit den fabelhaft verſunkenen Reichen auch die uralten, längſt verſchollenen Sagen der Erde, an allen Küſten lauſcht es mit tauſend neugierigen Wellenohren, und die Flüſſe, die zu ihm hinabſtrömen, bringen ihm alle Nachrichten, die ſie in den entfernteſten Binnenlanden erkundet oder gar aus dem Geſchwätze der kleinen Bäche und Bergquellen erhorcht haben — Wenn Einem aber das Meer ſeine Geheimniſſe offenbart und Einem das große Welterlöſungswort ins Herz geflüſtert, dann ade, Ruhe! Ade, ſtille Träume! Ade, Novellen und Komödien, die ich ſchon ſo hübſch begonnen, und die nun ſchwerlich ſo bald fortgeſetzt werden!

Die goldenen Engelsfarben ſind ſeitdem auf meiner Palette faſt eingetrocknet, und flüſſig blieb darauf nur ein ſchreiendes Roth, das wie Blut ausſieht, und womit man nur rothe Löwen malt. Ja, mein nächſtes Buch wird wohl ganz und gar ein rother Löwe werden, welches ein verehrungswürdiges Publikum nach obigem Geſtändniſſe gefälligſt entſchuldigen möge. —

Paris, den 17. Oktober 1833.

Heinrich Heine.

Über den Denuncianten.

Vorwort

zum dritten Theile des „Salon.“

(1837.)

Ich habe diesem Buche einige sehr unerfreuliche Bemerkungen voranzuschicken, und vielmehr über Das, was es nicht enthält, als über den Inhalt selbst mich auszusprechen. Was letzteren betrifft, so steht zu berichten, dass ich von den „Florentinischen Nächten“ die Fortsetzung, worin mancherlei Tagesinteressen ihr Echo fanden, nicht mittheilen konnte. Die „Elementargeister“ sind nur die deutsche Bearbeitung eines Kapitels aus meinem Buche „De l'Allemagne;“ Alles, was ins Gebiet der Politik und der Staatsreligion hinüberspielte, ward gewissenhaft ausgemerzt, und Nichts blieb übrig, als eine Reihe harmloser Märchen, die, gleich den Novellen des Decamerone, dazu dienen könnten, jene pestilenzielle Wirklichkeit, die uns dermalen umgiebt, für einige Stunden zu vergessen.

Das Gedicht, welches am Schluſſe des Buches*), habe ich ſelber verfaſſt, und ich denke, es wird meinen Feinden viel Vergnügen machen; ich habe kein beſſeres geben können. Die Zeit der Gedichte iſt überhaupt bei mir zu Ende, ich kann wahrhaftig kein gutes Gedicht mehr zu Tage fördern, und die Kleindichter in Schwaben, ſtatt mir zu grollen, ſollten ſie mich vielmehr brüderlichſt in ihre Schule aufnehmen . . . Das wird auch wohl das Ende des Spaßes ſein, daſs ich in der ſchwäbiſchen Dichterſchule, mit Fallhütchen auf dem Kopf, neben den Andern auf das kleine Bänkchen zu ſitzen komme und das ſchöne Wetter beſinge, die Frühlingsſonne die Maienwonne, die Gelbveiglein und die Quetſchenbäume. Ich hatte längſt eingeſehen, daſs es mit den Verſen nicht mehr recht vorwärts ging, und deſshalb verlegte ich mich auf gute Proſa. Da man aber in der Proſa nicht ausreicht mit dem ſchönen Wetter, Frühlingsſonne, Maienwonne, Gelbveiglein und Quetſchenbäumen, ſo muſſte ich auch für die neue Form einen neuen Stoff ſuchen; dadurch gerieth ich auf die unglückliche Idee, mich mit Ideen zu beſchäftigen, und ich dachte nach über

*) Das Tannhäuſerlied, abgedruckt in Band VII, S. 243 ff.

Der Herausgeber.

die innere Bedeutung der Erſcheinungen, über die letzten Gründe der Dinge, über die Beſtimmung des Menſchengeſchlechts, über die Mittel, wie man die Leute beſſer und glücklicher machen kann, u. ſ. w. Die Begeiſterung, die ich von Natur für dieſe Stoffe empfand, erleichterte mir ihre Behandlung, und ich konnte bald in einer äußerſt ſchönen, vortrefflichen Proſa meine Gedanken darſtellen . . . Aber ach! Als ich es endlich im Schreiben ſo weit gebracht hatte, da ward mir das Schreiben ſelber verboten. Ihr kennt den Bundestagsbeſchluſs vom December 1835, wodurch meine ganze Schriftſtellerei mit dem Interdikte belegt ward. Ich weinte wie ein Kind! Ich hatte mir ſo viel Mühe gegeben mit der deutſchen Sprache, mit dem Accuſativ und Dativ, ich wuſſte die Worte ſo ſchön an einander zu reihen, wie Perl an Perl, ich fand ſchon Vergnügen an dieſer Beſchäftigung, ſie verkürzte mir die langen Winterabende des Exils, ja, wenn ich deutſch ſchrieb, ſo konnte ich mir einbilden, ich ſei in der Heimat, bei der Mutter . . . Und nun ward mir das Schreiben verboten! Ich war ſehr weich geſtimmt, als ich an den Bundestag jene Bittſchrift ſchrieb, die ihr ebenfalls kennt, und die von Manchem unter euch als gar zu unterthänig getadelt worden. Meine Konſulenten, deren Reſponſa

ich bei diesem Ereignisse einholte, waren alle der Meinung, ich müsse ein groß Spektakel erheben, große Memoiren anfertigen, darin beweisen: „daſs hier ein Eingriff in Eigenthumsrechte statt fände, daſs man mir nur durch richterlichen Urtheilsspruch die Ausbeutung meiner Besitzthümer, meiner schriftstellerischen Fähigkeiten, untersagen könne, daſs der Bundestag kein Gerichtshof und zu richterlichen Erkenntnissen nicht befugt sei, daſs ich protestieren, künftigen Schadenersatz verlangen, kurz Spektakel machen müsse.“ Zu Dergleichen fühlte ich mich aber keineswegs aufgelegt, ich hege die größte Abneigung gegen alle deklamatorische Rechthaberei, und ich kannte zu gut den Grund der Dinge, um durch die Dinge selbst aufgebracht zu sein. Ich wusste im Herzen, daſs es durchaus nicht darauf abgesehen war, durch jenes Interdikt mich persönlich zu kränken; ich wusste, daſs der Bundestag, nur die Beruhigung Deutschlands beabsichtigend, aus bester Vorsorge für das Gesammtwohl gegen den Einzelnen mit Härte verfuhr; ich wusste, daſs es der schnödesten Angeberei gelungen war, einige Mitglieder der erlauchten Versammlung, handelnde Staatsmänner, die sich mit der Lektüre meiner neueren Schriften gewiſs wenig beschäftigen konnten, über den Inhalt derselben irre zu leiten und

ihnen glauben zu machen, ich sei das Haupt einer Schule, welche sich zum Sturze aller bürgerlichen und moralischen Institutionen verschworen habe ... Und in diesem Bewusstsein schrieb ich, nicht eine Protestation, sondern eine Bittschrift an den Bundestag, worin ich, weit entfernt, seine oberrichterlichen Befugnisse in Abrede zu stellen, den betrübsamen Beschluss als ein Kontumacialurtheil betrachtete, und, auf alten Präcedenzien fußend, demüthigst bat, mich gegen die im Beschlusse angeführten Beschuldigungen vor den Schranken der erlauchten Versammlung vertheidigen zu dürfen. Von der Gefährdung meiner pekuniären Interessen that ich keine Erwähnung. Eine gewisse Scham hielt mich davon ab. Nichtsdestoweniger haben viele edle Menschen in Deutschland, wie ich aus manchen erröthenden Stellen ihrer Trostbriefe ersah, aufs tiefste gefühlt, was ich verschwieg. Und in der That, wenn es schon hinlänglich betrübsam ist, dass ich, ein Dichter Deutschlands, fern vom Vaterlande, im Exile leben muss, so wird es gewiss jeden fühlenden Menschen doppelt schmerzen, dass ich jetzt noch obendrein meines literarischen Vermögens beraubt werde, meines geringen Poetenvermögens, das mich in der Fremde wenigstens gegen physisches Elend schützen konnte.

Ich sage Dieses mit Kummer, aber nicht mit Unmuth. Denn wen sollte ich anklagen? Nicht die Fürsten; denn, ein Anhänger des monarchischen Princips, ein Bekenner der Heiligkeit des Königthums, wie ich mich seit der Juliusrevolution, trotz dem bedenklichsten Gebrülle meiner Umgebung, gezeigt habe, möchte ich wahrlich nicht mit meinen besonderen Beklagnissen dem verwerflichen Jakobinismus einigen Vorschub leisten. Auch nicht die Räthe der Fürsten kann ich anklagen; denn, wie ich aus den sichersten Quellen erfahren, haben viele der höchsten Staatsmänner den exceptionellen Zustand, worin man mich versetzt, mit würdiger Theilnahme bedauert und baldigste Abhilfe versprochen; ja, ich weiß es, nur wegen der Langsamkeit des Geschäftsgangs ist diese Abhilfe noch nicht gesetzlich an den Tag getreten, und vielleicht, während ich diese Zeilen schreibe, wird Dergleichen in Deutschland zu meinen Gunsten promulgiert. Selbst entschiedenste Gegner unter den deutschen Staatsmännern haben mir wissen lassen, dass die Strenge des erwähnten Bundestagsbeschlusses nicht den ganzen Schriftsteller treffen sollte, sondern nur den politischen und religiösen Theil desselben, der poetische Theil desselben dürfe sich unverhindert aussprechen in Gedichten, Dramen, Novellen, in jenen schönen Spielen der Phan-

taſte, für welche ich ſo viel Genie beſitze . . . Ich könnte faſt auf den Gedanken gerathen, man wolle mir einen Dienſt leiſten und mich zwingen, meine Talente nicht für undankbare Themata zu vergeuden . . . In der That, ſie waren ſehr undankbar, haben mir nichts als Verdruſs und Verfolgung zugezogen . . . Gottlob! ich werde mit Gendarmen auf den beſſeren Weg geleitet, und bald werde ich bei euch ſein, ihr Kinder der ſchwäbiſchen Schule, und wenn ich nicht auf der Reiſe den Schnupfen bekomme, ſo ſollt ihr euch freuen, wie fein meine Stimme, wenn ich mit euch das ſchöne Wetter beſinge, die Frühlingsſonne, die Maienwonne, die Gelbveiglein, die Quetſchenbäume.

Dieſes Buch diene ſchon als Beweis meines Fortſchreitens nach hinten. Auch hoffe ich, die Herausgabe deſſelben wird weder oben noch unten zu meinem Nachtheile miſsdeutet werden. Das Manuſtript war zum größten Theile ſchon ſeit einem Jahre in den Händen meines Buchhändlers, ich hatte ſchon ſeit anderthalb Jahren mit demſelben über die Herausgabe ſtipuliert, und es war mir nicht möglich, dieſe zu unterlaſſen.

Ich werde zu einer andern Zeit mich ausführlicher über dieſen Umſtand ausſprechen, er ſteht nämlich in einiger Verbindung mit jenen Gegenſtänden,

die meine Feder nicht berühren soll. Dieselbe Rücksicht verhindert mich, mit klaren Worten das Gespinnste von Verleumdungen zu beleuchten, womit es einer in den Annalen deutscher Literatur unerhörten Angeberei gelungen ist, meine Meinungen als staatsgefährlich zu denuncieren und das erwähnte Interdikt gegen mich zu veranlassen. Wie und in welcher Weise Dieses geschehen, ist notorisch, auch ist der Denunciant, der literarische Mouchard, schon längst der öffentlichen Verachtung verfallen; es ist purer Luxus, wenn nach so viel' edlen Stimmen des Unwillens auch ich noch hinzutrete, um über das klägliche Haupt des Herrn Wolfgang Menzel in Stuttgart die Ehrlosigkeit, die Infamia, auszusprechen. Nie hat deutsche Jugend einen ärmeren Sünder mit witzigeren Ruthen gestrichen und mit glühenderem Hohne gebrandmarkt! Er dauert mich wahrlich, der Unglückliche, dem die Natur ein kleines Talent und Cotta ein großes Blatt anvertraut hatten, und der Beides so schmutzig, so miserabel missbrauchte!

Ich lasse es dahingestellt sein, ob es das Talent oder das Blatt war, wodurch die Stimme des Herrn Menzel so weitreichend gewesen, dass seine Denunciation so betrübsam wirken konnte, dass beschäftigte Staatsmänner, die eher Literatur-

blätter als Bücher lesen, ihm aufs Wort glaubten. So Viel weiß ich, sein Wort musste um so lauter erschallen, je ängstlichere Stille damals in Deutschland herrschte ... Die Stimmführer der Bewegungspartei hielten sich in einem klugen Schweigen versteckt, oder saßen in wohlvergittertem Gewahrsam und harrten ihres Urtheils, vielleicht des Todesurtheils ... Höchstens hörte man manchmal das Schluchzen einer Mutter, deren Kind in Frankfurt die Konstablerwache mit dem Bajonette eingenommen hatte und nicht mehr hinauskonnte, ein Staatsverbrechen, welches gewiss eben so unbesonnen wie strafwürdig war und den feinöhrigsten Argwohn der Regierungen überall rechtfertigte ... Herr Menzel hatte sehr gut seine Zeit gewählt zur Denunciation jener großen Verschwörung, die unter dem Namen: „Das junge Deutschland," gegen Thron und Altar gerichtet ist und in dem Schreiber dieser Blätter ihr gefährlichstes Oberhaupt verehrt.

Sonderbar! Und immer ist es die Religion, und immer die Moral, und immer der Patriotismus, womit alle schlechten Subjekte ihre Angriffe beschönigen! Sie greifen uns an, nicht aus schäbigen Privatinteressen, nicht aus Schriftstellerneid, nicht aus angebornem Knechtsinn, sondern um den

lieben Gott, um die guten Sitten und das Vaterland zu retten. Herr Menzel, welcher jahrelang, während er mit Herrn Gutzkow befreundet war, mit kummervollem Stillschweigen zugesehen, wie die Religion in Lebensgefahr schwebte, gelangt plötzlich zur Erkenntnis, dass das Christenthum rettungslos verloren sei, wenn er nicht schleunigst das Schwert ergreift und dem Gutzkow von hinten ins Herz stößt. Um das Christenthum selber zu retten, muss er freilich ein bischen unchristlich handeln; doch die Engel im Himmel und die Frommen auf der Erde werden ihm die kleinen Verleumdungen und sonstigen Hausmittelchen, die der Zweck heiligt, gern zu Gute halten.

Wenn einst das Christenthum wirklich zu Grunde ginge (vor welchem Unglück uns die ewigen Götter bewahren wollen!), so würden es wahrlich nicht seine Gegner sein, denen man die Schuld davon zuschreiben müsste. Auf jeden Fall hat sich unser Herr und Heiland, Jesus Christus, nicht bei Herrn Menzel und dessen bairischen Kreuzbrüdern zu bedanken, wenn seine Kirche auf ihrem Felsen stehen bleibt! Und ist Herr Menzel wirklich ein guter Christ, ein besserer Christ als Gutzkow und das sonstige junge Deutschland? Glaubt er Alles, was in der Bibel steht? Hat er immer die Lehren

des Bergpredigers ſtrenge befolgt? Hat er immer ſeinen Feinden verziehen, nämlich allen Denen, die in der Literatur eine glänzendere Rolle ſpielten, als er? Hat Herr Menzel ſeine linke Wange ſanftmüthig hingehalten, als ihm der Buchhändler Frankh auf die rechte Wange eine Ohrfeige oder ſchwäbiſch zu ſprechen, eine Maulſchelle gegeben? Hat Herr Menzel Wittwen und Waiſen immer gut recenſiert? War er jemals ehrlich, war ſein Wort immer Ja oder Nein? Wahrlich nein, nächſt einer geladenen Piſtole hat Herr Menzel nie Etwas mehr geſcheut als die Ehrlichkeit der Rede, er war immer ein zweideutiger Duckmäuſer, halb Haſe, halb Wetterfahne, grob und windig zu gleicher Zeit, wie ein Polizeidiener. Hätte er in jenen erſten Jahrhunderten gelebt, wo ein Chriſt mit ſeinem Blute Zeugnis geben muſſte für die Wahrheit des Evangeliums, da wäre er wahrlich nicht als Vertheidiger deſſelben aufgetreten, ſondern vielmehr als der Ankläger Derer, die ſich zum Chriſtenthume bekannten, und die man damals des Atheismus und der Immoralität beſchuldigte. Wohnte Herr Menzel in Peking ſtatt in Stuttgart, ſo ſchriebe er jetzt vielleicht lange delatoriſche Artikel gegen „das junge China,“ welches, wie aus den jüngſten Dekreten der chineſiſchen Regierung hervorgeht, eine Rotte

von Böſewichtern zu ſein ſcheint, die durch Schrift und Wort das Chriſtenthum verbreiten, und deſshalb von den Mandarinen des himmliſchen Reiches für die gefährlichſten Feinde der bürgerlichen Ordnung und der Moral erklärt werden.

Ja, nächſt der Religion iſt es die Moral, für deren Untergang Herr Menzel zittert. Iſt er vielleicht wirklich ſo tugendhaft, der unerbittliche Sittenwart von Stuttgart? Eine gewiſſe phyſiſche Moralität will ich Herrn Menzel keineswegs abſprechen. Es iſt ſchwer, in Stuttgart nicht moraliſch zu ſein. In Paris iſt es ſchon leichter, Das weiß Gott! Es iſt eine eigne Sache mit dem Laſter. Die Tugend kann Jeder allein üben, er hat Niemand dazu nöthig als ſich ſelber; zu dem Laſter aber gehören immer Zwei. Auch wird Herr Menzel von ſeinem Aeußern aufs glänzendſte unterſtützt, wenn er das Laſter fliehen will. Ich habe eine zu vortheilhafte Meinung von dem guten Geſchmacke des Laſters, als daſs ich glauben dürfte, es würde jemals einem Menzel nachlaufen. Der arme Goethe war nicht ſo glücklich begabt, und es war ihm nicht vergönnt, immer tugendhaft zu bleiben. Die ſchwäbiſche Schule ſollte ihrem nächſten Muſenalmanach das Bildnis des Herrn Menzel voranſetzen; es wäre ſehr belehrſam. Das Publikum würde gleich bemerken: er

sieht gar nicht aus wie Goethe. Und mit noch größerer Verwunderung würde man bemerken: dieser Held des Deutschthums, dieser Vorkämpe des Germanismus, sieht gar nicht aus wie ein Deutscher, sondern wie ein Mongole . . . jeder Backenknochen ein Kalmuck!

Dieses ist nun freilich verdrießlich für einen Mann, der beständig auf Nationalität pocht, gegen alles Fremdländische unaufhörlich loszieht und unter lauter Teutomanen lebt, die ihn nur als einen nützlichen Verbündeten, jedoch keineswegs als einen reinen Stammgenossen betrachten. Wir aber sind keine altdeutsche Racenmäkler, wir betrachten die ganze Menschheit als eine große Familie, deren Mitglieder ihren Werth nicht durch Hautfarbe und Knochenbau, sondern durch die Triebe ihrer Seele, durch ihre Handlungen offenbaren. Ich würde gern, wenn es Herrn Menzel Vergnügen machte, ihm zugestehen, daſs er ein makelloser Abkömmling Teut's, wo nicht gar ein legitimer Enkel Hermann's und Thusneldens sei, wenn nur sein Inneres, sein Charakter, seine Handlungen eine solche Annahme rechtfertigen könnten; aber diese widersprechen seinem Germanenthume noch weit bedenklicher, als sein Gesicht.

Die erste Tugend der Germanen ist eine gewisse Treue, eine gewisse schwerfällige, aber rührend

großmüthige Treue. Der Deutsche schlägt sich selbst für die schlechteste Sache, wenn er einmal Handgeld empfangen, oder auch nur im Rausche seinen Beistand versprochen; er schlägt sich alsdann mit seufzendem Herzen, aber er schlägt sich; wie auch die bessere Überzeugung in seiner Brust murre, er kann sich doch nicht entschließen, die Fahne zu verlassen, und er verlässt sie am allerwenigsten, wenn seine Partei in Gefahr oder vielleicht gar von feindlicher Übermacht umzingelt ist . . . Daſs er alsdann zu den Gegnern überliefe, ist weder dem deutschen Charakter angemessen, noch dem Charakter irgend eines anderen Volkes . . . Aber in diesem Falle noch gar als Denunciant zu agieren, Das kann nur ein Schurke.

Und auch eine gewisse Scham liegt im Wesen der Germanen; gegen den Schwächeren oder Wehrlosen wird er nimmermehr das Schwert ziehen, und den Feind, der gebunden und geknebelt zu Boden liegt, wird er nicht antasten, bis derselbe seiner Bande entledigt und wieder auf freien Füßen steht. Herr Menzel aber schwang seinen Flamberg am liebsten gegen Weiber, er hat sie zu Dutzenden niedergesäbelt, die deutschen Schriftstellerinnen, arme Wesen, die, um Brot für ihre Kinder zu erwerben, zur Feder gegriffen und der rohen öffentlichen Ver-

ſpottung Nichts als heimliche Thränen entgegenſetzen konnten! Er hat gewiſs uns Männern einen wichtigen Dienſt geleiſtet, indem er uns von der Konkurrenz der weiblichen Schriftſteller befreite, er hat vielleicht auch der Literatur dadurch genützt, aber ich möchte in einem ſolchen Feldzuge meine Sporen nimmermehr erworben haben. Auch gegen Herrn Gutzkow, und wäre Gutzkow ein Vatermörder geweſen, hätte ich nicht meine Philippika donnern mögen, während er im Kerker lag oder gar vor Gericht ſtand. Und ich bin weit davon entfernt, auf alle germaniſchen Tugenden Anſpruch zu machen, vielleicht am wenigſten auf eine gewiſſe Ehrlichkeit, die ebenfalls als ein beſonderes Kennzeichen des Germanenthums zu betrachten iſt. Ich habe manchem Thoren ins Geſicht geſagt, er ſei ein Weiſer, aber ich that es aus Höflichkeit. Ich habe manchen Verſtändigen einen Eſel geſcholten, aber ich that es aus Haſs. Niemals habe ich mich der Zweideutigkeit befliſſen, ängſtlich die Ereigniſſe abwartend, in der Politik wie im Privatleben, und gar niemals lag meinen Worten ein erbärmlicher Eigennutz zum Grunde. Von der Menzel'ſchen Politik in der Politik darf ich hier nicht reden, wegen der Politik. Übrigens iſt das öffentliche Leben des Herrn Menzel ſattſam bekannt, und Jeder weiß, daſs ſein Betra-

gen als würtembergiſcher Deputierter eben ſo heuchleriſch wie lächerlich. Über ſein Privatſchelmenleben kann ich, ſchon wegen Mangel an Raum, ebenfalls nicht reden. Auch ſeiner literariſchen Gaunerſtreiche will ich hier nicht erwähnen; es wäre zu langweilig, wenn ich ausführlich zeigen müſſte, wie Herr Menzel, der ehrliche Mann, von den Autoren, die er kritiſiert, ganz andere Dinge citiert, als in ihren Büchern ſtehen, wie er, ſtatt der Originalworte, lauter ſinnverfälſchende Synonyme liefert u. ſ. w. Nur die kleine humoriſtiſche Anekdote, wie nämlich Herr Menzel dem alten Baron Cotta ſeine „Deutſche Literatur“ zum Verlag anbot, kann ich des Spaßes wegen nicht unerwähnt laſſen. Das Manuſkript dieſes Buches enthielt am Schluſſe die großartigſten Lobſprüche auf Cotta, die jedoch keineswegs Denſelben verleiteten, das geforderte Honorar dafür zu bewilligen. Es ſchmeichelte aber immerhin den ſeligen Baron, ſich mal recht tüchtig gelobt zu ſehen, und als bald darauf das Buch bei Gebrüder Franckh herauskam, ſprach er freudig zu ſeinem Sohne: „Georg, lies das Buch, darin wird mein Verdienſt anerkannt, darin werde ich mal nach Gebühr gelobt!“ Georg aber fand, daſs in dem Buche alle Lobſprüche ausgeſtrichen und im Gegentheil die derbſten Seitenhiebe auf ſeinen Vater eingeſchaltet worden.

Der Alte war zum Küſſen liebenswürdig, wenn er dieſe Anekdote erzählte.

Und noch eine Tugend giebt es bei den Germanen, die wir bei Herrn Menzel vermiſſen: die Tapferkeit. Herr Menzel iſt feige. Ich ſage Dieſes bei Leibe nicht, um ihn als Menſch herabzuwürdigen; man kann ein guter Bürger ſein, und doch den Tabacksrauch mehr lieben als den Pulverdampf, und gegen bleierne Kugeln eine größere Abneigung empfinden als gegen ſchwäbiſche Mehlklöße; denn letztere können zwar ſchwer im Magen laſten, ſind aber lange nicht ſo unverdaulich. Auch iſt Morden eine Sünde, und gar das Duell! wird es nicht aufs beſtimmteſte verboten durch die Religion, durch die Moral und durch die Philoſophie? Aber will man beſtändig mit deutſcher Nationalität bramarbaſieren, will man für einen Helden des Deutſchthums gelten, ſo muſs man tapfer ſein, ſo muſs man ſich ſchlagen, ſobald ein beleidigter Ehrenmann Genugthuung fordert, ſo muſs man mit dem Leben einſtehen für das Wort, das man geſprochen. Das tapferſte Volk ſind die Deutſchen. Auch andere Völker ſchlagen ſich gut, aber ihre Schlachtluſt wird immer unterſtützt durch allerlei Nebengründe. Der Franzoſe ſchlägt ſich gut, wenn ſehr viele Zuſchauer dabei ſind, oder irgend eine ſeiner Lieblingsmarotten,

z. B. Freiheit und Gleichheit, Ruhm und Dergleichen mehr auf dem Spiele steht. Die Russen haben sich gegen die Franzosen sehr gut geschlagen, weil ihre Generäle ihnen versicherten, dass Diejenigen unter ihnen, welche auf deutschem oder französischem Boden fielen, unverzüglich hinten in Russland wieder auferstünden; und um geschwind wieder nach Hause zu kommen, nach Buchtenheim, stürzten sie sich muthig in die französischen Bajonette; es ist nicht wahr, dass damals bloß der Stock und der Branntewein sie begeistert habe. Die Deutschen aber sind tapfer ohne Nebengedanken, sie schlagen sich, um sich zu schlagen, wie sie trinken, um zu trinken. Der deutsche Soldat wird weder durch Eitelkeit, noch durch Ruhmsucht, noch durch Unkenntnis der Gefahr in die Schlacht getrieben, er stellt sich ruhig in Reih' und Glied und thut seine Pflicht, — kalt, unerschrocken, zuverlässig. Ich spreche hier von der rohen Masse, nicht von der Elite der Nation, die auf den Universitäten, jenen hohen Schulen der Ehre, wenn auch selten in der Wissenschaft, doch desto öfter in den Gefühlen der Manneswürde die feinste Ausbildung erlangt hat. Ich habe fast sieben Jahre studierenshalber auf deutschen Universitäten zugebracht, und deutsche Schlagluft wurde für mich ein so gewöhnliches Schauspiel, dass ich an Feigheit

kaum mehr glaubte. Diese Schlaglust fand ich besonders bei meinen speciellen Landsleuten, den Westfalen, die von Herzen die gutmüthigsten Kinder, aber bei vorfallenden Missverständnissen, den langen Wortwechsel nicht liebend, gewöhnlich geneigt sind, den Streit auf einem natürlichen, so zu sagen freundschaftlichen Wege, nämlich durch die Entscheidung des Schwertes, schleunigst zu beendigen. Desshalb haben die Westfalen auf den Universitäten immer die meisten Duelle. Herr Menzel aber ist kein Westfale, ist kein Deutscher, Herr Menzel ist eine Memme. Als er mit den frechsten Worten die bürgerliche Ehre des Herrn Gutzkow angetastet, die persönlichsten Verleumdungen gegen Denselben losgegeifert, und der Beleidigte nach Sitte und Brauch deutscher Jugend die geziemende Genugthuung forderte: da griff der germanische Held zu der kläglichen Ausflucht, dass dem Herrn Gutzkow ja die Feder zu Gebote stände, dass er ja ebenfalls gegen ihn drucken lassen könne, was ihm beliebe, dass er ihm nicht im stillen Wald mit materiellen Waffen, sondern öffentlich, auf dem Streitplatze der Journalistik, mit geistigen Waffen die geforderte Genugthuung geben werde ... Und der germanische Held zog es vor, in seinem Klatschblatte wie ein altes Weib zu keifen, statt auf

der Wahlstätte der Ehre wie ein Mann sich zu schlagen.

Es ist betrübsam, es ist jammervoll, aber dennoch wahr, Herr Menzel ist feige. Ich sage es mit Wehmuth, aber es ist für höhere Interessen nothwendig, daſs ich es öffentlich ausspreche: Herr Menzel ist feige. Ich bin davon überzeugt. Will Herr Menzel mich vom Gegentheile überzeugen, so will ich ihm gerne auf halbem Wege entgegenkommen. Oder wird er auch mir anbieten, mittelst der Druckerpresse, durch Journale und Broschüren, mich gegen die Insinuationen zu vertheidigen, die er seiner ersten Denunciation zum Grunde gelegt, die er seitdem noch fortgesetzt, und die er jetzt gewiſs noch verdoppeln wird? Diese Ausflucht konnte damals gegen Herrn Gutzkow angewendet werden; denn damals war das bekannte Dekret des Bundestags noch nicht erschienen, und Herr Gutzkow ward auch seitdem von der Schwere desselben nicht so sehr niedergehalten wie ich. Auch waren in der Polemik Desselben, da er Privatverleumdungen, Angriffe auf die Person, abzuwehren hatte, die Persönlichkeiten vorherrschend. Ich aber hätte mehr die Verleumdung meines Geistes, meiner Gefühl- und Denkweise zu besprechen, und ich könnte mich nicht vertheidigen, ohne meine Ansichten von Reli-

gion und Moral unumwunden darzustellen; nur durch positive Bekenntnisse kann ich mich von den angeschuldigten Negationen, Atheismus und Immoralität, vollständigst reinigen. Und ihr wisst, wie beschränkt das Feld ist, das jetzt meine Feder beackern darf.

Wie gesagt, Herr Menzel hat mich nicht persönlich angegriffen und ich habe wahrlich gegen ihn keinen persönlichen Groll. Wir waren sogar ehemals gute Freunde, und er hat mich oft genug wissen lassen, wie sehr er mich liebe. Er hat mir nie vorgeworfen, dass ich ein schlechter Dichter sei, und auch ich habe ihn gelobt. Ich hatte meine Freude an ihm, und ich lobte ihn in einem Journale, welches dieses Lob nicht lange überlebte*). Ich war damals ein kleiner Junge, und mein größter Spaß bestand darin, dass ich Flöhe unter ein Mikroskop setzte und die Größe derselben den Leuten demonstrierte. Herr Menzel hingegen setzte damals den Goethe unter ein Verkleinerungsglas, und Das machte mir ebenfalls ein kindisches Vergnügen. Die Späße des Herrn Menzel missfielen mir nicht; er war damals witzig, und ohne just einen Hauptgedanken zu haben, eine Synthese, konnte er

*) Vgl. den Aufsatz über W. Menzel's „Deutsche Literatur" im vorhergehenden Bande. Der Herausgeber.

seine Einfälle sehr pfiffig kombinieren und gruppieren, dass es manchmal aussah, als habe er keine losen Streckverse, sondern ein Buch geschrieben. Er hatte auch einige wirkliche Verdienste um die deutsche Literatur; er stand vom Morgen bis Abend im Kothe, mit dem Besen in der Hand, und fegte den Unrath, der sich in der deutschen Literatur angesammelt hatte. Durch dieses unreinliche Tagwerk aber ist er selber so schmierig und anrüchig geworden, dass man am Ende seine Nähe nicht mehr ertragen konnte; wie man den Latrinenfeger zur Thüre hinausweist, wenn sein Geschäft vollbracht, so wird Herr Menzel jetzt selber zur Literatur hinausgewiesen. Zum Unglück für ihn hat das mistduftige Geschäft so völlig seine Zeit verschlungen, dass er unterdessen gar nichts Neues gelernt hat. Was soll er jetzt beginnen? Sein früheres Wissen war kaum hinreichend für den literarischen Hausbedarf; seine Unwissenheit war immer eine Zielscheibe der Moquerie für seine näheren Bekannten; nur seine Frau hatte eine große Meinung von seiner Gelehrsamkeit. Auch imponierte er ihr nicht wenig! Der Mangel an Kenntnissen und das Bedürfnis, diesen Mangel zu verbergen, hat vielleicht die meisten Irrthümer oder Schelmereien des Herrn Menzel hervorgebracht. Hätte er Griechisch verstanden, so würde es ihm

nie in den Sinn gekommen ſein, gegen Goethe aufzutreten. Zum Unglück war auch das Lateiniſche nicht ſeine Sache, und er muſſte ſich mehr ans Germaniſche halten, und täglich ſtieg ſeine Neigung für die Dichter des deutſchen Mittelalters, für die edle Turnkünſt und für Jacob Böhm, deſſen deutſcher Stil ſehr ſchwer zu verſtehen iſt, und den er auch in wiſſenſchaftlicher Form herausgeben wollte.

Ich ſage Dieſes nur, um die Keime und Urſprünge ſeiner Teutomanie nachzuweiſen, nicht um ihn zu kränken; wie ich denn überhaupt, was ich wiederholen muſs, nicht aus Groll oder Böswilligkeit ihn beſpreche. Sind meine Worte hart, ſo iſt es nicht meine Schuld. Es gilt dem Publikum zu zeigen, welche Bewandtnis es hat mit jenem bramarbaſierenden Helden der Nationalität, jenem Wächter des Deutſchthums, der beſtändig auf die Franzoſen ſchimpft und uns arme Schriftſteller des jungen Deutſchlands für lauter Franzoſen und Juden erklärt hat. Für Juden, Das hätte Nichts zu bedeuten; wir ſuchen nicht die Alliance des gemeinen Pöbels, und der Höhergebildete weiß wohl, daſs Leute, die man als Gegner des Deismus anklagte, keine Sympathie für die Synagoge hegen konnten; man wendet ſich nicht an die überwelken Reize der Mutter, wenn Einem die alternde Tochter nicht mehr behagt. Daſs

man uns aber als die Feinde Deutschlands, die das Vaterland an Frankreich verriethen, darstellen wollte, Das war wieder ein eben so feiges wie hinterlistiges Bubenstück.

Es sind vielleicht einige ehrliche Franzosenhasser unter dieser Meute, die uns ob unserer Sympathie für Frankreich so erbärmlich verkennen und so aberwitzig anklagen. Andere sind alte Rüden, die noch immer bellen wie Anno 1813, und deren Gekläffe eben von unserem Fortschritte zeugt. „Der Hund bellt, die Karawane marschiert," sagt der Beduine. Sie bellen weniger aus Bosheit denn aus Gewohnheit, wie der alte räudige Hofhund, der ebenfalls jeden Fremden wüthend anbelfert, gleichviel, ob Dieser Böses oder Gutes im Sinne führt. Die arme Bestie benutzt vielleicht diese Gelegenheit, um an ihrer Kette zu zerren und damit bedrohlich zu klirren, ohne daſs es ihr der Hausherr übel nehmen darf. Die meisten aber unter jenen Franzosenhassern sind Schelme, die sich diesen Haſs absichtlich angelogen, ungetreue, schamlose, unehrliche, feige Schelme, die, entblößt von allen Tugenden des deutschen Volkes, sich mit den Fehlern desselben bekleiden, um sich den Anschein des Patriotismus zu geben und in diesem Gewande die wahren Freunde des Vaterlandes gefahrlos schmähen

zu dürfen. Es ist ein doppelt falsches Spiel. Die Erinnerungen der napoleonischen Kaiserzeit sind noch nicht ganz erloschen in unserer Heimat, man hat es dort noch nicht ganz vergessen, wie derb unsere Männer und wie zärtlich unsere Weiber von den Franzosen behandelt worden, und bei der großen Menge ist der Franzosenhass noch immer gleichbedeutend mit Vaterlandsliebe; durch ein geschicktes Ausbeuten dieses Hasses hat man also wenigstens den Pöbel auf seiner Seite, wenn man gegen junge Schriftsteller zu Felde zieht, die eine Freundschaft zwischen Frankreich und Deutschland zu vermitteln suchen. Freilich, dieser Hass war einst staatsnützlich, als es galt, die Fremdherrschaft zurückzudrängen; jetzt aber ist die Gefahr nicht im Westen, Frankreich bedroht nicht mehr unsere Selbständigkeit, die Franzosen von heute sind nicht mehr die Franzosen von gestern, sogar ihr Charakter ist verändert, an die Stelle der leichtsinnigen Eroberungslust trat ein schwermüthiger, beinahe deutscher Ernst, sie verbrüdern sich mit uns im Reiche des Geistes, während im Reiche der Materie ihre Interessen mit den unsrigen sich täglich inniger verzweigen — Frankreich ist jetzt unser natürlicher Bundesgenosse. Wer Dieses nicht einsieht, ist ein Dummkopf; wer Dieses einsieht und dagegen handelt, ist ein Verräther.

Aber was hatte ein Herr Menzel zu verlieren bei dem Untergange Deutschlands? Ein geliebtes Vaterland? Wo ein Stock ist, da ist des Sklaven Vaterland. Seinen unsterblichen Ruhm? Dieser erlischt in derselben Stunde, wo der Kontrakt abläuft, der ihm die Redaktion des Stuttgarter „Literaturblattes“ zusichert. Ja, will der Baron Cotta eine kleine Geldsumme als stipulierte Entschädigung springen lassen, so hat die Menzel'sche Unsterblichkeit schon heute ein Ende. Oder hätte er Etwas für seine Person zu fürchten? Lieber Himmel! wenn die mongolischen Horden nach Stuttgart kommen, lässt Herr Menzel sich aus der Theatergarderobe ein Amorkostüm holen, bewaffnet sich mit Pfeil und Bogen, und die Baschkiren, sobald sie nur sein Gesicht sehen, rufen freudig: „Das ist unser geliebter Bruder!“

Ich habe gesagt, dass bei unseren Teutomanen der affichierte Franzosenhass ein doppelt falsches Spiel ist. Sie bezwecken dadurch zunächst eine Popularität, die sehr wohlfeil zu erwerben ist, da man dabei weder Verlust des Amtes noch der Freiheit zu befürchten hat. Das Losdonnern gegen heimische Gewalten ist schon weit bedenklicher. Aber um für Volkstribunen zu gelten, müssen unsere Teutomanen manchmal ein freiheitliches Wort gegen die deut-

schen Regierungen riskieren, und in der frechen Zaghheit ihres Herzens bilden sie sich ein, die Regierungen würden ihnen gern gelegentlich ein bischen Demagogismus verzeihen, wenn sie dafür desto unabläßiger den Franzosenhaß predigten. Sie ahnen nicht, daß unsere Fürsten jetzt Frankreich nicht mehr fürchten, des Nationalhasses nicht mehr als Vertheidigungsmittel bedürfen, und den König der Franzosen als die sicherste Stütze des monarchischen Princips betrachten.

Wer je seine Tage im Exil verbracht hat, die feuchtkalten Tage und schwarzen langen Nächte, wer die harten Treppen der Fremde jemals auf und ab gestiegen, Der wird begreifen, weßhalb ich die Verdächtigung in Betreff des Patriotismus mit wortreicherem Unwillen von mir abweise, als alle andern Verleumdungen, die seit vielen Jahren in so reichlicher Fülle gegen mich zum Vorschein gekommen, und die ich mit Geduld und Stolz ertrage. Ich sage: mit Stolz; denn ich konnte dadurch auf den hochmüthigen Gedanken gerathen, daß ich zu der Schar jener Auserwählten des Ruhmes gehörte, deren Andenken im Menschengeschlechte fortlebt, und die überall neben den geheiligten Lichtspuren ihrer Fußstapfen auch die langen, kothigen Schatten der Verleumdung auf Erden zurücklassen.

Auch gegen die Beſchuldigung des Atheismus und der Immoralität möchte ich nicht mich, ſondern meine Schriften vertheidigen. Aber Dieſes iſt nicht ausführbar, ohne daſs es mir geſtattet wäre, von der Höhe einer Syntheſe meine Anſichten über Religion und Moral zu entwickeln. Hoffentlich wird mir Dieſes, wie ich bereits erwähnt habe, bald geſtattet ſein. Bis dahin erlaube ich mir nur eine Bemerkung zu meinen Gunſten. Die zwei Bücher, die eigentlich als Corpora delicti wider mich zeugen ſollten, und worin man die ſtrafbaren Tendenzen finden will, deren man mich bezichtigt, ſind nicht gedruckt, wie ich ſie geſchrieben habe, und ſind von fremder Hand ſo verſtümmelt worden, daſs ich zu einer andern Zeit, wo keine Miſsdeutung zu befürchten geweſen wäre, ihre Autorſchaft abgelehnt hätte. Ich ſpreche nämlich vom zweiten Theile des „Salon“ und von der „Romantiſchen Schule.“ Durch die großen, unzähligen Ausſcheidungen, die darin ſtattfanden, iſt die urſprüngliche Tendenz beider Bücher ganz verloren gegangen, und eine ganz verſchiedene Tendenz ließ ſich ſpäter hineinlegen. Worin jene urſprüngliche Tendenz beſtand, ſage ich nicht; aber ſo Viel darf ich behaupten, daſs es keine unpatriotiſche war. Namentlich im zweiten Theile des „Salon“ enthielten die ausgeſchiedenen

Stellen eine glänzendere Anerkennung deutſcher Volksgröße, als jemals der forcierte Patriotismus unſerer Teutomanen zu Markte gebracht hat; in der franzöſiſchen Ausgabe, im Buche „De l'Allemagne," findet Jeder die Beſtätigung des Geſagten. Die franzöſiſche Ausgabe der inkulpierten Bücher wird auch Jeden überzeugen, daſs die Tendenzen derſelben nicht im Gebiete der Religion und der Moral lagen. Ja, manche Zungen beſchuldigen mich der Indifferenz in Betreff aller Religions- und Moralſyſteme, und glauben, daſs mir jede Doktrin willkommen ſei, wenn ſie ſich nur geeignet zeige, das Völkerglück Europa's zu befördern, oder wenigſtens bei der Erkämpfung deſſelben als Waffe zu dienen. Man thut mir aber Unrecht. Ich würde nie mit der Lüge für die Wahrheit kämpfen.

Was iſt Wahrheit? „Holt mir das Waſchbecken," würde Pontius Pilatus ſagen.

Ich habe dieſe Vorblätter in einer ſonderbaren Stimmung geſchrieben. Ich dachte während dem Schreiben mehr an Deutſchland, als an das deutſche Publikum, meine Gedanken ſchwebten um liebere Gegenſtände, als die ſind, womit ſich meine Feder ſo eben beſchäftigte . . . ja, ich verlor am Ende ganz und gar die Schreibluſt, trat ans Fenſter, und betrachtete die weißen Wolken, die eben, wie

ein Leichenzug, am nächtlichen Himmel dahinziehen. Eine dieser melancholischen Wolken scheint mir so bekannt und reizt mich unaufhörlich zum Nachsinnen, wann und wo ich dergleichen Luftbildung schon früher einmal gesehen. Ich glaube endlich, es war in Norddeutschland, vor sechs Jahren, kurz nach der Juliusrevolution, an jenem schmerzlichen Abend, wo ich auf immer Abschied nahm von dem treuesten Waffenbruder, von dem uneigennützigsten Freunde der Menschheit. Wohl kannte er das trübe Verhängnis, dem Jeder von uns entgegenging. Als er mir zum letzten Male die Hand drückte, hub er die Augen gen Himmel, betrachtete lange jene Wolke, deren kummervolles Ebenbild mich jetzt so trübe stimmt, und wehmüthigen Tones sprach er: „Nur die schlechten und die ordinären Naturen finden ihren Gewinn bei einer Revolution. Schlimmsten Falles, wenn sie etwa mißglückt, wissen sie doch immer noch zeitig den Kopf aus der Schlinge zu ziehen. Aber möge die Revolution gelingen oder scheitern, Männer von großem Herzen werden immer ihre Opfer sein.“

Denen, die da leiden im Vaterlande, meinen Gruß!

Geschrieben zu Paris, den 24. Januar 1837.

Heinrich Heine.

Der

Schwabenspiegel.

(1838.)

Vorbemerkung.

Die hier mitgetheilten Blätter wurden im Beginn des Frühlings als Nachrede zum zweiten Theil des „Buchs der Lieder“ und mit der Bitte um ſchleunigſten Abdruck nach Deutſchland geſendet. Ich dachte nun, das Buch ſei dort längſt erſchienen, als mir vor ein paar Wochen mein Verleger meldete, in einem ſüddeutſchen Staate, wo er das Manuſkript zur Cenſur gegeben, habe man ihn während der ganzen Zeit mit dem Imprimatur hingehalten, und er ſchlüge mir vor, die Nachrede als beſonderen Artikel in einer periodiſchen Publikation vorweg abdrucken zu laſſen. Indem ich ſie alſo in ſolcher Weiſe dem verehrungswürdigen Leſer mittheile, glaube ich, daſs er ohne große Anſtrengung ſeines Scharfſinns errathen wird, warum ich ſeit zweiundeinhalb Jahren ſo vielen Schlichen

und Ränken begegne, wenn ich jene Denunciatoren besprechen will, die ihrerseits ganz ohne alle Censur- und Redaktionsbeschränkung den größten Theil der deutschen Pressen missbrauchen dürfen. —

Paris, im Spätherbst 1838.

Heinrich Heine.

Nach Brauch und Sitte deutſcher Dichterſchaft ſollte ich meiner Gedichtſammlung, die den Titel „Buch der Lieder“ führt und jüngſt in erneutem Abdruck erſchienen iſt, auch die nachfolgenden Blätter einverleiben. Aber es wollte mich bedünken, als klänge in dem „Buch der Lieder“ ein Grundton, der durch Beimiſchung ſpäterer Erzeugniſſe ſeine ſchöne Reinheit einbüßen möchte. Dieſe ſpäteren Produktionen übergebe ich daher dem Publikum als beſonderen Nachtrag, und indem ich beſcheidentlich fühle, daſs an dem Grundton dieſer zweiten Sammlung Wenig zu ſtören iſt, füge ich ein dramatiſches Gedicht hinzu, welches, in einer früheſten Periode entſtanden, zu einer Reihe von Dichtungen gehört, die ſeitdem durch betrübſames Miſsgeſchick unwiederbringlich verloren gegangen ſind. Dieſes dramatiſche

Gedicht (Ratcliff) kann vielleicht in der Sammlung meiner poetiſchen Werke eine Lakune füllen und Zeugnis geben von Gefühlen, die in jenen verlorenen Dichtungen flammten oder wenigſtens kniſterten.

Etwas Ähnliches möchte ich in Beziehung auf das Lied vom Tannhäuſer andeuten. Es gehört einer Periode meines Lebens, wovon ich ebenfalls wenige ſchriftliche Urkunden dem Publikum mittheilen kann, oder vielmehr mittheilen darf.

Der Einfall, dieſes Buch mit einem Konterfei meines Antlitzes zu ſchmücken, iſt nicht von mir ausgegangen. Das Porträt des Verfaſſers vor den Büchern erinnert mich unwillkürlich an Genua, wo vor dem Narrenhoſpital die Bildſäule des Stifters aufgeſtellt iſt. Es war mein Verleger, welcher auf die Idee gerathen iſt, dem Nachtrag zum „Buch der Lieder,“ dieſem gedruckten Narrenhauſe, worin meine verrückten Gedanken eingeſperrt ſind, mein Bildnis voranzukleben. Mein Freund Julius Campe iſt ein Schalk, und wollte gewiſs den lieben Kleinen von der ſchwäbiſchen Dichterſchule, die ſich gegen mein Geſicht verſchworen haben, einen Schabernack ſpielen . . . Wenn ſie jetzt an meinen Liedern klauben und knuſpern, und die Thränen zählen, die darin vorkommen, ſo können ſie nicht umhin,

manchmal meine Züge zu betrachten. Aber warum grollt ihr mir so unversöhnbar, ihr guten Leutchen? Warum zieht ihr gegen mich los in weitschweifigen Artikeln, woran ich mich zu Tode langweilen könnte? Was habt ihr gegen mein Gesicht? Beiläufig will ich hier bemerken, daſs das Porträt im Musenalmanach gar nicht getroffen ist. Das Bild, welches ihr heute schaut, ist weit besser, besonders der Obertheil des Gesichtes; der untere Theil ist viel zu schmächtig. Ich bin nämlich seit einiger Zeit sehr dick und wohlbeleibt geworden, und ich fürchte, ich werde bald wie ein Bürgermeister aussehen; — ach, die schwäbische Schule macht mir so viel Kummer!

Ich sehe, wie der geneigte Leser mit verwunderten Augen um Erklärung bittet: was ich unter dem Namen „schwäbische Schule“ eigentlich verstehe. Was ist Das, die schwäbische Schule? Es ist noch nicht lange her, daſs ich selber an mehre reisende Schwaben diese Frage richtete und um Auskunft bat. Sie wollten lange nicht mit der Sprache heraus und lächelten sehr sonderbar, etwa wie die Apotheker lächeln, wenn frühmorgens am ersten April eine leichtgläubige Magd zu ihnen in den Laden kömmt und für zwei Kreuzer Mückenhonig verlangt. In meiner Einfalt glaubte ich Anfangs,

unter dem Namen ſchwäbiſche Schule verſtünde man jenen blühenden Wald großer Männer, der dem Boden Schwabens entſproſſen, jene Rieſeneichen, die bis in den Mittelpunkt der Erde wurzeln, und deren Wipfel hinaufragt bis an die Sterne . . . Und ich frug: Nicht wahr, Schiller gehört dazu, der wilde Schöpfer, der „Die Räuber“ ſchuf? . . . „Nein,“ lautete die Antwort, „mit Dem haben wir Nichts zu ſchaffen, ſolche Räuberdichter gehören nicht zur ſchwäbiſchen Schule; bei uns geht's hübſch ordentlich zu, und der Schiller hat auch früh aus dem Land hinaus müſſen.“ Gehört denn Schelling zur ſchwäbiſchen Schule, Schelling, der irrende Weltweiſe, der König Artus der Philoſophie, welcher vergeblich das abſolute Montſalvatſch aufſucht und verſchmachten muſs in der myſtiſchen Wildnis? „Wir verſtehen Das nicht,“ antwortete man mir, „aber ſo Viel können wir Ihnen verſichern, der Schelling gehört nicht zur ſchwäbiſchen Schule.“ Gehört Hegel dazu, der Geiſtesweltumſegler, der unerſchrocken vorgedrungen bis zum Nordpol des Gedankens, wo Einem das Gehirn einfriert im abſtrakten Eis? . . . „Den kennen wir gar nicht.“ Gehört denn David Strauß dazu, der David mit der tödlichen Schleuder? . . . „Gott bewahre uns vor Dem, Den haben wir ſogar exkommuniciert, und wollte Der

ſich in die ſchwäbiſche Schule aufnehmen laſſen, ſo bekäme er gewiſs lauter ſchwarze Kugeln.“

Aber, um des Himmels willen — rief ich aus, nachdem ich faſt alle großen Namen Schwabens aufgezählt hatte und bis auf alte Zeiten zurückgegangen war, bis auf Keppler, den großen Stern, der den ganzen Himmel verſtanden, ja, bis auf die Hohenſtaufen, die ſo herrlich auf Erden leuchteten, irdiſche Sonnen im deutſchen Kaiſermantel — Wer gehört denn eigentlich zur ſchwäbiſchen Schule?

„Wohlan,“ antwortete man mir, „wir wollen Ihnen die Wahrheit ſagen: die Renommées, die Sie eben aufgezählt, ſind viel mehr europäiſch als ſchwäbiſch, ſie ſind gleichſam ausgewandert und haben ſich dem Auslande aufgedrungen, ſtatt daſs die Renommées der ſchwäbiſchen Schule jenen Kosmopolitismus verachten und hübſch patriotiſch und gemüthlich zu Hauſe bleiben bei den Gelbveiglein und Metzelſuppen des theuren Schwabenlandes.“ — Und nun kam ich endlich dahinter, von welcher beſcheidenen Größe jene Berühmtheiten ſind, die ſich ſeitdem als ſchwäbiſche Schule aufgethan, in demſelben Gedankenkreiſe umherhüpfen, ſich mit denſelben Gefühlen ſchmücken und auch Pfeifenquäſte von derſelben Farbe tragen.

Der Bedeutendste von ihnen ist der evangelische Pastor Gustav Schwab. Er ist ein Hering in Vergleichung mit den Anderen, die nur Sardellen sind; versteht sich, Sardellen ohne Salz. Er hat einige schöne Lieder gedichtet, auch etwelche hübsche Balladen; freilich, mit einem Schiller, mit einem großen Walfisch, muss man ihn nicht vergleichen. Nach ihm kommt der Doktor Justinus Kerner, welcher Geister und vergiftete Blutwürste sieht, und einmal dem Publikum aufs ernsthafteste erzählt hat, dass ein paar Schuhe, ganz allein, ohne menschliche Hilfe, langsam durch das Zimmer gegangen sind bis zum Bette der Seherin von Prevorst. Das fehlt noch, dass man seine Stiefel des Abends festbinden muss, damit sie Einem nicht des Nachts, trapp! trapp! vors Bett kommen und mit lederner Gespensterstimme die Gedichte des Herrn Justinus Kerner vordeklamieren! Letztere sind nicht ganz und gar schlecht, der Mann ist überhaupt nicht ohne Verdienst, und von ihm möchte ich Dasselbe sagen, was Napoleon von Murat gesagt hat, nämlich: „Er ist ein großer Narr, aber der beste General der Kavallerie.“ Ich sehe schon, wie sämmtliche Insassen von Weinsberg über dieses Urtheil den Kopf schütteln und mit Befremden mir entgegnen: „Unser theurer Landsmann, Herr Justinus,

ist freilich ein großer Narr, aber keineswegs der beste General der Kavallerie!“ Nun, wie ihr wollt, ich will euch gern einräumen, daſs er kein vorzüglicher Kavalleriegeneral ist.

Herr Karl Mayer, welcher auf Latein Carolus Magnus heißt, ist ein anderer Dichter der schwäbischen Schule, und man versichert, daſs er den Geist und den Charakter derselben am treuesten offenbare; er ist eine matte Fliege und besingt Maikäfer. Er soll sehr berühmt sein in der ganzen Umgegend von Waiblingen, vor dessen Thoren man ihm eine Statue setzen will, und zwar eine Statue von Holz und in Lebensgröße. Dieses hölzerne Ebenbild des Sängers soll alle Jahr' mit Ölfarbe neu angestrichen werden, alle Jahr' im Frühling, wenn die Gelbveiglein düften und die Maikäfer summen. Auf dem Piédestal wird die Inschrift zu lesen sein: „Dieser Ort darf nicht verunreinigt werden!“

Ein ganz ausgezeichneter Dichter der schwäbischen Schule, versichert man mir, ist Herr *** — er sei erst kürzlich zum Bewusstsein, aber noch nicht zur Erscheinung gekommen; er habe nämlich seine Gedichte noch nicht drucken lassen. Man sagt mir, er besinge nicht bloß Maikäfer, sondern sogar Lerchen und Wachteln, was gewiſs sehr löblich ist.

der alte Voß ſagen würde, der alte Johann Heinrich Voß, der ungeſchlachte, aber ehrliche ſächſiſche Bauer, der, wie in ſeiner Geſichtsbildung, ſo auch in ſeinem Gemüthe die Merkmale des Deutſchthums trug. Daſs Dieſes bei Herrn Wolfgang Menzel nicht der Fall iſt, daſs er weder dem Äußeren noch dem Inneren nach ein Deutſcher iſt, habe ich in der kleinen allerliebſten Schrift „Über den Denuncianten“ gehörig bewieſen. Ich hätte, beiläufig geſtanden, dieſe kleine Schrift nicht herausgegeben, wenn mir die Abhandlungen über denſelben Gegenſtand, die großen Bomben von Ludwig Börne und David Strauß, vorher zu Geſicht gekommen wären. Aber dieſer kleinen Schrift, welche die Vorrede zum dritten Theile des „Salons“ bilden ſollte, ward von dem Cenſor dieſes Buches das Imprimatur verweigert — „aus Pietät gegen Wolfgang Menzel,“ — und das arme Ding, obgleich in politiſcher und religiöſer Beziehung zahm genug abgefaſſt, muſſte während ſieben Monaten von einem Cenſor zum andern wandern, bis es endlich nothdürftig unter die Haube kam. Wenn du, geneigter Leſer, das Büchlein in der Buchhandlung von Hoffmann und Campe zu Hamburg ſelber holſt, ſo wird dir dort mein Freund Julius Campe bereitwillig erzählen, wie ſchwer es war, den „Denuncianten“ in die Preſſe zu bringen,

wie das Ansehen Desselben durch gewisse Autoritäten geschützt werden sollte, und wie endlich durch unableugbare Urkunden, durch ein Autograph des Denuncianten, der sich in den Händen von Theodor Mundt befindet, der Titel meiner Schrift aufs glänzendste gerechtfertigt wird. Was der Gefeierte dagegen vorgebracht hat, ist dir vielleicht bekannt, mein theurer Leser. Als ich ihm Stück vor Stück die Fetzen des falschen Patriotismus und der erlogenen Moral vom Leibe riss, — da erhub er wieder ein ungeheures Geschrei: die Religion sei in Gefahr, die Pfeiler der Kirche brächen zusammen, Heinrich Heine richte das Christenthum zu Grunde! Ich habe herzlich lachen müssen, denn dieses Zetergeschrei erinnerte mich an einen andern armen Sünder, der auf dem Marktplatz zu Lübeck mit Staupenschlag und Brandmark abgestraft wurde, und plötzlich, als das rothe Eisen seinen Rücken berührte, ein entsetzliches Mordio erhob und beständig schrie: „Feuer! Feuer! Es brennt, es brennt, die Kirche steht in Flammen!“ Die alten Weiber erschraken auch diesmal über solchen Feuerlärm, vernünftige Leute aber lachten und sprachen: „Der arme Schelm! nur sein eigner Rücken ist entzündet, die Kirche steht sicher auf ihrem alten Platze, auch hat dort die Polizei, aus Furcht vor Brandstiftung, noch einige Spritzen auf-

geſtellt, und aus frommer Vorſorge darf jetzt in der Nähe der Religion nicht einmal eine Cigarre geraucht werden!“ Wahrlich, das Chriſtenthum ward nie ängſtlicher geſchützt, als eben jetzt.

Bei dieſer Gelegenheit kann ich nicht umhin, dem Gerüchte zu widerſprechen, als habe Herr Wolfgang Menzel, auf Andrang ſeiner Kollegen, ſich endlich entſchloſſen, jene Großmuth zu benutzen, womit ich ihm geſtattete, ſich wenigſtens von dem Vorwurf der perſönlichen Feigheit zu reinigen. Ehrlich geſtanden, ich war immer darauf gefaſſt, daſs mir Ort und Zeit anberaumt würde, wo der Ritter der Vaterlandsliebe, des Glaubens und der Tugend ſich bewähren wolle in all ſeiner Mannhaftigkeit. Aber leider bis auf dieſe Stunde wartete ich vergebens, und die Witzlinge in deutſchen Blättern moquierten ſich obendrein über meine Leichtgläubigkeit. Spottvögel haben ſich ſogar den Spaß erlaubt, mir im Namen der unglücklichen Gattin des Denuncianten einen Brief zu ſchreiben, worin die arme Frau ſich über die häuslichen Nöthen, die ſie ſeit dem Erſcheinen meiner kleinen Schrift zu erdulden habe, ſchmerzlich beklagt. Jetzt ſei gar kein Auskommen mehr mit ihrem Manne, der zu Hauſe zeigen wolle, daſs er ein Held ſei. Die geringſte Anſpielung auf Feigheit brächte ihn zur Wuth.

Eines Abends habe er das kleine Kind geprügelt, weil es „Häschen an der Wand“ spielte. Jüngst sei er wie rasend aus der Ständekammer gekommen und habe wie ein Ajax getobt, weil dort alle Blicke auf ihn gerichtet gewesen, als die Gesetzfrage „ob man Jemanden ungestraft dem öffentlichen Gelächter preisgeben dürfe?“ diskutiert wurde. Ein andermal habe er bitterlich geweint, als einer von den undankbaren Juden, die er emancipieren wolle, ihm ins Gesicht gemauschelt: „Sie sind doch kein Patriot, Sie thun Nichts fürs Volk, Sie sind nicht der Ätte, sondern die Memme des Vaterlandes.“ Aber gar des Nachts beginne der rechte Jammer, und dann seufze er und wimmere und stöhne, dass sich ein Stein drob erbarmen könnte. Das sei nicht länger zum Aushalten, schloss der angebliche Brief der armen Frau, sie wolle lieber sterben, als diesen Zustand länger ertragen, und um der Sache ein Ende zu machen, sei sie erbötig, statt ihres furchtsamen Gemahls, sich selber mit mir zu schlagen. Gehorsame Dienerin.

Als ich diesen Brief las, und in meiner Einfalt die offenbare Mystifikation nicht gleich merkte, rief ich mit Begeisterung: Edles Weib! würdige Schwäbin! würdig deiner Mütter, die einst zu Weinsberg ihre Männer huckepack trugen!

Die Weiber im Schwabenlande ſcheinen überhaupt mehr Energie zu beſitzen als ihre Männer, die nicht ſelten nur auf Geheiß ihrer Ehehälften zum Schwerte greifen. Weiß ich doch eine ſchöne Schwäbin, die mir ſeit Jahren wüthender als zwanzig Teufel den Krieg macht und mich mit unverſöhnlicher Feindſchaft verfolgt.

Ein Naturforſcher hat ganz richtig die Bemerkung gemacht, daſs im Sommer, beſonders in den Hundstagen, weit mehr gegen mich geſchrieben wird, als im Winter.

Daſs es nicht die altpoetiſche Vornehmigkeit iſt, welche mich davon abhält, dergleichen Angriffe zu beſprechen, habe ich bereits an einem anderen Orte erwähnt. Eines Theils liegt mir ein gewiſſer Knebel im Munde, ſobald ich mich gegen Anſchuldigung von Immoralität oder irreligiöſer Frivolität, oder gar politiſcher Inkonſequenz, durch Erörterung der letzten Gründe von all meinem Dichten und Trachten, vertheidigen wollte. Anderen Theils befinde ich mich meinen Widerſachern gegenüber in derſelben Lage, die Freund Semilaſſo irgendwo in ſeiner afrikaniſchen Reiſebeſchreibung mit der richtigen Empfindung erwähnt. Er erzählt uns nämlich, daſs, als er in einem Beduinenlager übernachtete, rings um ſein Zelt eine große Menge

Hunde unaufhörlich bellten und heulten und winselten, was ihn aber am Schlafen gar nicht gehindert habe; „wär' es nur ein einziger Kläffer gewesen," setzt er hinzu, „so hätte ich die ganze Nacht kein Auge zuthun können." Das ist es: weil der Kläffer so viele sind, und weil der Mops den Spitz, dieser wieder den gemüthlichen Dachs, letzterer das edle Windspiel oder die fromme Dogge überbellt, und die schnöden Laute der verschiedenen Bestien im Gesammtgeheul verloren gehen, kann mir ein ganzer Hundelärm wenig anhaben.

Nein, Herr Gustav Pfizer eben so wenig wie die Anderen hat mir jemals den Schlaf gekostet, und man darf es mir aufs Wort glauben, daſs bei Erwähnung dieses Dichterlings auch nicht die mindeste Bitterkeit in meiner Seele waltet. Aber ich kann ihn, der Vollständigkeit wegen, nicht unerwähnt lassen; die schwäbische Schule zählt ihn nämlich zu den Ihrigen, was mir sonderbar genug dünkt, da er im Gegensatze zu dieser Genossenschaft mehr als reflektierende Fledermaus, denn als gemüthlicher Maikäfer umherflattert, und vielmehr nach der Schubart'schen Todtengruft als nach Gelbveiglein riecht. Mir wurden mal seine Gedichte aus Stuttgart zugeschickt, und die freundlichen Begleitungszeilen veranlaſsten mich, einen flüchtigen Blick

hineinzuwerfen; ich fand sie herzlich schlecht. Dasselbe kann ich auch von seiner Prosa sagen; sie ist herzlich schlecht. Ich gestehe freilich, daſs ich nichts Anderes von ihm gelesen habe, als eine Abhandlung, die er gegen mich geschrieben. Sie ist geistlos und unbeholfen und miserabel stilisiert; Letzteres ist um so unverzeihlicher, da die ganze Schule die Materialien dazu kotisiert. Das Beste in der ganzen Abhandlung ist der wohlbekannte Kniff, womit man verstümmelte Sätze aus den heterogensten Schriften eines Autors zusammenstellt, um Demselben jede beliebige Gesinnung oder Gesinnungslosigkeit aufzubürden. Freilich, der Kniff ist nicht neu, doch bleibt er immer probat, da von Seiten des angefochtenen Autors keine Widerlegung möglich ist, wenn er nicht etwa ganze Folianten schreiben wollte, um zu beweisen, daſs der eine von den angeführten Sätzen humoristisch gemeint, der andere zwar ernst gemeint sei, aber sich auf einen Vordersatz beziehe, der ihm eben seine richtige Bedeutung verleiht; daſs ferner die aneinander gereihten Sätze nicht bloß aus ihrem logischen, sondern auch aus ihrem chronologischen Zusammenhang gerissen worden, um einige scheinbare Widersprüche hervorzuklauben; daſs aber eben diese Widersprüche von der höchsten Konsequenz zeugen würden, wenn man

Zeitfolge, Zeitumstände, Zeitbedingungen bedächte — ach! wenn man bedächte, wie die Strategie eines Autors, der für die Sache der europäischen Freiheit kämpft, wunderlich verwickelt ist, wie seine Taktik allen möglichen Veränderungen unterworfen, wie er heute Etwas als äußerst wichtig verfechten muss, was ihm morgen ganz gleichgültig sein kann, wie er heute diesen Punkt, morgen einen andern zu beschützen oder anzugreifen hat, je nachdem es die Stellung der Gegenpartei, die wechselnden Alliancen, die Siege oder die Niederlagen des Tages erfordern!

Das einzige Neue und Eigenthümliche, was ich in der oben erwähnten Abhandlung des Herrn Gustav Pfizer gefunden habe, war hie und da nicht bloß eine listige Verkehrung des Wortsinnes meiner Schriften, sondern sogar die Fälschung meiner Worte selbst — Dieses ist neu, ist eigenthümlich, wenigstens bis jetzt hat man in Deutschland noch nicht einen Autor mit verfälschten Worten citiert. Doch Herr Gustav Pfizer scheint noch ein junger Anfänger zu sein, es juckt ihm zwar die Begabnis des Fälschens in seinen Fingern, doch merkt man an ihm noch eine gewisse Befangenheit in der Ausübung, und wenn er z. B. „Hostien" citiert, statt der gewöhnlichen „Oblaten" des Originaltextes, oder mehr-

Zunge zu erörtern vermag, und worüber dennoch das unzweideutigste Geständnis nöthig wäre. Ich hege nämlich eine wahre Scheu, bei Gelegenheit — der schwäbischen Schule auch von Ludwig Uhland zu sprechen, von dem großen Dichter, den ich schier zu beleidigen fürchte, wenn ich seiner in so kläglicher Gesellschaft gedenke. Und dennoch, da die erwähnten Dichterlinge den Ludwig Uhland zu den Ihrigen zählen oder gar für ein Haupt ihrer Genossen ausgeben, so könnte man hier jedes Verschweigen seines Namens als eine Unredlichkeit betrachten. Weit entfernt, an seinem Werthe zu mäkeln, möchte ich vielmehr die Verehrung, die ich seinen Dichtungen zolle, mit den volltönendsten Worten an den Tag geben. Es wird sich mir bald dazu eine passendere Gelegenheit bieten. Ich werde alsdann zur Genüge zeigen, dass sich in meiner früheren Beurtheilung des trefflichen Sängers*) zwar einige grämliche Töne, einige zeitliche Verstimmungen einschleichen konnten, dass ich aber nie die Absicht hegte, an seinem inneren Werthe, an seinem Talente selbst, eine Ungerechtigkeit zu begehen. Nur über die literärhistorischen Beziehungen, über die äußeren Verhältnisse seiner Muse, habe ich unum-

*) Band VI, S. 254 ff.

Der Herausgeber.

wunden eine Ansicht, die vielleicht seinen Freunden mißfällig, aber darum dennoch nicht minder wahr ist, aussprechen müssen. Als ich nämlich Ludwig Uhland im Zusammenhang mit der „Romantischen Schule“ in dem Buche, welches eben diesen Namen führt, flüchtig beurtheilte, habe ich deutlich genug nachgewiesen, daß der vortreffliche Sänger nicht eine neue, eigenthümliche Sangesart aufgebracht hat, sondern nur die Töne der romantischen Schule gelehrig nachsprach; daß, seitdem die Lieder seiner Schulgenossen verschollen sind, Uhland's Gedichtesammlung als das einzig überlebende lyrische Denkmal jener Töne der romantischen Schule zu betrachten ist; daß aber der Dichter selbst, eben so gut wie die ganze Schule, längst todt ist. Eben so gut wie Schlegel, Tieck, wie Fouqué, ist auch Uhland längst verstorben, und hat vor jenen edlen Leichen nur das größere Verdienst, daß er seinen Tod wohl begriffen und seit zwanzig Jahren Nichts mehr geschrieben hat. Es ist wahrlich ein eben so widerwärtiges wie lächerliches Schauspiel, wenn jetzt meine schwäbischen Dichterlinge den Uhland zu den Ihrigen zählen, wenn sie den großen Todten aus seinem Grabmal hervorholen, ihm ein Fallhütchen aufs Haupt stülpen und ihn in ihr niedriges Schulstübchen hereinzerren, — oder wenn sie

gar den erblichenen Helden wohlgeharnischt aufs hohe Pferd packen, wie einst die Spanier ihren Cid, und solchermaßen gegen die Ungläubigen, gegen die Verächter der schwäbischen Schule, losrennen lassen!

Das fehlt mir noch, dass ich auch im Gebiete der Kunst mit Todten zu kämpfen hätte! Leider muss ich es oft genug in anderen Gebieten, und ich versichere euch bei allen Schmerzen meiner Seele, solcher Kampf ist der fatalste und verdrießlichste. Da ist keine glühende Ungeduld, die da hetzt Hieb auf Hieb, bis die Kämpfer wie trunken hinsinken und verbluten. Ach, die Todten ermüden uns mehr als sie uns verwunden, und der Streit verwandelt sich am Ende in eine fechtende Langeweile. Kennst du die Geschichte von dem jungen Ritter, der in den Zauberwald zog? Sein Haar war goldig, auf seinem Helm wehten die kecken Federn, unter dem Gitter des Visiers glühten die rothen Wangen, und unter dem blanken Harnisch pochte der frischeste Muth. In dem Walde aber flüsterten die Winde sehr sonderbar. Gar unheimlich schüttelten sich die Bäume, die manchmal, häßlich verwachsen, an menschliche Missbildungen erinnerten. Aus dem Laubwerk guckte hie und da ein gespenstisch weißer Vogel, der fast verhöhnend kicherte und lachte. Allerlei

Fabelgethier huſchte ſchattenhaft durch die Büſche. Mitunter freilich zwitſcherte auch mancher harmloſe Zeiſig, und nickte aus den breitblättrigen Schlingpflanzen manch ſtille ſchöne Blume. Der junge Fant aber, immer weiter vordringend, rief endlich mit Übertrotz: „Wann erſcheint denn der Kämpe, der mich beſiegen kann?“ Da kam, nicht eben rüſtig, aber doch nicht allzu ſchlotterig, herangezogen ein langer, magerer Ritter mit geſchloſſenem Viſier, und ſtellte ſich zum Kampfe. Sein Helmbuſch war geknickt, ſein Harniſch war eher verwittert als ſchlecht, ſein Schwert war ſchartig, aber vom beſten Stahl, und ſein Arm war ſtark. Ich weiß nicht, wie lange die Beiden mit einander fochten, doch es mag wohl geraume Zeit gedauert haben, denn die Blätter fielen unterdeſſen von den Bäumen, und dieſe ſtanden lange kahl und frierend, und dann knoſpeten ſie wieder aufs Neue und grünten im Sonnenſchein, und ſo wechſelten die Jahrzeiten — ohne daſs ſie es merkten, die beiden Kämpfer, die beſtändig auf einander losſhieben, Anfangs unbarmherzig wild, ſpäter minder heftig, dann ſogar etwas phlegmatiſch, bis ſie endlich ganz und gar die Schwerter ſinken ließen und erſchöpft ihre Helmgitter aufſchloſſen — Das gewährte einen betrübenden Anblick! Der eine Ritter, der herausgeforderte Kämpe, war ein

Todter, und aus dem geöffneten Visier grinste ein fleischloser Schädel. Der andere Ritter, der als junger Fant in den Wald gezogen, trug jetzt ein verfallen fahles Greisenantlitz und sein Haar war schneeweiß. — Von den hohen Bäumen herab, wie verhöhnend, kicherte und lachte das gespenstisch weiße Gevögel.

Geschrieben zu Paris, im Wonnemond 1838.

Einleitung

zur Prachtausgabe des

„Don Quixote.“

(1837.)

„Leben und Thaten des scharfsinnigen Junkers Don Quixote von der Mancha, beschrieben von Miguel Cervantes de Saavedra," war das erste Buch, das ich gelesen habe, nachdem ich schon in ein verständiges Kindesalter getreten und des Buchstabenwesens einigermaßen kundig war. Ich erinnere mich noch ganz genau jener kleinen Zeit, wo ich mich eines frühen Morgens von Hause wegstahl und nach dem Hofgarten eilte, um dort ungestört den Don Quixote zu lesen. Es war ein schöner Maitag, lauschend im stillen Morgenlichte lag der blühende Frühling und ließ sich loben von der Nachtigall, seiner süßen Schmeichlerin, und diese sang ihr Loblied so karessierend weich, so schmelzend enthusiastisch, daß die verschämtesten Knospen aufsprangen, und die lüsternen Gräser und die dufti-

gen Sonnenstrahlen sich hastiger küssten, und Bäume und Blumen schauerten vor eitel Entzücken. Ich aber setzte mich auf eine alte moosige Steinbank in der sogenannten Seufzerallee, unfern des Wasserfalls, und ergötzte mein kleines Herz an den großen Abenteuern des kühnen Ritters. In meiner kindischen Ehrlichkeit nahm ich Alles für baren Ernst; so lächerlich auch dem armen Helden von dem Geschicke mitgespielt wurde, so meinte ich doch, Das müsse so sein, Das gehöre nun mal zum Heldenthum, das Ausgelachtwerden eben so gut wie die Wunden des Leibes, und jenes verdross mich eben so sehr, wie ich diese in meiner Seele mitfühlte. — Ich war ein Kind und kannte nicht die Ironie, die Gott in die Welt hineingeschaffen, und die der große Dichter in seiner gedruckten Kleinwelt nachgeahmt hatte, und ich konnte die bittersten Thränen vergießen, wenn der edle Ritter für all seinen Edelmuth nur Undank und Prügel genoss. Da ich, noch ungeübt im Lesen, jedes Wort laut aussprach, so konnten Vögel und Bäume, Bach und Blume Alles mit anhören, und da solche unschuldige Naturwesen, eben so wie die Kinder, von der Weltironie Nichts wissen, so hielten sie gleichfalls Alles für baren Ernst und weinten mit mir über die Leiden des armen Ritters; sogar eine alte ausgediente Eiche

schluchzte, und der Wasserfall schüttelte heftiger seinen weißen Bart und schien zu schelten auf die Schlechtigkeit der Welt. Wir fühlten, daſs der Heldensinn des Ritters darum nicht mindere Bewunderung verdient, wenn ihm der Löwe ohne Kampflust den Rücken kehrte, und daſs seine Thaten um so preisenswerther, je schwächer und ausgedörrter sein Leib, je morscher die Rüstung, die ihn schützte, und je armseliger der Klepper, der ihn trug. Wir verachteten den niedrigen Pöbel, der, geschmückt mit buntseidenen Mänteln, vornehmen Redensarten und Herzogstiteln, einen Mann verhöhnte, der ihm an Geisteskraft und Edelsinn so weit überlegen war. Dulcinea's Ritter stieg immer höher in meiner Achtung und gewann immer mehr meine Liebe, je länger ich in dem wundersamen Buche las, was in demselben Garten täglich geschah, so daſs ich schon im Herbste das Ende der Geschichte erreichte, — und nie werde ich den Tag vergessen, wo ich von dem kummervollen Zweikampfe las, worin der Ritter so schmählich unterliegen mussſte!

Es war ein trüber Tag, häſsliche Nebelwolken zogen den grauen Himmel entlang, die gelben Blätter fielen schmerzlich von den Bäumen, schwere Thränentropfen hingen an den letzten Blumen, die gar

traurig welk die sterbenden Köpfchen senkten, die Nachtigallen waren längst verschollen, von allen Seiten starrte mich an das Bild der Vergänglichkeit, — und mein Herz wollte schier brechen, als ich las, wie der edle Ritter betäubt und zermalmt am Boden lag und, ohne das Visier zu heben, als wenn er aus dem Grabe gesprochen hätte, mit schwacher, kranker Stimme zu dem Sieger hinaufrief: „Dulcinea ist das schönste Weib der Welt, und ich der unglücklichste Ritter auf Erden, aber es ziemt sich nicht, daſs meine Schwäche diese Wahrheit verleugne, — stoßt zu mit der Lanze, Ritter!“

Ach, dieser leuchtende Ritter vom silbernen Monde, der den muthigsten und edelsten Mann der Welt besiegte, war ein verkappter Barbier!

Es sind nun acht Jahre, daſs ich für den vierten Theil der „Reisebilder“ diese Zeilen geschrieben, worin ich den Eindruck schilderte, den die Lektüre des Don Quixote vor weit längerer Zeit in meinem Geiste hervorbrachte. Lieber Himmel, wie doch die Jahre schnell dahinschwinden! Es ist mir, als habe ich erst gestern in der Seufzerallee des Düsseldorfer Hofgartens das Buch zu Ende gelesen, und mein Herz sei noch erschüttert von Bewunderung für die Thaten und Leiden des

großen Ritters. Ist mein Herz die ganze Zeit über stabil geblieben, oder ist es nach einem wunderbaren Kreislauf zu den Gefühlen der Kindheit zurückgekehrt? Das Letztere mag wohl der Fall sein, denn ich erinnere mich, daſs ich in jedem Lustrum meines Lebens den Don Quixote mit abwechselnd verschiedenartigen Empfindungen gelesen habe. Als ich ins Jünglingsalter emporblühete und mit unerfahrenen Händen in die Rosenbüsche des Lebens hineingriff und auf die höchsten Felsen klomm, um der Sonne näher zu sein, und des Nachts von Nichts träumte als von Adlern und reinen Jungfrauen, da war mir der Don Quixote ein sehr unerquickliches Buch, und lag es in meinem Wege, so schob ich es unwillig zur Seite. Späterhin, als ich zum Manne heranreifte, versöhnte ich mich schon einigermaßen mit Dulcinea's unglücklichem Kämpen und ich fing schon an, über ihn zu lachen. Der Kerl ist ein Narr, sagte ich. Doch, sonderbarer Weise, auf allen meinen Lebensfahrten verfolgten mich die Schattenbilder des dürren Ritters und seines fetten Knappen, namentlich wenn ich an einen bedenklichen Scheideweg gelangte. So erinnere ich mich, als ich nach Frankreich reiste und eines Morgens im Wagen aus einem fieberhaften Halbschlummer erwachte, sah ich im Frühnebel zwei wohlbe-

kannte Gestalten neben mir einherreiten, und die eine, an meiner rechten Seite, war Don Quixote von der Mancha auf seiner abstrakten Rosinante, und die andere, zu meiner Linken, war Sancho Pansa auf seinem positiven Grauchen. Wir hatten eben die französische Grenze erreicht. Der edle Manchaner beugte ehrfurchtsvoll das Haupt vor der dreifarbigen Fahne, die uns vom hohen Grenzpfahl entgegenflatterte, der gute Sancho grüßte mit etwas kühlerem Kopfnicken die ersten französischen Gendarmen, die ferner zum Vorschein kamen; endlich aber jagten beide Freunde mir voran, ich verlor sie aus dem Gesichte, und nur noch zuweilen hörte ich Rosinante's begeistertes Gewieher und die bejahenden Töne des Esels.

Ich war damals der Meinung, die Lächerlichkeit des Donquixotismus bestehe darin, daſs der edle Ritter eine längst abgelebte Vergangenheit ins Leben zurückrufen wollte, und seine armen Glieder, namentlich sein Rücken, mit den Thatsachen der Gegenwart in schmerzliche Reibungen geriethen. Ach, ich habe seitdem erfahren, daſs es eine eben so undankbare Tollheit ist, wenn man die Zukunft allzu frühzeitig in die Gegenwart einführen will, und bei solchem Ankampf gegen die schweren Interessen des Tages nur einen sehr mageren Klep-

per, eine sehr morsche Rüstung und einen eben so gebrechlichen Körper besitzt! Wie über jenen, so auch über diesen Donquixotismus schüttelt der Weise sein vernünftiges Haupt. — Aber Dulcinea von Toboso ist dennoch das schönste Weib der Welt; obgleich ich elend zu Boden liege, nehme ich dennoch diese Behauptung nimmermehr zurück, ich kann nicht anders, — stoßt zu mit euren Lanzen, ihr silbernen Mondritter, ihr verkappten Barbiergesellen!

Welcher Grundgedanke leitete den großen Cervantes, als er sein großes Buch schrieb? Beabsichtigte er nur den Ruin der Ritterromane, deren Lektüre zu seiner Zeit in Spanien so stark grassierte, dass geistliche und weltliche Verordnungen dagegen unmächtig waren? Oder wollte er alle Erscheinungen der menschlichen Begeisterung überhaupt, und zunächst das Heldenthum der Schwertführer ins Lächerliche ziehen? Offenbar bezweckte er nur eine Satire gegen die erwähnten Romane, die er durch Beleuchtung ihrer Absurditäten dem allgemeinen Gespötte und also dem Untergange überliefern wollte. Dieses gelang ihm auch aufs glänzendste; denn was weder die Ermahnungen der Kanzel, noch die Drohungen der Kanzelei bewerkstelligen konnten, Das erwirkte ein armer Schrift-

Charte, die Apollo den Dichtern octroyiert, bestimmt der erste Paragraph: wenn ein Dichter versichert, kein Geld zu haben, so solle man ihm aufs Wort glauben und keinen Eid von ihm verlangen. Er liebte Musik, Blumen und Weiber. Doch auch in der Liebe für Letztere ging es ihm manchmal herzlich schlecht, namentlich als er noch jung war. Konnte das Bewusstsein künftiger Größe ihn genugsam trösten in seiner Jugend, wenn schnippische Rosen ihn mit ihren Dornen verletzten? — Einst an einem hellen Sommernachmittag ging er, ein junger Fant, am Tajo spazieren mit einer sechzehnjährigen Schönen, die sich beständig über seine Zärtlichkeit moquierte. Die Sonne war noch nicht untergegangen, sie glühte noch in ihrer goldigsten Pracht; aber oben am Himmel stand schon der Mond, winzig und blass, wie ein weißes Wölkchen. „Siehst du," sprach der junge Dichter zu seiner Geliebten, „siehst du dort oben jene kleine bleiche Scheibe? Der Fluss hier neben uns, worin sie sich abspiegelt, scheint nur aus Mitleiden ihr ärmliches Abbild auf seinen stolzen Fluthen zu tragen, und die gekräuselten Wellen werfen es zuweilen spottend ans Ufer. Aber lass nur den alten Tag verdämmern! Sobald die Dunkelheit anbricht, erglüht droben jene blasse Scheibe immer herrlicher und herrlicher, der

ganze Fluſs wird überſtrahlt von ihrem Lichte, und die Wellen, die vorhin ſo wegwerfend übermüthig, erſchauern jetzt bei dem Anblick dieſes glänzenden Geſtirns und ſchwellen ihm entgegen mit Wolluſt."

In den Werken der Dichter muſs man ihre Geſchichte ſuchen, und hier findet man ihre geheimſten Bekenntniſſe. Überall, mehr noch in ſeinen Dramen als im Don Quixote, ſehen wir, was ich bereits erwähnt habe, daſs Cervantes lange Zeit Soldat war. In der That, das römiſche Wort: „Leben heißt Krieg führen!" findet auf ihn ſeine doppelte Anwendung. Als gemeiner Soldat kämpfte er in den meiſten jener wilden Waffenſpiele, die König Philipp II. zur Ehre Gottes und ſeiner eigenen Luſt in allen Landen aufführte. Dieſer Umſtand, daſs Cervantes dem größten Kämpen des Katholicismus ſeine ganze Jugend gewidmet, daſs er für die katholiſchen Intereſſen perſönlich gekämpft, läſſt vermuthen, daſs dieſe Intereſſen ihm auch theuer am Herzen lagen, und widerlegt wird dadurch jene viel verbreitete Meinung, daſs nur die Furcht vor der Inquiſition ihn abgehalten habe, die proteſtantiſchen Zeitgedanken im Don Quixote zu beſprechen. Nein, Cervantes war ein getreuer Sohn der römiſchen Kirche, und nicht bloß blutete ſein Leib im ritterlichen Kampfe für ihre gebene-

deite Fahne, sondern er litt für sie auch mit seiner ganzen Seele das peinlichste Märtyrthum während seiner langjährigen Gefangenschaft unter den Ungläubigen.

Dem Zufall verdanken wir mehr Details über das Treiben des Cervantes zu Algier, und hier erkennen wir in dem großen Dichter einen eben so großen Helden. Die Gefangenschaftsgeschichte widerspricht aufs glänzendste der melodischen Lüge jenes glatten Lebemannes, der dem Augustus und allen deutschen Schulfüchsen weiß gemacht hat, er sei ein Dichter, und Dichter seien feige. Nein, der wahre Dichter ist auch ein wahrer Held, und in seiner Brust wohnt die Geduld, die, wie der Spanier sagt, ein zweiter Muth ist. Es giebt kein erhabeneres Schauspiel, als den Anblick jenes edlen Kastilianers, der dem Dei zu Algier als Sklave dient, beständig auf Befreiung sinnt, seine kühnen Plane unermüdlich vorbereitet, allen Gefahren ruhig entgegen blickt und, wenn das Unternehmen scheitert, lieber Tod und Folter ertrüge, als dass er nur mit einer Silbe die Mitschuldigen verriethe. Der blutgierige Herr seines Leibes wird entwaffnet von so viel Großmuth und Tugend, der Tiger schont den gefesselten Löwen und zittert vor dem schrecklichen Einarm, den er doch mit einem Worte in

den Tod schicken könnte. Unter dem Namen „der Einarm“ ist Cervantes in ganz Algier bekannt, und der Dei gesteht, dass er ruhig schlafen könne und der Ruhe seiner Stadt, seiner Armee und seiner Sklaven versichert sei, wenn er nur den einhändigen Spanier in festem Gewahrsam wisse.

Ich habe erwähnt, dass Cervantes beständig gemeiner Soldat war; aber da er sogar in so untergeordneter Stellung sich auszeichnen und namentlich seinem großen Feldherrn Don Juan d'Austria bemerkbar machen konnte, so erhielt er, als er aus Italien nach Spanien zurückkehren wollte, die rühmlichsten Zeugnisbriefe für den König, dem seine Beförderung darin nachdrücklich empfohlen ward. Als nun die algierischen Korsaren, die ihn auf dem mittelländischen Meere gefangen nahmen, diese Briefe sahen, hielten sie ihn für eine Person von äußerst bedeutendem Stande, und forderten deßhalb ein so erhöhtes Lösegeld, dass seine Familie, trotz aller Mühen und Opfer, ihn nicht loszukaufen vermochte, und der arme Dichter dadurch desto länger und qualsamer in der Gefangenschaft gehalten wurde. So ward sogar die Anerkennung seiner Vortrefflichkeit für ihn nur eine neue Quelle des Unglücks, und so bis ans Ende seiner Tage spottete seiner jenes grausame Weib, die Göttin

Fortuna, die es dem Genius nie verzeiht, daſs er auch ohne ihre Gönnerſchaft zu Ruhm und Ehre gelangen kann.

Aber iſt das Unglück des Genius immer nur das Werk eines blinden Zufalls, oder entſpringt es als Nothwendigkeit aus ſeiner innern Natur und der Natur ſeiner Umgebung? Tritt ſeine Seele in Kampf mit der Wirklichkeit, oder beginnt die rohe Wirklichkeit einen ungleichen Kampf mit ſeiner edlen Seele?

Die Geſellſchaft iſt eine Republik. Wenn der Einzelne emporſtrebt, drängt ihn die Geſammtheit zurück durch Ridikül und Verläſterung. Keiner ſoll tugendhafter und geiſtreicher ſein, als die Übrigen. Wer aber durch die unbeugſame Gewalt des Genius hinausragt über das banale Gemeindemaß, Dieſen trifft der Oſtracismus der Geſellſchaft, ſie verfolgt ihn mit ſo gnadenloſer Verſpottung und Verleumdung, daſs er ſich endlich zurückziehen muſs in die Einſamkeit ſeiner Gedanken.

Ja, die Geſellſchaft iſt ihrem Weſen nach republikaniſch. Jede Fürſtlichkeit iſt ihr verhaſſt, die geiſtige eben ſo ſehr wie die materielle. Letztere ſtützt nicht ſelten auch die erſtere mehr, als man gewöhnlich ahnt. Gelangten wir doch ſelber zu dieſer Einſicht bald nach der Juliusrevolution, als

der Geist des Republikanismus in allen gesellschaftlichen Verhältnissen sich kund gab. Der Lorber eines großen Dichters war unsern Republikanern eben so verhasst, wie der Purpur eines großen Königs. Auch die geistigen Unterschiede der Menschen wollten sie vertilgen, und indem sie alle Gedanken, die auf dem Territorium des Staates entsprossen, als bürgerliches Gemeingut betrachteten, blieb ihnen Nichts mehr übrig, als auch die Gleichheit des Stils zu dekretieren. Und in der That, ein guter Stil wurde als etwas Aristokratisches verschrieen, und vielfach hörten wir die Behauptung: „Der echte Demokrat schreibt wie das Volk, herzlich, schlicht und schlecht.“ Den meisten Männern der Bewegung gelang Dieses sehr leicht; aber nicht Jedem ist es gegeben, schlecht zu schreiben, zumal wenn man sich zuvor das Schönschreiben angewöhnt hatte, und da hieß es gleich: „Das ist ein Aristokrat, ein Liebhaber der Form, ein Freund der Kunst, ein Feind des Volks.“ Sie meinten es gewiss ehrlich, wie der heilige Hieronymus, der seinen guten Stil für eine Sünde hielt und sich weidlich dafür geißelte.

Eben so wenig, wie antikatholische, finden wir auch antiabsolutistische Klänge im Don Quixote. Kritiker, welche Dergleichen darin wittern, sind offenbar im Irrthum. Cervantes war der Sohn

einer Schule, welche den unbedingten Gehorsam für den Oberherrn sogar poetisch idealisiert hatte. Und dieser Oberherr war König von Spanien, zu einer Zeit, wo die Majestät desselben die ganze Welt überstrahlte. Der gemeine Soldat fühlte sich im Lichtstrahl jener Majestät und opferte gern seine individuelle Freiheit für solche Befriedigung des kastilianischen Nationalstolzes.

Die politische Größe Spaniens zu jener Zeit mochte nicht wenig das Gemüth seiner Schriftsteller erhöhen und erweitern. Auch im Geiste eines spanischen Dichters ging die Sonne nicht unter, wie im Reiche Karl's V. Die wilden Kämpfe mit den Morisken waren beendigt, und wie nach einem Gewitter die Blumen am stärksten duften, so erblüht die Poesie immer am herrlichsten nach einem Bürgerkrieg. Dieselbe Erscheinung sehen wir in England zur Zeit der Elisabeth, und gleichzeitig mit Spanien entsprang dort eine Dichterschule, die zu merkwürdigen Vergleichungen auffordert. Dort sehen wir Shakspeare, hier Cervantes als die Blüthe der Schule.

Wie die spanischen Dichter unter den drei Philippen, so haben auch die englischen unter der Elisabeth eine gewisse Familienähnlichkeit, und weder Shakspeare noch Cervantes können auf Originalität

in unserem Sinne Anspruch machen. Sie unterscheiden sich von ihren Zeitgenossen keineswegs durch besonderes Fühlen und Denken oder besondere Darstellungsart, sondern nur durch bedeutendere Tiefe, Innigkeit, Zärte und Kraft; ihre Dichtungen sind mehr durchdrungen und umflossen vom Äther der Poesie.

Aber beide Dichter sind nicht bloß die Blüthe ihrer Zeit, sondern sie waren auch die Wurzel der Zukunft. Wie Shakspeare durch den Einfluss seiner Werke, namentlich auf Deutschland und das heutige Frankreich, als der Stifter der späteren dramatischen Kunst zu betrachten ist, so müssen wir in Cervantes den Stifter des modernen Romans verehren. Hierüber erlaube ich mir einige flüchtige Bemerkungen.

Der ältere Roman, der sogenannte Ritterroman, entsprang aus der Poesie des Mittelalters; er war zuerst eine prosaische Bearbeitung jener epischen Gedichte, deren Helden zum Sagenkreise Karl's des Großen und des heiligen Grals gehörten; immer bestand der Stoff aus ritterlichen Abenteuern. Es war der Roman des Adels, und die Personen, die darin agierten, waren entweder fabelhafte Phantasiegebilde, oder Reiter mit goldenen Sporen; nirgends eine Spur von Volk. Diese

Ritterromane, die in der abſurdeſten Weiſe ausarteten, ſtürzte Cervantes durch ſeinen Don Quixote. Aber indem er eine Satire ſchrieb, die den älteren Roman zu Grunde richtete, lieferte er ſelber wieder das Vorbild zu einer neuen Dichtungsart, die wir den modernen Roman nennen. So pflegen immer große Poeten zu verfahren; ſie begründen zugleich etwas Neues, indem ſie das Alte zerſtören; ſie negieren nie, ohne Etwas zu bejahen. Cervantes ſtiftete den modernen Roman, indem er in den Ritterroman die getreue Schilderung der niederen Klaſſen einführte, indem er ihm das Volksleben beimiſchte. Die Neigung, das Treiben des gemeinſten Pöbels, des verworfenſten Lumpenpacks zu beſchreiben, gehört nicht bloß dem Cervantes, ſondern der ganzen literariſchen Zeitgenoſſenſchaft, und ſie findet ſich, wie bei den Poeten, ſo auch bei den Malern des damaligen Spanien; ein Murillo, der dem Himmel die heiligſten Farben ſtahl, womit er ſeine ſchönen Madonnen malte, konterfeite mit derſelben Liebe auch die ſchmutzigſten Erſcheinungen dieſer Erde. Es war vielleicht die Begeiſterung für die Kunſt ſelber, wenn dieſe edeln Spanier manchmal an der treuen Abbildung eines Bettelſungen, der ſich lauſt, daſſelbe Vergnügen empfanden, wie an der Darſtellung der hochgebenedeiten Jungfrau.

Oder es war der Reiz des Kontraſtes, welcher eben die vornehmſten Edelleute, einen geſchniegelten Hofmann wie Quevedo oder einen mächtigen Miniſter wie Mendoza, antrieb, ihre zerlumpten Bettler- und Gaunerromane zu ſchreiben; ſie wollten ſich vielleicht aus der Eintönigkeit ihrer Standesumgebung durch die Phantaſie in eine entgegengeſetzte Lebensſphäre verſetzen, wie wir daſſelbe Bedürfnis bei manchen deutſchen Schriftſtellern finden, die ihre Romane nur mit Schilderungen der vornehmen Welt füllen und ihre Helden immer zu Grafen und Baronen machen. Bei Cervantes finden wir noch nicht dieſe einſeitige Richtung, das Unedle ganz abgeſondert darzuſtellen; er vermiſcht nur das Ideale mit dem Gemeinen, das Eine dient dem Andern zur Abſchattung oder zur Beleuchtung, und das adelthümliche Element iſt darin noch eben ſo mächtig wie das volksthümliche. Dieſes adelthümliche, chevalereske, ariſtokratiſche Element verſchwindet aber ganz in dem Roman der Engländer, die den Cervantes zuerſt nachgeahmt und ihn bis auf den heutigen Tag immer als Vorbild vor Augen haben. Es ſind proſaiſche Naturen, dieſe engliſchen Romandichter ſeit Richardſon's Regierung, der prüde Geiſt ihrer Zeit widerſtrebt ſogar aller kernigen Schilderung des gemeinen Volkslebens, und wir

ſehen jenſeit des Kanals jene bürgerlichen Romane entſtehen, worin das nüchterne Kleinleben der Bourgeoiſie ſich abſpiegelt. Dieſe klägliche Lektüre überwäſſerte das engliſche Publikum bis auf die letzte Zeit, wo der große Schotte auftrat, der im Roman eine Revolution oder eigentlich eine Reſtauration bewirkte. Wie nämlich Cervantes das demokratiſche Element in den Roman hineinbrachte, als darin nur das einſeitig ritterthümliche herrſchend war, ſo brachte Walter Scott in den Roman wieder das ariſtokratiſche Element zurück, als dieſes gänzlich darin erloſchen war, und nur proſaiſche Spießbürgerlichkeit dort ihr Weſen trieb. Durch ein entgegengeſetztes Verfahren hat Walter Scott dem Roman jenes ſchöne Ebenmaß wieder gegeben, welches wir im Don Quixote des Cervantes bewundern.

Ich glaube, in dieſer Beziehung iſt das Verdienſt des zweiten großen Dichters Englands noch nie anerkannt worden. Seine tory'ſchen Neigungen, ſeine Vorliebe für die Vergangenheit waren heilſam für die Literatur, für jene Meiſterwerke ſeines Genius, die überall ſowohl Anklang als Nachahmung fanden und die aſchgrauen Schemen des bürgerlichen Romans in die dunkleren Winkel der Leihbibliotheken verdrängten. Es iſt ein Irrthum, wenn

man Walter Scott nicht als den Begründer des sogenannten historischen Romans ansehen will und letztern von deutschen Anregungen herleitet. Man verkennt, dass das Charakteristische der historischen Romane eben in der Harmonie des aristokratischen und demokratischen Elements besteht, dass Walter Scott diese Harmonie, welche während der Alleinherrschaft des demokratischen Elements gestört war, durch die Wiedereinsetzung des aristokratischen Elements aufs schönste herstellte, statt dass unsere deutschen Romantiker das demokratische Element in ihren Romanen gänzlich verleugneten und wieder in das aberwitzige Gleise des Ritterromans, der vor Cervantes blühte, zurückkehrten. Unser de la Motte Fouqué ist Nichts als ein Nachzügler jener Dichter, die den „Amadis von Gallien" und ähnliche Abenteuerlichkeiten zur Welt gebracht, und ich bewundere nicht bloß das Talent, sondern auch den Muth, womit der edle Freiherr zweihundert Jahre nach dem Erscheinen des Don Quixote seine Ritterbücher geschrieben hat. Es war eine sonderbare Periode in Deutschland, als letztere erschienen und das Publikum daran Gefallen fand. Was bedeutete in der Literatur diese Vorliebe für das Ritterthum und die Bilder der alten Feudalzeit? Ich glaube, das deutsche Volk wollte auf immer Abschied neh-

men von dem Mittelalter; aber gerührt, wie wir es leicht ſind, nahmen wir Abſchied mit einem Kuſſe. Wir drückten zum letzten Male unſere Lippen auf die alten Leichenſteine. Mancher von uns freilich gebärdete ſich dabei höchſt närriſch. Ludwig Tieck, der kleine Junge der Schule, grub die todten Voreltern aus dem Grabe heraus, ſchaukelte ihren Sarg, als wär' es eine Wiege, und mit aberwitzig kindiſchem Lallen ſang er dabei: „Schlaf, Großväterchen, ſchlafe!“

Ich habe Walter Scott den zweiten großen Dichter Englands und ſeine Romane Meiſterwerke genannt. Aber nur ſeinem Genius wollte ich das höchſte Lob ertheilen. Seine Romane ſelbſt kann ich dem großen Roman des Cervantes keineswegs gleichſtellen. Dieſer übertrifft ihn an epiſchem Geiſt. Cervantes war, wie ich ſchon erwähnt habe, ein katholiſcher Dichter, und dieſer Eigenſchaft verdankt er vielleicht jene große epiſche Seelenruhe, die wie ein Kryſtallhimmel ſeine bunten Dichtungen überwölbt: nirgends eine Spalte des Zweifels. Dazu kömmt noch die Ruhe des ſpaniſchen Nationalcharakters. Walter Scott aber gehört einer Kirche, welche ſelbſt die göttlichen Dinge einer ſcharfen Diskuſſion unterwirft; als Advokat und Schotte iſt er gewöhnt an Handlung und Diskuſſion, und, wie in ſeinem

Geiſte und Leben, ſo iſt auch in ſeinen Romanen das Dramatiſche vorherrſchend. Seine Werke können daher nimmermehr als reines Muſter jener Dichtungsart, die wir Roman nennen, betrachtet werden. Den Spaniern gebührt der Ruhm, den beſten Roman hervorgebracht zu haben, wie man den Engländern den Ruhm zuſprechen muſs, daſs ſie im Drama das Höchſte geleiſtet.

Und den Deutſchen, welche Palme bleibt ihnen übrig? Nun, wir ſind die beſten Liederdichter dieſer Erde. Kein Volk beſitzt ſo ſchöne Lieder, wie die Deutſchen. Jetzt haben die Völker allzu viele politiſche Geſchäfte; wenn aber dieſe einmal abgethan ſind, wollen wir Deutſche, Britten, Spanier, Franzoſen, Italiäner, wir wollen Alle hinausgehen in den grünen Wald und ſingen, und die Nachtigall ſoll Schiedsrichterin ſein. Ich bin überzeugt, bei dieſem Wettgeſange wird das Lied von Wolfgang Goethe den Preis gewinnen.

Cervantes, Shakſpeare und Goethe bilden das Dichter-Triumvirat, das in den drei Gattungen poetiſcher Darſtellung, im Epiſchen, Dramatiſchen und Lyriſchen, das Höchſte hervorgebracht. Vielleicht iſt der Schreiber dieſer Blätter beſonders befugt, unſern großen Landsmann als den vollendetſten Liederdichter zu preiſen. Goethe ſteht in der

Mitte zwischen den beiden Ausartungen des Liedes, jenen zwei Schulen, wovon die eine leider mit meinem eigenen Namen, die andere mit dem Namen Schwabens bezeichnet wird. Beide freilich haben ihre Verdienste: sie förderten indirekter Weise das Gedeihen der deutschen Poesie. Die erstere bewirkte eine heilsame Reaktion gegen den einseitigen Idealismus im deutschen Liede, sie führte den Geist zurück zur starken Realität und entwurzelte jenen sentimentalen Petrarchismus, der uns immer als eine lyrische Donquixoterie erschienen ist. Die schwäbische Schule wirkte ebenfalls indirekt zum Heile der deutschen Poesie. Wenn in Norddeutschland kräftig gesunde Dichtungen zum Vorschein kommen konnten, so verdankt man Dieses vielleicht der schwäbischen Schule, die alle kränkliche, bleichsüchtige, fromm gemüthliche Feuchtigkeiten der deutschen Muse an sich zog. Stuttgart war gleichsam die Fontanelle der deutschen Muse.

Indem ich die höchsten Leistungen im Drama, im Roman und im Liede dem erwähnten großen Triumvirate zuschreibe, bin ich weit davon entfernt, an dem poetischen Werthe anderer großer Dichter zu mäkeln. Nichts ist thörichter, als die Frage: welcher Dichter größer sei, als der andere? Flamme ist Flamme, und ihr Gewicht lässt sich nicht be-

ſtimmen nach Pfund und Unze. Nur platter Krämerſinn kommt mit ſeiner ſchäbigen Käſewage und will den Genius wägen. Nicht bloß die Alten, ſondern auch manche Neuere haben Dichtungen geliefert, worin die Flamme der Poeſie eben ſo prachtvoll lodert, wie in den Meiſterwerken von Shakſpeare, Cervantes und Goethe. Jedoch dieſe Namen halten zuſammen, wie durch ein geheimes Band. Es ſtrahlt ein verwandter Geiſt aus ihren Schöpfungen; es weht darin eine ewige Milde, wie der Athem Gottes; es blüht darin die Beſcheidenheit der Natur. Wie an Shakſpeare, erinnert Goethe auch beſtändig an Cervantes, und Dieſem ähnelt er bis in die Einzelnheiten des Stils, in jener behaglichen Proſa, die von der ſüßeſten und harmloſeſten Ironie gefärbt iſt. Cervantes und Goethe gleichen ſich ſogar in ihren Untugenden, in der Weitſchweifigkeit der Rede, in jenen langen Perioden, die wir zuweilen bei ihnen finden, und die einem Aufzug königlicher Equipagen vergleichbar. Nicht ſelten ſitzt nur ein einziger Gedanke in ſo einer breitausgedehnten Periode, die wie eine große vergoldete Hofkutſche mit ſechs panachierten Pferden gravitätiſch dahinfährt. Aber dieſer einzige Gedanke iſt immer etwas Hohes, wo nicht gar der Souverän.

Über den Geist des Cervantes und den Einfluss seines Buches habe ich nur mit wenigen Andeutungen reden können. Über den eigentlichen Kunstwerth seines Romans kann ich mich hier noch weniger verbreiten, indem Erörterungen zur Sprache kämen, die allzu weit ins Gebiet der Ästhetik hinabführen würden. Ich darf hier auf die Form seines Romans und die zwei Figuren, die den Mittelpunkt desselben bilden, nur im Allgemeinen aufmerksam machen. Die Form ist nämlich die der Reisebeschreibung, wie Solches von jeher die natürlichste Form für diese Dichtungsart. Ich erinnere hier nur an den goldenen Esel des Apulejus, den ersten Roman des Alterthums. Der Einförmigkeit dieser Form haben die späteren Dichter durch Das, was wir heute die Fabel des Romans nennen, abzuhelfen gesucht. Aber wegen Armuth an Erfindung haben jetzt die meisten Romanschreiber ihre Fabeln von einander geborgt, wenigstens haben die Einen mit wenig Modifikationen immer die Fabeln der Andern benutzt, und durch die dadurch entstehende Wiederkehr derselben Charaktere, Situationen und Verwicklungen ward dem Publikum am Ende die Romanlektüre einigermaßen verleidet. Um sich vor der Langweiligkeit abgedroschener Romanfabeln zu retten, flüchtete man sich für einige Zeit in die

uralte, urſprüngliche Form der Reiſebeſchreibung. Dieſe wird aber wieder ganz verdrängt, ſobald ein Originaldichter mit neuen, friſchen Romanfabeln auftritt. In der Literatur, wie in der Politik, bewegt ſich Alles nach dem Geſetz der Aktion und Reaktion.

Was nun jene zwei Geſtalten betrifft, die ſich Don Quixote und Sancho Panſa nennen, ſich beſtändig parodieren und doch ſo wunderbar ergänzen, daſs ſie den eigentlichen Helden des Romans bilden, ſo zeugen ſie im gleichen Maße von dem Kunſtſinn, wie von der Geiſtestiefe des Dichters. Wenn andere Schriftſteller, in deren Roman der Held nur als einzelne Perſon durch die Welt zieht, zu Monologen, Briefen oder Tagebüchern ihre Zuflucht nehmen müſſen, um die Gedanken und Empfindungen des Helden kund zu geben, ſo kann Cervantes überall einen natürlichen Dialog hervortreten laſſen; und indem die eine Figur immer die Rede der andern parodiert, tritt die Intention des Dichters um ſo ſichtbarer hervor. Vielfach nachgeahmt ward ſeitdem die Doppelfigur, die dem Roman des Cervantes eine ſo kunſtvolle Natürlichkeit verleiht, und aus deren Charakter, wie aus einem einzigen Kern, der ganze Roman mit all ſeinem wilden Laubwerk, ſeinen duftigen Blüthen, ſtrahlenden Früchten und

Affen und Wundervögeln, die sich auf den Zweigen wiegen, gleich einem indischen Riesenbaum sich entfaltet.

Aber es wäre ungerecht, hier Alles auf Rechnung sklavischer Nachahmung zu setzen; sie lag so nahe, die Einführung solcher zwei Figuren, wie Don Quixote und Sancho Pansa, wovon die eine, die poetische, auf Abenteuer zieht, und die andere, halb aus Anhänglichkeit, halb aus Eigennutz, hinterdrein läuft durch Sonnenschein und Regen, wie wir selber sie oft im Leben begegnet haben. Um dieses Paar unter den verschiedenartigsten Vermummungen überall wieder zu erkennen, in der Kunst wie im Leben, muss man freilich nur das Wesentliche, die geistige Signatur, nicht das Zufällige ihrer äußern Erscheinung ins Auge fassen. Der Beispiele könnte ich unzählige anführen. Finden wir Don Quixote und Sancho Pansa nicht eben so gut in den Gestalten Don Juan's und Leporello's, wie etwa in der Person Lord Byron's und seines Bedienten Fletcher? Erkennen wir dieselben zwei Typen und ihr Wechselverhältnis nicht in der Gestalt des Ritters von Waldsee und seines Kaspar Larifari eben so gut, wie in der Gestalt von so manchem Schriftsteller und seinem Buchhändler, welcher Letztere die Narrheiten seines Autors wohl

einsieht, aber dennoch, um reellen Vortheil daraus zu ziehen, ihn getreusam auf allen seinen idealen Irrfahrten begleitet. Und der Herr Verleger Sancho, wenn er auch manchmal nur Püffe bei diesem Geschäfte gewinnt, bleibt doch immer fett, während der edle Ritter täglich immer mehr und mehr abmagert.

Aber nicht bloß unter Männern, sondern auch unter Frauenzimmern habe ich öfters die Typen Don Quixote's und seines Schildknappen wiedergefunden. Namentlich erinnere ich mich einer schönen Engländerin, einer schwärmerischen Blondine, die mit ihrer Freundin aus einer Londoner Mädchenpension entsprungen war und die ganze Welt durchziehen wollte, um ein so edles Männerherz zu suchen, wie sie es in sanften Mondscheinnächten geträumt hatte. Die Freundin, eine untersetzte Brünette, hoffte bei dieser Gelegenheit, wenn auch nicht etwas ganz apartes Ideale, doch wenigstens einen Mann von gutem Aussehen zu erbeuten. Ich sehe sie noch, mit ihren liebesüchtigen blauen Augen, die schlanke Gestalt, wie sie am Strande von Brighton weit über das fluthende Meer nach der französischen Küste hinüber schmachtete ... Ihre Freundin knackte unterdessen Haselnüsse, freute sich des süßen Kerns und warf die Schalen ins Wasser.

Jedoch weder in den Meisterwerken anderer Künstler, noch in der Natur selber finden wir die erwähnten beiden Typen in ihrem Wechselverhältnisse so genau ausgeführt, wie bei Cervantes. Jeder Zug im Charakter und der Erscheinung des Einen entspricht hier einem entgegengesetzten und doch verwandten Zuge bei dem Andern. Hier hat jede Einzelnheit eine parodistische Bedeutung. Ja, sogar zwischen Rosinanten und Sancho's Grauchen herrscht derselbe ironische Parallelismus, wie zwischen dem Knappen und seinem Ritter, und auch die beiden Thiere sind gewissermaßen die symbolischen Träger derselben Ideen. Wie in ihrer Denkungsart, so offenbaren Herr und Diener auch in ihrer Sprache die merkwürdigsten Gegensätze, und hier kann ich nicht umhin, der Schwierigkeiten zu erwähnen, welche der Übersetzer zu überwinden hatte, der die hausbackene, knorrige, niedrige Sprechart des guten Sancho ins Deutsche übertrug. Durch seine gehackte, nicht selten unsaubere Sprichwörtlichkeit mahnt der gute Sancho ganz an den Narren des Königs Salomon, an Markulf, der ebenfalls einem pathetischen Idealismus gegenüber das Erfahrungswissen des gemeinen Volkes in kurzen Sprüchen vorträgt. Don Quixote hingegen redet die Sprache der Bildung, des höheren Standes, und auch in der Gran-

dezza des wohlgegründeten Periodenbaues repräsentiert er den vornehmen Hidalgo. Zuweilen ist dieser Periodenbau allzuweit ausgesponnen, und die Sprache des Ritters gleicht einer stolzen Hofdame in aufgebauschtem Seidenkleid, mit langer rauschender Schleppe. Aber die Grazien, als Pagen verkleidet, tragen lächelnd einen Zipfel dieser Schleppe; die langen Perioden schließen mit den anmuthigsten Wendungen.

Den Charakter der Sprache Don Quixote's und Sancho Pansa's resumieren wir in den Worten: der Erstere, wenn er redet, scheint immer auf seinem hohen Pferde zu sitzen, der Andere spricht, als säße er auf seinem niedrigen Esel.

Mir bliebe noch übrig, von den Illustrationen zu sprechen, womit die Verlagshandlung diese neue Übersetzung des Don Quixote, die ich hier bevorworte, ausgeschmückt hat. Diese Ausgabe ist das erste der schönen Literatur angehörige Buch, das in Deutschland auf diese Weise verziert ans Licht tritt. In England, und namentlich in Frankreich sind dergleichen Illustrationen an der Tagesordnung und finden einen fast enthusiastischen Beifall. Deutsche Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit wird aber gewiss die Frage aufwerfen: Sind den Interessen wahrer Kunst dergleichen Illustrationen för-

derlich? Ich glaube nicht. Zwar zeigen sie, wie die geistreich und leicht schaffende Hand eines Malers die Gestalten des Dichters auffasst und wiedergiebt; sie bieten auch für die etwaige Ermüdung durch die Lektüre eine angenehme Unterbrechung; aber sie sind ein Zeichen mehr, wie die Kunst, herabgezerrt von dem Piedestale ihrer Selbständigkeit, zur Dienerin des Luxus entwürdigt wird. Und dann ist hier für den Künstler nicht bloß die Gelegenheit und Verführung, sondern sogar die Verpflichtung, seinen Gegenstand nur flüchtig zu berühren, ihn bei Leibe nicht zu erschöpfen. Die Holzschnitte in alten Büchern dienten anderen Zwecken und können mit diesen Illustrationen nicht verglichen werden.

Die Illustrationen der vorliegenden Ausgabe sind nach Zeichnungen von Tony Johannot von den ersten Holzschneidern Englands und Frankreichs geschnitten. Sie sind, wie es schon Tony Johannot's Name verbürgt, eben so elegant als charakteristisch aufgefasst und gezeichnet; trotz der Flüchtigkeit der Behandlung sieht man, wie der Künstler in den Geist des Dichters eingedrungen ist. Sehr geistreich und phantastisch sind die Initialen und Culs-de-Lampe erfunden, und gewiss mit tiefsinnig poetischer Intention hat der Künstler zu den Verzie-

rungen meiſtens moreske Deſſins gewählt Sehen wir ja doch die Erinnerung an die heitere Maurenzeit wie einen ſchönen fernen Hintergrund überall im Don Quixote hervorſchimmern. — Tony Johannot, einer der vortrefflichſten und bedeutendſten Künſtler in Paris, iſt ein Deutſcher von Geburt.

Auffallend iſt es, daſs ein Buch, welches ſo reich an pittoreskem Stoff, wie der Don Quixote, noch keinen Maler gefunden hat, der daraus Sujets zu einer Reihe ſelbſtändiger Kunſtwerke entnommen hätte. Iſt der Geiſt des Buches etwa zu leicht und phantaſtiſch, als daſs nicht unter der Hand des Künſtlers der bunte Farbenſtaub entflöhe? Ich glaube nicht. Denn der Don Quixote, ſo leicht und phantaſtiſch er iſt, fußt auf derber, irdiſcher Wirklichkeit, wie Das ja ſein muſſte, um ihn zu einem Volksbuche zu machen. Iſt es etwa, weil hinter den Geſtalten, die uns der Dichter vorführt, tiefere Ideen liegen, die der bildende Künſtler nicht wiedergeben kann, ſo daſs er nur die äußere Erſcheinung, wie ſaillant ſie auch vielleicht ſei, nicht aber den tieferen Sinn feſthalten und reproducieren könnte? Das iſt wahrſcheinlich der Grund. — Verſucht haben ſich übrigens viele Künſtler an Zeichnungen zum Don Quixote. Was ich von engliſchen, ſpaniſchen und früheren franzöſiſchen Arbeiten dieſer

Art gesehen habe, war abscheulich. Was deutsche Künstler betrifft, so muss ich hier an unseren großen Daniel Chodowiecki erinnern. Er hat eine Reihe Darstellungen zum Don Quixote gezeichnet, die, von Berger in Chodowiecki's Sinn radiert, die Bertuch'sche Übersetzung begleiteten. Es sind vortreffliche Sachen darunter. Der falsche theatralisch-konventionelle Begriff, den der Künstler, wie seine übrigen Zeitgenossen, vom spanischen Kostüme hatte, hat ihm sehr geschadet. Man sieht aber überall, dass Chodowiecki den Don Quixote vollkommen verstanden hat. Das hat mich grade bei diesem Künstler gefreut und war mir um seinetwillen wie des Cervantes wegen lieb. Denn es ist mir immer angenehm, wenn zwei meiner Freunde sich lieben, wie es mich auch stets freut, wenn zwei meiner Feinde auf einander losschlagen. Chodowiecki's Zeit, als Periode einer sich erst bildenden Literatur, die der Begeisterung noch bedurfte und Satire ablehnen musste, war dem Verständnisse des Don Quixote eben nicht günstig, und da zeugt es denn für Cervantes, dass seine Gestalten damals dennoch verstanden wurden und Anklang fanden, wie es für Chodowiecki zeugt, dass er Gestalten wie Don Quixote und Sancho Pansa begriff, er, welcher mehr als vielleicht je ein anderer Künstler das Kind

seiner Zeit war, in ihr wurzelte, nur ihr angehörte, von ihr getragen, verstanden und anerkannt wurde.

Von neuesten Darstellungen zum Don Quixote erwähne ich mit Vergnügen einige Skizzen von Decamps, dem originellsten aller lebenden französischen Maler. — Aber nur ein Deutscher kann den Don Quixote ganz verstehen, und Das fühlte ich dieser Tage in erfreutester Seele, als ich an den Fenstern eines Bilderladens auf dem Boulevard Montmartre ein Blatt sah, welches den edlen Manchaner in seinem Studierzimmer darstellt und nach Adolf Schröter, einem großen Meister, gezeichnet ist.

Geschrieben zu Paris, im Karneval 1837.

Heinrich Heine.

Vorwort

zu

A. Weill's „Sittengemälden aus dem elsässischen Volksleben."

(1847.)

Herr A. Weill, der Verfasser der elsässischen Idyllen, denen wir einige Geleitzeilen widmen, behauptet, dass er der Erste gewesen, der dieses Genre auf den deutschen Büchermarkt gebracht. Es hat mit dieser Behauptung vollkommen seine Richtigkeit, wie uns Freunde versichern, die sich zugleich dahin aussprechen, als habe der erwähnte Autor nicht bloß die ersten, sondern auch die besten Dorfnovellen geschrieben. Unbekanntschaft mit den Meisterwerken der Tagesschriftstellerei jenseits des Vater Rheins hindert uns, hierüber ein selbständig eignes Urtheil zu fällen.

Dem Genre selbst, der Dorfnovellistik, möchten wir übrigens keine bedeutende Stellung in der Literatur anweisen, und was die Priorität der Hervorbringung betrifft, so überschätzen wir eben-

falls nicht dieſes Verdienſt. Die Hauptſache iſt und bleibt, daſs die Arbeit, die uns vorliegt, in ihrer Art gut und gelungen iſt, und in dieſer Beziehung zollen wir ihr das ehrlichſte Lob und die freundlichſte Anerkennung.

Herr Weill iſt freilich keiner jener Dichter, die mit angeborener Begabnis für plaſtiſche Geſtaltung ihre ſtillſinnig harmoniſche Kunſtgebilde ſchaffen, aber er beſitzt dagegen in überſprudelnder Fülle eine ſeltene Urſprünglichkeit des Fühlens und Denkens, ein leicht erregbares, enthuſiaſtiſches Gemüth und eine Lebhaftigkeit des Geiſtes, die ihm im Erzählen und Schildern ganz wunderbar zu Statten kommt und ſeinen literariſchen Erzeugniſſen den Charakter eines Naturprodukts verleiht. Er ergreift das Leben in jeder momentanen Äußerung, er ertappt es auf der That, und er ſelbſt iſt, ſo zu ſagen, ein paſſioniertes Daguerreotyp, das die Erſcheinungswelt mehr oder minder glücklich und manchmal, nach den Launen des Zufalls, poetiſch abſpiegelt. Dieſes merkwürdige Talent, oder, beſſer geſagt, dieſes Naturell bekundet ſich auch in den übrigen Schriften des Herrn Weill, namentlich in ſeinem jüngſten Geſchichtsbuche über den Bauernkrieg und in ſeinen ſehr intereſſanten, ſehr pikanten und ſehr tumultuariſchen Aufſätzen, wo er für die

große Sache unſerer Gegenwart aufs löblich tollſte Partei ergreift. Hier zeigt ſich unſer Autor mit allen ſeinen ſocialen Tugenden und äſthetiſchen Gebrechen; hier ſehen wir ihn in ſeiner vollen agitatoriſchen Pracht und Lückenhaftigkeit. Hier iſt er ganz der zerriſſene, europamüde Sohn der Bewegung, der die Unbehagniſſe und Ekelthümer unſerer heutigen Weltordnung nicht mehr zu ertragen weiß, und hinausgaloppiert in die Zukunft, auf dem Rücken einer Idee . . .

Ja, ſolche Menſchen ſind nicht allein die Träger einer Idee, ſondern ſie werden ſelbſt davon getragen, und zwar als gezwungene Reiter ohne Sattel und Zügel: ſie ſind gleichſam mit ihrem nackten Leibe feſtgebunden an die Idee, wie Mazeppa an ſeinem wilden Roſſe auf den bekannten Bildern des Horace Vernet — ſie werden davon fortgeſchleift, durch alle fürchterliche Konſequenzen, durch alle Steppen und Einöden, über Stock und Stein — das Dornengeſtrüppe zerfleiſcht ihre Glieder — die Waldesbeſtien ſchnappen nach ihnen im Vorüberjagen — ihre Wunden bluten — Wo werden ſie zuletzt anlangen? Unter doniſchen Koſaken, wie auf dem Vernet'ſchen Bilde? Oder an dem Goldgitter der glückſeligen Gärten, wo da wandeln jene Götter . . .

Wer sind jene Götter?

Ich weiß nicht, wie sie heißen, jedoch die großen Dichter und Weisen aller Jahrhunderte haben sie längst verkündigt. Sie sind jetzt noch geheimnisvoll verhüllt; aber in ahnenden Träumen wage ich es zuweilen, ihren Schleier zu lüften, und alsdann erblicke ich . . . Ich kann es nicht aussprechen, denn bei diesem Anblick durchzuckt mich immer ein stolzer Schreck, und er lähmt meine Zunge. Ach! ich bin ja noch ein Kind der Vergangenheit, ich bin noch nicht geheilt von jener knechtischen Demuth, jener knirschenden Selbstverachtung, woran das Menschengeschlecht seit anderthalb Jahrtausenden siechte, und die wir mit der abergläubischen Muttermilch eingesogen . . . Ich darf es nicht aussagen, was ich geschaut . . . Aber unsere gesünderen Nachkommen werden in freudigster Ruhe ihre Göttlichkeit betrachten, bekennen und behaupten. Sie werden die Krankheit ihrer Väter kaum begreifen können. Es wird ihnen wie ein Märchen klingen, wenn sie hören, dass weiland die Menschen sich alle Genüsse dieser Erde versagten, ihren Leib kasteiten und ihren Geist verdumpften, Mädchenblüthen und Jünglingsstolz abschlachteten, beständig logen und greinten, das abgeschmackteste Elend duldeten . . . ich brauche wohl nicht zu sagen, w e m zu Gefallen.

In der That, unsere Enkel werden ein Ammenmärchen zu vernehmen meinen, wenn man ihnen erzählt, was wir geglaubt und gelitten! Und sie werden uns sehr bemitleiden! Wenn sie einst, eine freudige Götterversammlung, in ihren Tempelpaläſten ſitzen, um den Altar, den ſie ſich ſelber geweiht haben, und ſich von alten Menſchheitsgeſchichten unterhalten, die ſchönen Enkel, dann erzählt vielleicht einer der Greiſe, daſs es ein Zeitalter gab, in welchem ein Todter als Gott angebetet und durch ein ſchauerliches Leichenmahl gefeiert ward, wo man ſich einbildete, das Brot, welches man eſſe, ſei ſein Fleiſch, und der Wein, den man trinke, ſei ſein Blut. Bei dieſer Erzählung werden die Wangen der Frauen erbleichen und die Blumenkränze ſichtbar erbeben auf ihren ſchönlockichten Häuptern. Die Männer aber werden neuen Weihrauch auf den Herd-Altar ſtreuen, um durch Wohlduft die düſteren, unheimlichen Erinnerungen zu verſcheuchen.

Geſchrieben zu Paris, am Charfreitage 1847.

Heinrich Heine.

Thomas Reynolds.

(November 1841.)

Waverley von Walter Scott ist männiglich bekannt, und während dieser Roman die rohe Menge durch stoffartiges Interesse unterhält, entzückt er den gebildeten Leser durch die Behandlung, durch eine Form, welche an Einfachheit unvergleichbar ist, und dennoch den größten Reichthum an Entfaltungen darbietet. An diese unübertreffliche, ergiebige Form erinnerte uns das Buch, das unserer heutigen Besprechung vorliegt und von den hier lebenden Landsleuten des Verfassers so verschiedenartig beurtheilt wird. Es ist voriges Jahr zugleich in London bei Longman und hier in Paris in der englischen Buchhandlung der Rue neuve St. Augustin erschienen und führt den Titel: „The life of Thomas Reynolds, Esq., by his son Thomas Reynolds.“ Sonderbar! die oberwähnte Form, welche Scott

dem feinsten' Kalkul seines künstler-schen Talents verdankte, findet sich auch in diesem Buche, aber als ein Produkt der Natur, als ein ganz unmittelbares Ergebnis des Stoffes. Letzterer ist hier, ganz wie in dem Scott'schen Roman, eine verunglückte Empörung, und wie bei dem Schilderheben der schottischen Hochländer, sehen wir auch hier in dem irischen Aufstand einen etwas schwachmüthigen Helden, der fast passiv von den Ereignissen hin und her geschleudert wird; nur dass der große Dichter seinem Waverley durch die liebenswürdigsten Ausschmückungen die Sympathie der Leserwelt aufs reichlichste zuwandte, was leider der Biograph des Thomas Reynolds für Diesen nicht thun konnte, eben weil er keinen Roman, sondern eine wahre Geschichte schrieb. Ja, er beschrieb das Leben seines Helden mit einer so unerquicksamen Wahrheitsliebe, er berichtete die peinlichsten Thatsachen in einer so grellen Nacktheit, dass den Leser dabei manchmal eine fast schauerliche Missstimmung anwandelt. Es ist der Sohn, welcher hier das treue Bild seines Vaters zeichnet, aber selbst die unschönen Züge desselben so sehr liebt, dass er sie durch keine erlogene Zuthat idealisieren und somit dem ganzen Porträt seine theure Ähnlichkeit rauben will. Er besitzt eine so hohe Meinung von dem Charakter

seines Vaters, daſs er es verschmäht, selbst die unrühmlichsten Handlungen einigermaßen zu verblümen; diese sind für ihn nur betrübsame Konsequenzen einer falschen Position, nicht des Willens. Es herrscht ein schrecklicher Stolz in diesem Buche, Nichts soll verheimlicht, Nichts soll bemäntelt werden; aber die Umstände, die seinen Vater in die verhängnisvollste Lage hineintrieben, die Motive seines Thuns und Lassens, die Verleumdungen des Parteigrolls will der Sohn beleuchten; und nach solcher Beleuchtung kann man in der That nicht mehr ein hartes Verdammnisurtheil fällen über den Mann, welcher der revolutionären Sippschaft in Irland gegenüber eine gar gehässige Rolle spielte, aber jedenfalls, wir müssen es gestehen, seinem Vaterland einen großen Dienst leistete; denn die Häupter der Verschwörung hatten nichts Geringeres im Sinne, als mit Hilfe einer französischen Invasion Irland ganz loszureißen von dem großbritannischen Staatsverbande, der zwar damals, in den neunziger Jahren, wie noch jetzt, sehr drückend und jammervoll auf dem irländischen Volk lastete, ihm aber einst die unberechenbarsten Vortheile bieten wird, sobald die kleinen mittelalterlichen Zwiste geschlichtet, und Irland, Schottland und England auch geistig zu einem organischen Ganzen verschmolzen sein werden. Ohne

solche Verschmelzung würden die Irländer eine sehr klägliche Rolle spielen in dem nächsten europäischen Völkerturnier; denn in allen Ländern, nach dem Beispiel Frankreichs, suchen die nachbarlichen und sprachverwandten Stämme sich zu vereinigen. Es bilden sich große, kompakte Staatenmassen, und wenn einst diese kolossalen Kämpen mit einander in die Schranken treten, streitend um die Welthegemonie, dann wird der beste Patriot in Dublin keinen Augenblick daran zweifeln, dass Thomas Reynolds seinem Lande einen großen Dienst leistete, als er die Plane der Verschwörung, die Irland von England trennen wollten, verrieth und mit seinem Zeugnis gegen sie auftrat. Zu dieser Stunde aber ist solche tolerante Beurtheilung noch unmöglich in dem grünen Erin, wo die zwei feindlichen Parteien, die protestantisch brittische und die katholisch nationale, noch immer so grimmig und trotzig sich gegenüber stehen wie in den neunziger Jahren, ja wie seit Wilhelm von Oranien, der den sogenannten Orange-Men seinen Namen hinterließ und von den Gegnern noch heute unerbittlich gehasst wird; während Erstere bei ihren Festmahlen dem Andenken König Wilhelm's die freudigsten Toaste bringen, trinken Letztere auf die Gesundheit der

ſtetigen Stute, durch welche König Wilhelm den Hals brach.

Müſſen wir aber auf die Zukunft verweiſen, um Das, was Thomas Reynolds that, nothdürftig zu beſchönigen, müſſen wir, um ſein Thun zu entſchuldigen, unſere wärmſten Gefühle zurückdrängen, ſo können wir doch ſchon jetzt und mit freiem Herzen den ſchlimmſten Anklagen widerſprechen, und wir ſind davon überzeugt, daſs die Motive ſeiner That keineswegs ſo häſslich waren, wie ſeine Feinde glaubten, daſs er zwar die Verſchwörung aufdeckte, keineswegs aber an den Perſonen der Verſchwörer einen Verrath übte, am allerwenigſten an der Perſon des vortrefflichen Lord Edward Fitzgerald, wie Thomas Moore in der Biographie Deſſelben unredlicherweiſe behauptete. Der Sohn hat bis zur Augenſcheinlichkeit bewieſen, daſs kein Geldvortheil ſeinen Vater veranlaſſt haben konnte, die Partei der Regierung zu ergreifen, die im Gegentheil Wenig für ihn that und ihn für die Verluſte nur kärglich entſchädigte. In dieſer Beziehung ſchirmt ihn auch das Zeugnis der vornehmſten Staatsmänner Englands, namentlich des Earl of Chicheſter, des Marquis Cambden und des Lord Caſtlereagh, welche damals an der Spitze der iriſchen Regierung ſtanden. Dieſe rühmen ihn wegen ſeiner

Uneigennützigkeit, erklären sein Betragen für ehrenwerth, versichern ihn ihrer Hochachtung — und wie wenig ich auch diese brittischen Tories liebe, so zweifle ich doch nicht an ihrem Wort, denn ich weiß, sie sind viel zu hochmüthig, als daſs sie für einen bezahlten Verräther öffentlich lügen würden. Sie verachten alle Menschen, und doppelt verachten sie Diejenigen, denen sie Geld gegeben, und gegen Solche sind sie noch wortkarger. Aber nicht bloß die Höchstgestellten, sondern auch viele Landsleute geringeren Ranges sprachen Thomas Reynolds unbedingt frei von der Beschuldigung, als habe Gewinnsucht ihn geleitet. Die Kaufmannsgilde von Dublin erließ an ihn eine Adresse, welche voll ehrender Anerkennung und mit den Schmähungen seiner Feinde einen fast komischen Gegensatz bildet.

Wie Reynolds, der Sohn, durch die genauesten Details und die sinnreichsten Schlussfolgen bis zur Evidenz bewiesen, daſs sein Vater nicht aus Eigennutz die Verschwörung verrieth, so beweist er ebenfalls bis zur Evidenz, daſs er keineswegs an der Person der Verschwörer irgend einen argen Verrath übte, und daſs er, weit entfernt, die Gefangennahme des Lord Fitzgerald veranlasst zu haben, im Gegentheil für die Rettung Desselben die größte Sorge an den Tag legte und ihn auch mit Geld

aufs redlichste unterstützte. Die Lebensbeschreibung Fitzgerald's, die wir der buntfarbigen Feder des Thomas Moore verdanken, scheint mehr Dichtung als Wahrheit zu enthalten, und mit Recht muss der Poet den Unwillen eines Sohnes ertragen, der die Verunglimpfung seines Vaters mit den schärfsten Stachelreden züchtigt. Thomas Little (wie man Thomas Moore ob seiner winzigen Gestalt zu nennen pflegt) bekommt hier sehr nachdrücklich die Ruthe und es ist nicht zu verwundern, dass das Männchen, das auf die ganze Londoner Presse den größten Einfluss übt, alle seine Mittel in Bewegung setzte, um das Reynolds'sche Werk in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen. Sein Held Fitzgerald wird zwar hier von allem romantischen Nimbus entkleidet, aber er erscheint deßhalb nicht minder heroisch, besonders bei seiner Gefangennahme, und ich will die darauf bezügliche Stelle hier mittheilen.

„Die folgende Erzählung von der Gefangennahme des Lord Edward Fitzgerald erhielt mein Vater von dem Herrn Sirr und dem Herrn Swann; Ersterer ist noch am Leben und kann berichtigen, wo ich etwa irre. Es war am 18. Mai, als Herr Edward Cooke, damaliger Unterstaatssekretär, den Herrn Charles Sirr, Bürgermeister (town-mayor), einen wackern, thätigen und verständigen Beamten,

zu sich rufen ließ und ihm den Auftrag gab, den andern Tag zwischen 5 und 6 Uhr Abends nach dem Hause eines gewissen Nikolas Murphy zu gehen, welcher Feder- und Bauholzhändler in Thomasstreet; dort fände er den Lord Edward Fitzgerald, den er arretieren solle laut dem Verhaftbefehl, den er ihm einhändigte. Herr Sirr traf schon denselben Abend hierzu die nothwendigen Anstalten, und den nächsten Morgen besprach er sich über seinen Auftrag mit dem Herrn Swann und einem gewissen Herrn Ryan, zwei Magistratspersonen, denen er das höchste Vertrauen schenkte, und deren Mithilfe er in Anspruch nahm. Herr Ryan war damals Herausgeber einer Zeitung, worin einige sehr schmähsüchtige Ausfälle gegen Lord Edward abgedruckt worden, welche Letztern mit großem Haß gegen Herrn Ryan erfüllten. Herr Sirr besorgte neun Mann von der Londonderry-Miliz, sämmtlich wohluniformiert. Herr Stirling, jetzt Konsul zu Genua, und Dr. Bankhead, Beide Officiere jenes Regiments, begleiteten sie, ebenfalls in Uniform.

„Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß Lord Edward erst in der Nacht am 18. Mai nach dem Hause des Murphy ging, und daß der Staatssekretär, noch ehe er hinging, von seiner Absicht,

dorthin zu gehen, so sicher unterrichtet war, dass er schon des Nachmittags dem Herrn Sirr die Instruktion und den Verhaftsbefehl geben konnte, also acht bis zehn Stunden vor Lord Edward's Ankunft.

„Die Herren Sirr, Swann und Ryan nebst ihren Genossen begaben sich in zwei Miethkutschen nach dem Hause des Murphy; Herr Sirr sorgte auch dafür, dass eine starke Kompagnie Militär, gleichzeitig aus der Kaserne abmarschierend, unmittelbar nach der Ankunft der Kutschen vor dem Hause des Murphy anlangen konnte, um ihn und seine Leute gegen den Pöbel zu schützen, der sich in jenem Viertel von Dublin sehr leicht zu einem bedeutenden Auflauf versammelt. Sobald er ankam, wusste Herr Sirr seine neun Mann so aufzustellen, dass sie alle Eingänge besetzten, sowohl Seiten- als Hinterthüren. Während er diese Vorrichtung traf, eilten Herr Swann und Herr Ryan die Treppe hinauf, da im Erdgeschoss nur Komptoirstuben und Waarenlager befindlich. Im ersten Gemach sahen sie Niemand, aber den Speisesaal schien man eben verlassen zu haben, da sich auf der Tafel noch Überbleibsel von Dessert und Weinen befanden. Sie erreichten hastig das zweite Gemach, ohne jedoch irgend eines Menschen ansichtig zu werden; sie öffneten dort die Thür eines Schlaf-

zimmers, welche weder verſchloſſen noch verriegelt war; in dieſem Zimmer endlich ſtand Murphy am Fenſter der Straße zu, ein Papier in der Hand haltend, welches er eben zu leſen ſchien, und auf dem Bette lag Lord Edward Fitzgerald, halb entkleidet. Auf einem Stuhle neben dem Bette lag ein Käſtchen mit Taſchenpiſtolen; Herr Swann eilte gleich darauf zu, und, ſich zwiſchen den Stuhl und das Bett drängend, rief er: „Lord Edward Fitzgerald, Ihr ſeid mein Gefangener, denn wir kommen mit ſtarkem Geleit, und jeder Widerſtand iſt nutzlos!“ Lord Edward ſprang empor, und mit einem zweiſchneidigen Dolch, welchen er irgend neben ſich verborgen gehalten, ſtach er nach der Bruſt des Herrn Swann; Dieſer wollte mit der Hand den Stich abwehren, und ſie ward durchſtochen am Knöchel des Zeigefingers, dergeſtalt, daſs die Hand im buchſtäblichen Sinn einen Augenblick an ſeiner Bruſt feſtgeheftet blieb. Der Dolch drang nämlich in eine Seite ſeiner Bruſt, und die Rippen hindurch kam er hinten am Schulterblatt wieder zum Vorſchein. Herr Ryan ſtürzte jetzt herbei feuerte ein Piſtol auf Lord Edward ab, und ſchoſs fehl. Lord Edward, welcher ihn kannte, rief: „Ryan, du Elender!“ (Ryan, you villain!) und indem er den Dolch, deſſen Griff er noch immer in Händen

hielt, aus Herrn Swann's Bruſt herausriſs, ſtach er damit Herrn Ryan in die Herzgrube, und, die Waffe wieder zurückziehend, ſchlitzte er ihm mit der Schneide den Bauch auf bis am Nabel. Die Herren Swann und Ryan hatten Beide Lord Edward um den Leib gefaſſt, und da Derſelbe noch unverwundet, ſuchte er durch die Thüre zu entkommen, wo Herr Ryan ihn endlich losließ, indem er mit den heraushängenden Gedärmen zu Boden ſtürzte, aber Herr Swann hielt ihn noch feſt. Im Vorzimmer neben der Thür war eine Leiter, welche nach dem Söller führte und einen Ausgang nach dem Dache bot. Dieſe Vorkehrung war getroffen, um im Fall der Noth die Flucht zu fördern, und auf dieſem Wege wollte Lord Edward entfliehen; jedoch Herr Swann, welcher ſich mit ſeinem ganzen Gewicht an ihm feſthing, hinderte ihn, die Leiter zu erſteigen, und, um ſich von dieſer Laſt zu befreien, erhub er eben ſeinen Arm und wollte ihn mit dem Dolche, den er noch in Händen, aufs Neue durchſtoßen. Alles Dies ereignete ſich in weniger als einer Minute. Mittlerweile aber war das Militär aus der Kaſerne angelangt, und nachdem Herr Sirr daſſelbe gehörig poſtiert, eilte er ins Haus und die Treppe hinauf, wo er ſchießen hörte, und mit einem Piſtol in der Hand erreichte

er das Zimmer eben in dem Augenblick, wo Lord Edward seinen Arm erhoben, um Herrn Swann den Gnadenstoß zu geben; er schoss also, ohne sich lange zu bedenken, und traf Lord Edward am Arm, nahe bei der Schulter. Der Arm sank ihm machtlos, und Lord Edward war gefangen.

„Es bietet sich hier die ganz natürliche Frage: was that unterdessen Murphy, der Hauswirth, ein Mann in der Blüthe seines Alters und seiner Kraft, und dessen Schutz sich Lord Edward anvertraut hatte? Er blieb ein schweigender Zuschauer des ganzen Auftritts, obgleich Jedem einleuchten muss, dass er durch die geringste Hilfeleistung seinen Gast von Herrn Swann befreien und seine Flucht über das Dach ganz leicht bewirken konnte. Das Fenster, wo Murphy stand, ging nach der Straße, es war keine dreißig Fuß vom Boden entfernt, und die Kutschen konnten bis vierzehn Fuß der Mauer des Hauses sich nahen. Es ist unbegreiflich, dass zwei Miethkutschen mit vierzehn Menschen solchermaßen haltend seine Aufmerksamkeit nicht erregten. Es ist auch unbegreiflich, dass in dem Hause, welches solchen Gast beherbergte, Thür und Thor von oben bis unten unverschlossen und unbewacht geblieben, und keine Seele sich dort befand außer dem Eigenthümer. Der geringste Wink konnte

die Flucht ſichern, ehe Herr Swann die Treppe erſtiegen, eben ſo die geringſte Hilfeleiſtung, nachdem ſchon der Angriff ſtattfand. Vielleicht war alles Dies Zufall. Ich berichte bloß die Begebenheiten, wie ſie meinem Vater erzählt worden von den Herren Sirr und Swann; Erſtern ſprach er ſchon den andern Morgen, den 20., Letztern erſt nach ſeiner Geneſung. Murphy ward verhaftet, aber nicht verhört. Nachdem Lord Edward's Wunde verbunden, ward er ſorgfältig fortgebracht; aber da die Kugel oben in die Bruſt gedrungen und der Brand erfolgte, ſtarb er am 4. Junius. Herrn Ryan's Wunde ließ keinen Augenblick ſeine Erhaltung hoffen; der Tod erfolgte nach einigen Tagen."

Wie über Fitzgerald, enthält das vorliegende Buch auch die intereſſanteſten Mittheilungen über Theobald Wolfe Tone, der in der iriſchen Verſchwörung gleichfalls eine bedeutende Rolle ſpielte und ein eben ſo unglückliches Ende nahm. Er war ein edler Menſch, durchglüht vom Feuer der Freiheitsliebe, und agierte einige Zeit als bevollmächtigter Geſandte der Verſchworenen bei den franzöſiſchen Republikanern. Sein Tagebuch, welches ſein Sohn herausgegeben, enthält merkwürdige Notizen über ſeinen Aufenthalt zu Paris während der Sturm- und Drangperiode der franzöſiſchen Revolution. Nach

Irland kehrte er zurück mit der Expedition, die das Direktorium etwas zu spät dorthin unternahm. Die Erzählung von dieser Expedition, wie sie im vorliegenden Buche umständlich zu lesen, ist höchst bedeutungsvoll und zeigt, welchen schwachen Widerstand eine Landung in England finden würde, wenn sie besser organisiert wäre, als damals. Man glaubt, der Schauplatz sei China, wenn man liest, wie einige hundert Franzosen, kommandiert von General Humbert, mit Übermuth das ganze Land durchstreifen und Tausende von Engländern zu Paaren treiben. Ich kann der Versuchung nicht widerstehen, folgende Stelle mitzutheilen:

„Als der Marquis von Cornwallis am 24. August die Nachricht erhielt von der Landung der Franzosen, gab er dem Generallieutenant Lake Befehl, sich nach Galway zu begeben, um das Kommando der sich in Connaught versammelnden Truppen zu übernehmen. Dieser General begab sich nun mit den Truppen, die er zusammenbringen konnte, nach Castlebar, wo er am 26. anlangte und den Generalmajor Hutchinson fand, der dort am Vorabend eingetroffen. Die solchermaßen zu Castlebar versammelten Truppen bestanden aus 4000 Mann regulärer Soldaten, Yeomen und Landmiliz, begleitet von einem starken Park Artillerie. Der Ge-

neral Humbert (welcher die Franzosen kommandierte,) verließ Ballina den 26. mit 800 Mann und zwei Feldschlangen, aber statt der gewöhnlichen Heerstraße durch Foxford, wo der General Taylor mit einem starken Korps stationierte, schlug er den Bergweg ein bei Barnageehy, wo nur ein geringer Posten aufgestellt war, und um 7 Uhr Morgens den 27. gelangte er bis auf zwei Meilen in die Nähe von Castlebar, und fand dort vor der Stadt die königlich englischen Truppen postiert in der vortheilhaftesten Position. Alles war vereinigt, was diesen Letztern einen leichten Sieg zu versprechen schien. Sie waren in großer Anzahl, 3 bis 4000 Mann, wohlversorgt mit Artillerie und Munition, sie waren frisch und wohlerquickt, während der Feind nur aus 800 Mann bestand, nur zwei Feldschlangen besaß, und durch einen mühsamen und höchst beschwerlichen Bergmarsch von etwa 24 Stunden ganz ermüdet und abgemattet war. Die königliche Artillerie, vortrefflich dirigiert durch Kapitän Shortall, that im Anfang den Franzosen sehr viel Schaden und hielt sie einige Zeit zurück; aber Diese, als sie sahen, daſs sie nicht lange widerstehen könnten, wenn sie dem wohlgeleiteten Kanonenfeuer der Engländer zu viel Fronte böten, theilten sich in kleine Kolonnen und drangen mit so ungestümem Muthe

vorwärts, daſs in wenigen Minuten die königlichen Truppen zurückwichen und, ergriffen von panischem Schrecken, nach allen Richtungen Reißaus nahmen; in äußerster Verwirrung flohen sie durch die Stadt und nahmen den Weg nach Tuam, einem Ort, der 30 Meilen von Castlebar entfernt liegt. Aber auch hier, wo sie in der Nacht anlangten, glaubten sie sich noch nicht hinlänglich geborgen, sie verweilten nur so lange, als nothwendig war, um einige Erfrischungen zu sich zu nehmen, und setzten ihre schmähliche Flucht fort nach Athlone, welches 33 Meilen weiter liegt, und wo der Vortrab am Dienstag den 29. um 1 Uhr anlangte. So groß war ihr Schrecken, daſs sie 36 Meilen weit in 27 Stunden gelaufen! Der Verlust der königlichen Armee bestand in 53 Todten, 35 Verwundeten und 279 Gefangenen. Sie verlor gleichfalls zehn Stücke schweren Geschützes und 4 Feldschlangen. Wie Viel die Franzosen verloren, ist nicht bekannt. Die französischen Truppen zogen ein in Castlebar, wo sie ungestört bis zum 4. September blieben."

Da aber die erwarteten Hilfstruppen nicht anlangten und überhaupt die ganze Expedition nach einem schlechten Plane eingeleitet worden, musste sie am Ende erfolglos scheitern. Wolfe Tone, welcher bei dieser Gelegenheit den Engländern in die Hände

fiel, ward vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Strange verurtheilt. Der arme Schelm, er fürchtete den Tod nicht, auf dem Grèveplatz zu Paris hatte er genug Hinrichtungen mit angesehen, aber er war nur an Guillotiniertwerden gewöhnt und hegte eine unüberwindliche Antipathie gegen das hängende Verfahren. Vergebens bat er, dass man ihn wenigstens erschießen möge, welche Todesart ihm mit größerem Recht gebühre, da er ein französisches Officierspatent besäße und als Kriegsgefangener zu betrachten sei. Nein, man gab seiner Bitte kein Gehör, und aus Abscheu vor dem Hängen schnitt sich der Unglückliche im Gefängnis die Kehle ab.

Von Milde war bei der englischen Regierung keine Rede zur Zeit der irischen Rebellion. Ich bin kein Freund der Guillotine und hege eben kein besonderes Vorurtheil gegen das Hängen, aber ich muss bekennen, in der ganzen französischen Revolution sind kaum solche Greuel verübt worden, wie sich deren das englische Militär in Irland zu Schulden kommen ließ. Obgleich ein Anhänger der Regierung, hat doch unser Verfasser diese schändliche Soldatenwirthschaft mit den treuesten Farben geschildert oder vielmehr gebrandmarkt. Gott bewahre uns vor solcher Einquartierung, wie sie auf dem Kastell Kilkea ihren Unfug trieb! Am meisten rührte

mich das Schickſal einer ſchönen Harfe, welche die Engländer mit beſonderm Grimm in Stücke ſchlugen, weil ja die Harfe das Sinnbild Irlands. Auch die blutige Roheit der Aufrührer ſchildert der Verfaſſer mit Unparteilichkeit, und folgende Beſchreibung ihrer Kriegsweiſe trägt das Gepräge der abſcheulichſten Wahrheit.

„Die Art der Heerführung bei den Inſurgenten charakteriſierte ganz dieſe Leute. Sie poſtierten ſich immer auf Anhöhen, die beſonders emporragten, und Das nannten ſie ihr Lager. Ein oder zwei Zelte oder ſonſtiges Gehäuſe diente als Obdach für die Anführer; die Übrigen blieben unter freiem Himmel, Männer und Weiber neben einander ohne Unterſchied, gehüllt in Lumpen oder Bett-Tücher, die Meiſten ohne andere Nachtbedeckung als Das, was ſie am Tage auf dem Leibe trugen. Dieſe Lebensart ward begünſtigt von einem ununterbrochen ſchönen Wetter, wie es in Irland ganz ungewöhnlich iſt. Auch betrachteten ſie dieſen Umſtand als eine beſondere Gunſt der Vorſehung, und man hatte ihnen den Glauben beigebracht, es würde kein Tropfen Regen herabfallen, ehe ſie Meiſter geworden von ganz Irland. In dieſen Lagern, wie man ſich leicht denken kann, unter ſolchen Haufen von rohen, aufruhrſüchtigen Menſchen, herrſchte die ſchrecklichſte

Wirrnis und Unfug jeder Art. Wenn ein Mann des Nachts im gesundesten Schlaf lag, stahl man ihm seine Flinte oder sonstigen Effekten. Um sich gegen diesen Missstand zu sichern, ward es gebräuchlich, dass man, um zu schlafen, sich immer platt auf den Bauch legte und Hut, Schuhe und Dergleichen sich unter der Brust festband. Die Küche war roh über alle Begriffe; das Vieh wurde niedergeworfen und erschlagen, Jeder riss dann nach Herzenslust ein Stück Fleisch davon ab, ohne es zu häuten, und röstete oder vielmehr brannte es am Lagerfeuer, ganz mit dem Fetzen Fell, das daran hängen geblieben. Den Kopf, die Füße und den Überrest des Gerippes ließ man liegen, und es verfaulte auf demselben Platze, wo man das Thier getödtet. Wenn die Insurgenten kein Leder hatten, nahmen sie Bücher und bedienten sich derselben als Sättel, indem sie das Buch, in der Mitte aufgeschlagen, auf den Rücken des Pferdes legten, und Stricke ersetzten Gurt und Steigbügel. Die großen Foliobände, welche man bei Plünderungen erbeutete, erschienen zu diesem Gebrauch ganz besonders schätzbar. Da man sehr kärglich mit Munition versehen war, nahm man die Zuflucht zu Kieselsteinen oder auch zu Kugeln von gehärtetem Lehm. Die Anführer vermieden es immer, den Feind in der Nacht anzu-

greifen, wenn einiger Widerstand zu erwarten war, und zwar weil ihre Leute nie ordentlich ihren Befehlen Folge leisteten, sondern vielmehr dem eignen Ungestüm und den Eingebungen des Momentes gehorchten. In der Schlacht bewachten sie sich nämlich wechselseitig, da Jeder fürchtete, dass ihn die Andern im Stich lassen möchten im Fall eines Rückzuges, der gewöhnlich sehr schnell und unversehens stattfand; deshalb schlugen sie sich nicht gern des Nachts, wo Keiner auf den Stand seiner Genossen genau Acht haben konnte und immer besorgen musste, dass sie plötzlich, ehe er sich Dessen versehen, Reißaus nähmen (was man make the run nennt) und ihn alsdann in den Händen Derer zurück ließen, die nie Pardon gaben; Keiner traute dem Andern. Es lässt sich behaupten, dass diese Aufrührer sich nie eine rohe Handlung oder Unziemlichkeit gegen Weiber oder Kinder zu Schulden kommen ließen; nur der Brand von Scullabogue und die Behandlung Mackee's und seiner Familie in der Grafschaft Down macht eine Ausnahme; ausgenommen diese wüthende Metzelei, wo auf Geschlecht und Alter nicht mehr geachtet wurde, kenne ich kein Beispiel, dass irgendwo ein Weib von den Rebellen misshandelt worden wäre. Ich fürchte,

wir können ihren Gegnern kein eben so rühmliches Zeugnis ertheilen.“

Diese Schilderung der Kriegsführung bei den irischen Insurgenten leitete mich auf zwei Bemerkungen, die ich hier in der Kürze mittheilen will. Zunächst bemerke ich, daſs Bücher bei einem Volksaufstand sehr brauchbar sein können, nämlich als Pferdesättel, woran unsere revolutionären Thatmänner gewiſs noch nicht dachten, denn sie würden sonst auf alles Bücherschreiben nicht so ungehalten sein. Und dann bemerke ich, daſs Paddy in einem Kampf mit John Bull immer den Kürzern ziehen und Dieser seine Herrschaft über Irland nicht so leicht einbüßen wird. Ist etwa der Irländer minder tapfer, als der Engländer? Nein, vielleicht hat er sogar noch mehr persönlichen Muth. Aber bei Jenem ist das Gefühl des Individualismus so vorherrschend, daſs er, der einzeln so tapfer, dennoch gar zaghaft und unzuverlässig ist in jeder Association, wo er seinem Nebenmann vertrauen und sich einem Gesammtwillen unterordnen soll. Solcher Geist des Individualismus ist vielleicht ein Charakterzug jenes celtischen Stammes, der den Kern des irischen Volkes bildet. Bei den Bewohnern der Bretagne in Frankreich gewahren wir dieselbe Erscheinung, und nicht mit Unrecht hat der geniale Michelet in seiner

französischen Geschichte überall darauf hingewiesen, wie jener Charakterzug des Individualismus im Leben und Streben der berühmten Bretonen so bedeutungsvoll hervortritt. Sie zeichneten sich aus durch ein fast abenteuerliches Ringen des individuellen Geistes mit einer konstituierten Autorität, durch das Geltendmachen der Persönlichkeit. Der germanische Stamm ist disciplinierbarer und ficht und denkt besser in Reih' und Glied, aber er ist auch empfänglicher für Dienstbarkeit, als der celtische Stamm. Die Verschmelzung beider Elemente, des germanischen und des celtischen, wird immer etwas Vortreffliches zu Tage fördern, und England wie Irland werden nicht bloß politisch, sondern auch moralisch gewinnen, sobald sie einst ein einiges, organisches Ganze bilden.

Ludwig Marcus.

Denkworte.

(Geschrieben zu Paris, den 22. April 1844.)

Was ist der Grund, warum von den Deutschen, die nach Frankreich herüber gekommen, so Viele in Wahnsinn verfallen? Die Meisten hat der Tod aus der Geistesnacht erlöst; Andere sind in Irrenanstalten gleichsam lebendig begraben; Viele auch, denen ein Funken von Bewusstsein geblieben, suchen ihren Zustand zu verbergen, und gebärden sich halbweg vernünftig, um nicht eingesperrt zu werden. Dies sind die Pfiffigen; die Dummen können sich nicht lange verstellen. Die Anzahl Derer, die mit mehr oder minder lichten Momenten an dem finstern Übel leiden, ist sehr groß, und man möchte fast behaupten, der Wahnsinn sei die Nationalkrankheit der Deutschen in Frankreich. Wahrscheinlich bringen wir den Keim des Gebrestens mit über den Rhein, und auf dem hitzigen Boden, dem glühenden As-

phaltpflaster der hiesigen Gesellschaft, gedeiht rasch zur blühendsten Verrücktheit, was in Deutschland lebenslang nur eine närrische Krüppelpflanze geblieben wäre. Oder zeugt es schon von einem hohen Grade des Wahnwitzes, dass man das Vaterland verließ, um in der Fremde „die harten Treppen“ auf und ab zu steigen, und das noch härtere Brot des Exils mit seinen Thränen zu feuchten? Man muss jedoch bei Leibe nicht glauben, als seien es excentrische Sturm- und Drangnaturen, oder gar Freunde des Müßiggangs und der entfesselten Sinnlichkeit, die sich hier in die Abgründe des Irrsinns verlieren — nein, dieses Unglück betraf immer vorzugsweise die honorabelsten Gemüther, die fleißigsten und enthaltsamsten Geschöpfe.

Zu den beklagenswertheften Opfern, die jener Krankheit erlagen, gehört auch unser armer Landsmann Ludwig Marcus. Dieser deutsche Gelehrte, der sich durch Fülle des Wissens eben so rühmlich auszeichnete, wie durch hohe Sittlichkeit, verdient in dieser Beziehung, dass wir sein Andenken durch einige Worte ehren.

Seine Familienverhältnisse und das ganze Detail seiner Lebensumstände sind uns nie genau bekannt gewesen. Soviel ich weiß, ist er geboren zu Dessau im Jahre 1798, von unbemittelten Eltern,

die dem gottesfürchtigen Kultus des Judenthums anhingen. Er kam Anno 1820 nach Berlin, um Medicin zu studieren, verließ aber bald diese Wissenschaft. Dort zu Berlin sah ich ihn zuerst, und zwar im Kollegium von Hegel, wo er oft neben mir saß und die Worte des Meisters gehörig nachschrieb. Er war damals zweiundzwanzig Jahre alt, doch seine äußere Erscheinung war nichts weniger als jugendlich. Ein kleiner schmächtiger Leib, wie der eines Jungen von acht Jahren, und im Antlitz eine Greisenhaftigkeit, die wir gewöhnlich mit einem verbogenen Rückgrat gepaart finden. Eine solche Mißförmlichkeit aber war nicht an ihm zu bemerken, und eben über diesen Mangel wunderte man sich. Diejenigen, welche den verstorbenen Moses Mendelssohn persönlich gekannt, bemerkten mit Erstaunen die Ähnlichkeit, welche die Gesichtszüge des Marcus mit denen jenes berühmten Weltweisen darboten, der sonderbarerweise ebenfalls aus Dessau gebürtig war. Hätten sich die Chronologie und die Tugend nicht allzubestimmt für den ehrwürdigen Moses verbürgt, so könnten wir auf einen sehr frivolen Gedanken gerathen.

Aber dem Geiste nach war Marcus wirklich ein ganz naher Verwandter jenes großen Reformators der deutschen Juden, und in seiner Seele

wohnte ebenfalls die größte Uneigennützigkeit, der duldende Stillmuth, der bescheidene Rechtsinn, lächelnde Verachtung des Schlechten, und eine unbeugsame, eiserne Liebe für die unterdrückten Glaubensgenossen. Das Schicksal derselben war, wie bei jenem Moses, auch bei Marcus der schmerzlich glühende Mittelpunkt aller seiner Gedanken, das Herz seines Lebens. Schon damals in Berlin war Marcus ein Polyhistor, er stöberte in allen Bereichen des Wissens, er verschlang ganze Bibliotheken, er verwühlte sich in allen Sprachschätzen des Alterthums und der Neuzeit, und die Geographie, im generellsten wie im partikularsten Sinne, war am Ende sein Lieblingsstudium geworden; es gab auf diesem Erdball kein Faktum, keine Ruine, kein Idiom, keine Narrheit, keine Blume, die er nicht kannte — aber von allen seinen Geistesexkursionen kam er immer gleichsam nach Hause zurück zu der Leidensgeschichte Israel's, zu der Schädelstätte Jerusalem's und zu dem kleinen Väterdialekt Palästina's, um dessentwillen er vielleicht die semitischen Sprachen mit größerer Vorliebe als die andern betrieb. Dieser Zug war wohl der hervorstechend wichtigste im Charakter des Ludwig Marcus, und er giebt ihm seine Bedeutung und sein Verdienst; denn nicht bloß das Thun, nicht bloß die Thatsache

der hinterlassenen Leistung giebt uns ein Recht auf ehrende Anerkennung nach dem Tode, sondern auch das Streben selbst, und gar besonders das unglückliche Streben, das gescheiterte, fruchtlose, aber großmüthige Wollen.

Andere werden vielleicht das erstaunliche Wissen, das der Verstorbene in seinem Gedächtnis aufgestapelt hatte, ganz besonders rühmen und preisen; für uns hat dasselbe keinen sonderlichen Werth. Wir konnten überhaupt diesem Wissen, ehrlich gestanden, niemals Geschmack abgewinnen. Alles, was Marcus wusste, wusste er nicht lebendig organisch, sondern als todte Geschichtlichkeit, die ganze Natur versteinerte sich ihm, und er kannte im Grunde nur Fossilien und Mumien. Dazu gesellte sich eine Ohnmacht der künstlerischen Gestaltung, und wenn er Etwas schrieb, war es ein Mitleid, anzusehen, wie er sich vergebens abmühte, für das Darzustellende die nothdürftigste Form zu finden. Ungenießbar, unverdaulich, abstrus waren daher die Artikel und gar die Bücher, die er geschrieben.

Außer einigen linguistischen, astronomischen und botanischen Schriften, hat Marcus eine Geschichte der Vandalen in Afrika, und in Verbindung mit dem Professor Duisberg eine nordafrikanische Geographie herausgegeben. Er hinterlässt in Manuskript

ein ungeheuer großes Werk über Abyſſinien, welches ſeine eigentliche Lebensarbeit zu ſein ſcheint, da er ſich ſchon zu Berlin mit Abyſſinien beſchäftigt hatte. Nach dieſem Lande zogen ihn wohl zunächſt die Unterſuchungen über die Falaſchas, einen jüdiſchen Stamm, der lange in den abyſſiniſchen Gebirgen ſeine Unabhängigkeit bewahrt hat. Ja, obgleich ſein Wiſſen ſich über alle Weltgegenden verbreitete, ſo wuſſte Marcus doch am beſten Beſcheid hinter den Mondgebirgen Äthiopiens, an den verborgenen Quellen des Nil's, und ſeine größte Freude war, den Bruce oder gar den Haſſelquiſt auf Irrthümern zu ertappen. Ich machte ihn einſt glücklich, als ich ihn bat, mir aus arabiſchen und talmudiſchen Schriften Alles zu kompilieren, was auf die Königin von Saba Bezug hat. Dieſer Arbeit, die ſich vielleicht noch unter meinen Papieren befindet, verdanke ich es, daſs ich noch zu heutiger Stunde weiß, weshalb die Könige von Abyſſinien ſich rühmen, aus dem Stamme David entſproſſen zu ſein: ſie leiten dieſe Abſtammung von dem Beſuch her, den ihre Ältermutter, die beſagte Königin von Saba, dem weiſen Salomon zu Jeruſalem abgeſtattet. Wie ich aus beſagter Kompilation erſah, iſt dieſe Dame gewiſs eben ſo ſchön geweſen wie die Helena von Sparta. Jedenfalls hat ſie ein

ähnliches Schicksal nach dem Tode, da es verliebte Rabbiner giebt, die sie durch kabbalistische Zauberkunst aus dem Grabe zu beschwören wissen; nur sind sie manchmal übel daran mit der beschworenen Schönen, die den großen Fehler hat, daſs sie, wo sie sich einmal hingesetzt, gar zu lange sitzen bleibt. Man kann sie nicht los werden.

Ich habe bereits angedeutet, daſs irgend ein Interesse der jüdischen Geschichte immer letzter Grund und Antrieb war bei den gelehrten Arbeiten des seligen Marcus; in wie weit Dergleichen auch bei seinen abyssinischen Studien der Fall war, und wie auch diese ihn ganz frühzeitig in Anspruch genommen, ergiebt sich unabweisbar aus einem Artikel, den er schon damals zu Berlin in der „Zeitschrift für Kultur und Wissenschaft des Judenthums“ abdrucken ließ. Er behandelte nämlich darin die Beschneidung bei den Abyssinierinnen. Wie herzlich lachte der verstorbene Gans, als er mir in jenem Aufsatze die Stelle zeigte, wo der Verfasser den Wunsch aussprach, es möchte Jemand diesen Gegenstand bearbeiten, der demselben besser gewachsen sei.

Die äußere Erscheinung des kleinen Mannes, die nicht selten zum Lachen reizte, verhinderte ihn jedoch keineswegs, zu den ehrenwerthesten Mitgliedern jener Gesellschaft zu zählen, welche die oben

erwähnte Zeitschrift herausgab, und eben unter dem Namen: „Verein für Kultur und Wissenschaft des Judenthums“ eine hochfliegend große, aber unausführbare Idee verfolgte. Geistbegabte und tiefherzige Männer versuchten hier die Rettung einer längst verlornen Sache, und es gelang ihnen höchstens, auf den Wahlstätten der Vergangenheit die Gebeine der ältern Kämpfer aufzufinden. Die ganze Ausbeute jenes Vereins besteht in einigen historischen Arbeiten, in Geschichtsforschungen, worunter namentlich die Abhandlungen des Dr. Zunz über die spanischen Juden im Mittelalter zu den Merkwürdigkeiten der höhern Kritik gezählt werden müssen.

Wie dürfte ich von jenem Vereine reden, ohne dieses vortrefflichen Zunz zu erwähnen, der in einer schwankenden Übergangsperiode immer die unerschütterlichste Unwandelbarkeit offenbarte, und trotz seinem Scharfsinn, seiner Skepsis, seiner Gelehrsamkeit, dennoch treu blieb dem selbst gegebenen Worte, der großmüthigen Grille seiner Seele. Mann der Rede und der That, hat er geschaffen und gewirkt, wo Andere träumten und muthlos hinsanken.

Ich kann nicht umhin, auch hier meinen lieben Bendavid zu erwähnen, der mit Geist und Charakterstärke eine großartig urbane Bildung vereinigte und, obgleich schon hochbejahrt, an den jugendlichsten

Irrgedanken des Vereins Theil nahm. Er war ein Weiser nach antikem Zuschnitt, umflossen vom Sonnenlicht griechischer Heiterkeit, ein Standbild der wahrsten Tugend, und pflichtgehärtet wie der Marmor des kategorischen Imperativs seines Meisters Immanuel Kant. Bendavid war Zeit seines Lebens der eifrigste Anhänger der Kantischen Philosophie, für diese litt er in seiner Jugend die größten Verfolgungen, und dennoch wollte er sich nie trennen von der alten Gemeinde des mosaischen Bekenntnisses, er wollte nie die äußere Glaubenskokarde ändern. Schon der Schein einer solchen Verleugnung erfüllte ihn mit Widerwillen und Ekel. Lazarus Bendavid war, wie gesagt, ein eingefleischter Kantianer, und ich habe damit auch die Schranken seines Geistes angedeutet. Wenn wir von Hegel'scher Philosophie sprachen, schüttelte er sein kahles Haupt und sagte, Das sei Aberglaube. Er schrieb ziemlich gut, sprach aber viel besser. Für die Zeitschrift des Vereins lieferte er einen merkwürdigen Aufsatz über den Messiasglauben bei den Juden, worin er mit kritischem Scharfsinn zu beweisen suchte, daſs der Glaube an einen Messias durchaus nicht zu den Fundamentalartikeln der jüdischen Religion gehöre, und nur als zufälliges Beiwerk zu betrachten sei.

Das thätigste Mitglied des Vereins, die eigentliche Seele desselben, war M. Moser, der vor einigen Jahren starb, aber schon im jugendlichsten Alter nicht bloß die gründlichsten Kenntnisse besaß, sondern auch durchglüht war von dem großen Mitleid für die Menschheit, von der Sehnsucht, das Wissen zu verwirklichen in heilsamer That. Er war unermüdlich in philanthropischen Bestrebungen, er war sehr praktisch, und hat in scheinloser Stille an allen Liebeswerken gearbeitet. Das große Publikum hat von seinem Thun und Schaffen Nichts erfahren, er focht und blutete inkognito, sein Name ist ganz unbekannt geblieben, und steht nicht eingezeichnet in dem Adreßkalender der Selbstaufopferung. Unsere Zeit ist nicht so ärmlich, wie man glaubt; sie hat erstaunlich viele solcher anonymen Märtyrer hervorgebracht.

Der Nekrolog des verstorbenen Marcus leitete mich unwillkürlich zu dem Nekrolog des Vereins, zu dessen ehrenwerthesten Mitgliedern er gehörte, und als dessen Präsident der schon erwähnte, jetzt ebenfalls verstorbene Eduard Gans sich geltend machte. Dieser hochbegabte Mann kann am wenigsten in Bezug auf bescheidene Selbstaufopferung, auf anonymes Märtyrerthum gerühmt werden. Ja, wenn auch seine Seele sich rasch und weit erschloß

für alle Heilsfragen der Menschheit, so ließ er doch selbst im Rausche der Begeisterung niemals die Personalinteressen außer Acht. Eine witzige Dame, zu welcher Gans oft des Abends zum Thee kam, machte die richtige Bemerkung, daſs er während der eifrigsten Diskussion und trotz seiner großen Zerstreutheit dennoch, nach dem Teller der Butterbröte hinlangend, immer diejenigen Butterbröte ergreife, welche nicht mit gewöhnlichem Käse, sondern mit frischem Lachs bedeckt waren.

Die Verdienste des verstorbenen Gans um deutsche Wissenschaft sind allgemein bekannt. Er war einer der rührigsten Apostel der Hegel'schen Philosophie, und in der Rechtsgelahrtheit kämpfte er zermalmend gegen jene Lakaien des altrömischen Rechts, welche, ohne Ahnung von dem Geiste, der in der alten Gesetzgebung einst lebte, nur damit beschäftigt sind, die hinterlassene Garderobe derselben auszustäuben, von Motten zu säubern, oder gar zu modernem Gebrauche zurecht zu flicken. Gans fuchtelte solchen Servilismus selbst in seiner elegantesten Livrée. Wie wimmert unter seinen Fußtritten die arme Seele des Herrn von Savigny! Mehr noch durch Wort als durch Schrift förderte Gans die Entwickelung des deutschen Freiheitsinnes, er entfesselte die gebundensten Gedanken und riſs der

Lüge die Larve ab. Er war ein beweglicher Feuergeist, dessen Witzfunken vortrefflich zündeten, oder wenigstens herrlich leuchteten. Aber den trübsinnigen Ausspruch des Dichters (im zweiten Theile des „Faust“):

„Alt ist das Wort, doch bleibet hoch und wahr der Sinn,
Daß Scham und Schönheit nie zusammen, Hand in Hand,
Den Weg verfolgen über der Erde grünen Pfad.
Tief eingewurzelt wohnt in beiden alter Haß,
Daß, wo sie immer auch des Weges sich
Begegnen, jede der Gegnerin den Rücken kehrt“ —

dieses fatale Wort müssen wir auch auf das Verhältnis der Genialität zur Tugend anwenden, diese beiden leben ebenfalls in beständigem Hader, und kehren sich manchmal verdrießlich den Rücken. Mit Bekümmernis muss ich hier erwähnen, dass Gans in Bezug auf den erwähnten Verein für Kultu und Wissenschaft des Judenthums Nichts weniger als tugendhaft handelte, und sich die unverzeihlichste Felonie zu Schulden kommen ließ. Sein Abfall war um so widerwärtiger, da er die Rolle eines Agitators gespielt und bestimmte Präsidialpflichten

übernommen hatte. Es ist hergebrachte Pflicht, daſs der Kapitän immer der Letzte sei, der das Schiff verlässt, wenn dasselbe scheitert — Gans aber rettete sich selbst zuerst. Wahrlich, in moralischer Beziehung hat der kleine Marcus den großen Gans überragt, und er könnte hier ebenfalls beklagen, daſs Gans seiner Aufgabe nicht besser gewachsen war.

Wir haben die Theilnahme des Marcus an dem Verein für Kultur und Wissenschaft des Judenthums als einen Umstand bezeichnet, der uns wichtiger und denkwürdiger erschien, als all sein stupendes Wissen und seine sämmtlichen gelehrten Arbeiten. Ihm selber mag ebenfalls die Zeit, wo er den Bestrebungen und Illusionen jenes Vereins sich hingab, als die sonnigste Blüthenstunde seines kümmerlichen Lebens erschienen sein. Deſshalb musste hier jenes Vereines ganz besonders Erwähnung geschehen, und eine nähere Erörterung seines Gedankens wäre wohl nicht überflüssig. Aber der Raum und die Zeit und ihre Hüter gestatten in diesen Blättern keine solche ausgeführte Darstellung, da letztere nicht bloß die religiösen und bürgerlichen Verhältnisse der Juden, sondern auch die aller deistischen Sekten auf diesem Erdball umfassen müsste. Nur so Viel will ich hier aussprechen, daſs der esoterische Zweck jenes Vereins nichts Anderes war,

als eine Vermittlung des hiſtoriſchen Judenthums mit der modernen Wiſſenſchaft, von welcher man annahm, daſs ſie im Laufe der Zeit zur Weltherrſchaft gelangen würde. Unter ähnlichen Umſtänden zur Zeit des Philo, als die griechiſche Philoſophie allen alten Dogmen den Krieg erklärte, ward in Alexandrien Ähnliches verſucht, mit mehr oder minderem Miſsgeſchick. Von ſchismatiſcher Aufklärerei war hier nicht die Rede, und noch weniger von jener Emancipation, die in unſern Tagen manchmal ſo ekelhaft geiſtlos durchgeträtſcht wird, daſs man das Intereſſe dafür verlieren könnte. Namentlich haben es die iſraelitiſchen Freunde dieſer Frage verſtanden, ſie in eine wäſſerig graue Wolke von Langweiligkeit zu hüllen, die ihr ſchädlicher iſt, als das blödſinnige Gift der Gegner. Da giebt es gemüthliche Phariſäer, die noch beſonders damit prahlen, daſs ſie kein Talent zum Schreiben beſitzen und dem Apollo zum Trotz für Jehovah die Feder ergriffen haben. Mögen die deutſchen Regierungen doch recht bald ein äſthetiſches Erbarmen mit dem Publikum haben, und jenen Salbadereien ein Ende machen durch Beſchleunigung der Emancipation, die doch früh oder ſpät bewilligt werden muſs.

Ja, die Emancipation wird früh oder ſpät bewilligt werden müſſen, aus Gerechtigkeitsgefühl,

aus Klugheit, aus Nothwendigkeit. Die Antipathie gegen die Juden hat bei den obern Klaſſen keine religiöſe Wurzel mehr, und bei den untern Klaſſen transformiert ſie ſich täglich mehr und mehr in den ſocialen Groll gegen die überwuchernde Macht des Kapitals, gegen die Ausbeutung der Armen durch die Reichen. Der Judenhaſs hat jetzt einen andern Namen, ſogar beim Pöbel. Was aber die Regierungen betrifft, ſo ſind ſie endlich zur hochweiſen Anſicht gelangt, daſs der Staat ein organiſcher Körper iſt, und daſs derſelbe nicht zu einer vollkommenen Geſundheit gelangen kann, ſo lange ein einziges ſeiner Glieder, und ſei es auch nur der kleine Zeh, an einem Gebreſte leidet. Ja, der Staat mag noch ſo keck ſein Haupt tragen und mit breiter Bruſt allen Stürmen trotzen, das Herz in der Bruſt, und ſogar das ſtolze Haupt wird dennoch den Schmerz mitempfinden müſſen, wenn der kleine Zeh an den Hühneraugen leidet — die Judenbeſchränkungen ſind ſolche Hühneraugen an den deutſchen Staatsfüßen.

Und bedächten gar die Regierungen, wie entſetzlich der Grundpfeiler aller poſitiven Religionen, die Idee des Deismus ſelbſt, von neuen Doktrinen bedroht iſt, wie die Fehde zwiſchen dem Wiſſen und dem Glauben überhaupt nicht mehr ein zahmes

Scharmützel, sondern bald eine wilde Todesschlacht sein wird — bedächten die Regierungen diese verhüllten Nöthen, sie müssten froh sein, dass es noch Juden auf der Welt giebt, dass die Schweizergarde des Deismus, wie der Dichter sie genannt hat, noch auf den Beinen steht, dass es noch ein Volk Gottes giebt. Statt sie von ihrem Glauben durch gesetzliche Beschränkungen abtrünnig zu machen, sollte man sie noch durch Prämien darin zu stärken suchen, man sollte ihnen auf Staatskosten ihre Synagogen bauen, damit sie nur hineingehen, und das Volk draußen sich einbilden mag, es werde in der Welt noch Etwas geglaubt. Hütet euch, die Taufe unter den Juden zu befördern. Das ist eitel Wasser und trocknet leicht. Befördert vielmehr die Beschneidung, Das ist der Glauben, eingeschnitten ins Fleisch; in den Geist lässt er sich nicht mehr einschneiden. Befördert die Ceremonie der Denkriemen, womit der Glaube festgebunden wird auf den Arm; der Staat sollte den Juden gratis das Leder dazu liefern, sowie auch das Mehl zu Matzekuchen, woran das gläubige Israel schon drei Jahrtausende knuspert. Fördert, beschleunigt die Emancipation, damit sie nicht zu spät komme und überhaupt noch Juden in der Welt antrifft, die den Glauben ihrer Väter dem Heil ihrer Kinder vorziehen. Es giebt

ein Sprichwort: „Während der Weise sich besinnt, besinnt sich auch der Narr.“

Die vorstehenden Betrachtungen knüpften sich natürlich an die Person, die ich hier zu besprechen hatte, und die, wie ich schon bemerkt, weniger durch individuelle Bedeutung, als vielmehr durch historische und moralische Bezüge, unser Interesse in Anspruch nimmt. Ich kann auch aus eigner Anschauung nur Geringfügiges berichten über das äußere Leben unseres Marcus, den ich zu Berlin bald aus den Augen verlor. Wie ich hörte, war er nach Frankreich gewandert, da er, trotz seines außerordentlichen Wissens und seiner hohen Sittlichkeit, dennoch in den Überbleibseln mittelalterlicher Gesetze ein Hindernis der Beförderung im Vaterlande fand. Seine Eltern waren gestorben, und aus Großmuth hatte er zum Besten seiner hilfsbedürftigern Geschwister auf die Verlassenschaft verzichtet. Etwa fünfzehn Jahre vergingen, und ich hatte lange Nichts mehr gehört, weder von Ludwig Marcus, noch von der Königin von Saba, weder von Hasselquist, noch von den beschnittenen Abyssinierinnen, da trat mir eines Tages der kleine Mann hier zu Paris wieder entgegen und erzählte mir, dass er unterdessen Professor in Dijon gewesen, jetzt aber einer ministeriellen Unbill wegen die Professur aufgegeben habe

und hier bleiben wolle, um die Hilfsquellen der Bibliothek für sein großes Werk zu benützen. Wie ich von Andern hörte, war ein bißchen Eigensinn im Spiel, und das Ministerium hatte ihm sogar vorgeschlagen, wie in Frankreich gebräuchlich, seine Stelle durch einen wohlfeiler besoldeten Suppleanten zu besetzen und ihm selber den größten Theil seines Gehalts zu lassen. Dagegen sträubte sich die große Seele des Kleinen, er wollte nicht fremde Arbeit ausbeuten, und er ließ seinem Nachfolger die ganze Besoldung. Seine Uneigennützigkeit ist hier um so merkwürdiger, da er damals blutarm in rührender Dürftigkeit sein Leben fristete. Es ging ihm sogar sehr schlecht, und ohne die Engelhilfe einer schönen Frau wäre er gewiß im darbenden Elend verkommen. Ja, es war eine sehr schöne und große Dame von Paris, eine der glänzendsten Erscheinungen des hiesigen Weltlebens, die, als sie von dem wunderlichen Kauz hörte, in die Dunkelheit seines kümmerlichen Lebens hinabstieg und mit anmuthiger Zartsinnigkeit ihn dahin zu bringen wusste, einen bedeutenden Jahrgehalt von ihr anzunehmen. Ich glaube, seinen Stolz zähmte hier ganz besonders die Aussicht, daß seine Gönnerin, die Gattin des reichsten Bankiers dieses Erdballs, späterhin sein großes Werk auf ihre Kosten

drucken lassen werde. Einer Dame, dachte er, die wegen ihres Geistes und ihrer Bildung so viel gerühmt wird, müsse doch sehr viel daran gelegen sein, daſs endlich eine gründliche Geschichte von Abyssinien geschrieben werde, und er fand es ganz natürlich, daſs sie dem Autor durch einen Jahrgehalt seine große Mühe und Arbeit zu vergüten suchte.

Die Zeit, während welcher ich den guten Marcus nicht gesehen, etwa fünfzehn Jahre, hatte auf sein Äußeres eben nicht verschönernd gewirkt. Seine Erscheinung, die früher ans Possierliche streifte, war jetzt eine entschiedene Karikatur geworden, aber eine angenehme, liebliche, ich möchte fast sagen: erquickende Karikatur. Ein spaßhaft wehmüthiges Ansehen gab ihm sein von Leiden durchfurchtes Greisengesicht, worin die kleinen pechschwarzen Äuglein vergnüglich lebhaft glänzten, und gar sein abenteuerlicher, fabelhafter Haarwuchs! Die Haare nämlich, welche früher pechschwarz und anliegend gewesen, waren jetzt ergraut, und umgaben in krauser aufgesträubter Fülle das schon außerdem unverhältnismäßig große Haupt. Er glich so ziemlich jenen breitköpfigen Figuren mit dünnem Leibchen und kurzen Beinchen, die wir auf den Glasscheiben eines chinesischen Schattenspiels sehen. Besonders wenn mir

die zwerghafte Gestalt in Gesellschaft seines Kollaborators, des ungeheuer großen und stattlichen Professors Duisberg auf den Boulevards begegnete, jauchzte mir der Humor in der Brust. Einem meiner Bekannten, der mich frug, wer der Kleine wäre, sagte ich, es sei der König von Abyssinien, und dieser Name ist ihm bis an sein Ende geblieben. Hast du mir deshalb gezürnt, theurer, guter Marcus? Für deine schöne Seele hätte der Schöpfer wirklich eine bessere Enveloppe erschaffen können. Der liebe Gott ist aber zu sehr beschäftigt; manchmal, wenn er eben im Begriff ist, der edlen Perle eine prächtig ciselierte Goldfassung zu verleihen, wird er plötzlich gestört, und er wickelt das Juwel geschwind in das erste, beste Stück Fließpapier oder Läppchen — anders kann ich mir die Sache nicht erklären.

Ungefähr fünf Jahre lebte Marcus im weisesten Seelenfrieden zu Paris; es ging ihm gut, ja sogar einer seiner Lieblingswünsche war in Erfüllung gegangen; er besaß eine kleine Wohnung mit eignen Möbeln, und zwar in der Nähe der Bibliothek! Ein Verwandter, ein Schwestersohn, besucht ihn hier eines Abends, und kann sich nicht genug darüber wundern, daſs der Oheim sich plötzlich auf die Erde setzt und mit wilder, trotziger Stimme die scheußlichsten Gassenlieder zu singen

beginnt. Er, der nie gesungen, und in Wort und Ton immer die Keuschheit selbst war! Aber die Sache ward noch grauenhaft befremdlicher, als der Oheim zornig emporsprang, das Fenster aufstieß und erst seine Uhr zur Straße hinabschmiß, dann seine Manuskripte, Tintenfaß, Federn, seine Geldbörse. Als der Neffe sah, daß der Oheim das Geld zum Fenster hinauswarf, konnte er nicht länger an seinem Wahnsinn zweifeln. Der Unglückliche ward in die Heilanstalt des Dr. Pinnel zu Chaillot gebracht, wo er nach vierzehn Tagen unter schauderhaften Leiden den Geist aufgab. Er starb am 15. Julius, und ward am 17. auf dem Kirchhof Montmartre begraben. Ich habe leider seinen Tod zu spät erfahren, als daß ich ihm die letzte Ehre erweisen konnte. Indem ich heute diese Blätter seinem Andenken widme, wollte ich das Versäumte nachholen und gleichsam im Geist an seinem Leichenbegängnis Theil nehmen.

Jetzt aber öffnet mir noch einmal den Sarg, damit ich nach altem Brauch den Todten um Verzeihung bitte für den Fall, daß ich ihn etwa im Leben beleidigt. — Wie ruhig der kleine Marcus jetzt aussieht! Er scheint darüber zu lächeln, daß ich seine gelehrten Arbeiten nicht besser gewürdigt habe. Daran mag ihm Wenig gelegen sein, denn

hier bin ich ja doch kein so kompetenter Richter wie etwa sein Freund S. Munk, der Orientalist, der mit einer umfassenden Biographie des Verstorbenen und mit der Herausgabe seiner hinterlassenen Werke beschäftigt sein soll.

Spätere Note.

(Im März 1854.)

Da ich mich immer einer guten Geſinnung und eines eben ſo guten Stiles befliſſen, ſo genieße ich die Genugthuung, daſs ich es wagen darf, unter dem anſpruchvollen Namen „Denkworte“ die vorſtehenden Blätter hier mitzutheilen, obgleich ſie anonym für das Tagesbedürfnis der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ bereits vor zehn Jahren geſchrieben worden. Seit jener Zeit hat ſich Vieles in Deutſchland verändert, und auch die Frage von der bürgerlichen Gleichſtellung der Bekenner des moſaiſchen Glaubens, die gelegentlich in obigen Blättern beſprochen ward, hat ſeitdem ſonderbare Schickſale erlitten. Im Frühling des Jahres 1848 ſchien ſie auf immer erledigt, aber, wie mit ſo vielen andern Errungenſchaften aus jener Blüthezeit

deutſcher Hoffnung, mag es jetzt in unſrer Heimat auch mit beſagter Frage ſehr rückgängig ausſehen, und an manchen Orten ſoll ſie ſich wieder, wie man mir ſagt, im ſchmachvollſten statu quo befinden. Die Juden dürften endlich zur Einſicht gelangen, daſs ſie erſt dann wahrhaft emancipiert werden können, wenn auch die Emancipation der Chriſten vollſtändig erkämpft und ſichergeſtellt worden. Ihre Sache iſt identiſch mit der des deutſchen Volks, und ſie dürfen nicht als Juden begehren, was ihnen als Deutſchen längſt gebührte.

Ich habe in obigen Blättern angedeutet, daſs ſich der Gelehrte S. Munk mit einer Herausgabe der hinterlaſſenen Schriften des ſeligen Marcus beſchäftigen werde. Leider iſt Dieſes jetzt unmöglich, da jener große Orientaliſt an einem Übel leidet, das ihm nicht erlaubt, ſich einer ſolchen Arbeit zu unterziehen; er iſt nämlich ſeit zwei Jahren gänzlich erblindet. Ich vernahm erſt kürzlich dieſes betrübſame Ereignis, und erinnere mich jetzt, daſs der vortreffliche Mann trotz bedenklicher Symptome ſein leidendes Geſicht nie ſchonen wollte. Als ich das letzte Mal die Ehre hatte, ihn auf der königlichen Bibliothek zu ſehen, ſaß er vergraben in einem Wuſt von arabiſchen Manuſkripten, und es war ſchmerzlich anzuſehen, wie er ſeine kranken, blaſſen

Augen mit der Entzifferung des phantastisch geschnörkelten Abrakadabra anstrengte. Er war Kustos in besagter Bibliothek, und er ist jetzt nicht mehr im Stande, dieses kleine Amt zu verwalten. Hauptsächlich mit dem Ertrag seiner literarischen Arbeiten bestritt er den Unterhalt einer zahlreichen Familie. Blindheit ist wohl die härteste Heimsuchung, die einen deutschen Gelehrten treffen kann. Sie trifft diesmal die bravste Seele, die gefunden werden mag; Munk ist uneigennützig bis zum Hochmuth, und bei all seinem reichen Wissen von einer rührenden Bescheidenheit. Er trägt gewiss sein Schicksal mit stoischer Fassung und religiöser Ergebung in den Willen des Herrn.

Aber warum muss der Gerechte so Viel leiden auf Erden? Warum muss Talent und Ehrlichkeit zu Grunde gehen, während der schwadronierende Hanswurst, der gewiss seine Augen niemals durch arabische Manuskripte trüben mochte, sich räkelt auf den Pfühlen des Glücks und fast stinkt vor Wohlbehagen? Das Buch Hiob löst nicht diese böse Frage. Im Gegentheil, dieses Buch ist das Hohelied der Skepsis, und es zischen und pfeifen darin die entsetzlichen Schlangen ihr ewiges: Warum? Wie kommt es, dass bei der Rückkehr aus Babylon die fromme Tempelarchiv-Kommission, deren Präsi-

dent Esra war, jenes Buch in den Kanon der heiligen Schriften aufgenommen? Ich habe mir oft diese Frage gestellt. Nach meinem Vermuthen thaten Solches jene gotterleuchteten Männer nicht aus Unverstand, sondern weil sie in ihrer hohen Weisheit wohl wusften, dass der Zweifel in der menschlichen Natur tief begründet und berechtigt ist, und dass man ihn also nicht täppisch ganz unterdrücken, sondern nur heilen muss. Sie verfuhren bei dieser Kur ganz homöopathisch, durch das Gleiche auf das Gleiche wirkend, aber sie gaben keine homöopathisch kleine Dosis, sie steigerten vielmehr dieselbe aufs ungeheuerste, und eine solche überstarke Dosis von Zweifel ist das Buch Hiob; dieses Gift durfte nicht fehlen in der Bibel, in der großen Hausapotheke der Menschheit. Ja, wie der Mensch, wenn er leidet, sich ausweinen muss, so muss er sich auch auszweifeln, wenn er sich grausam gekränkt fühlt in seinen Ansprüchen auf Lebensglück; und wie durch das heftigste Weinen, so entsteht auch durch den höchsten Grad des Zweifels, den die Deutschen so richtig die Verzweiflung nennen, die Krisis der moralischen Heilung. — Aber wohl Demjenigen, der gesund ist und keiner Medicin bedarf!

Geſtändniſſe.

(Geſchrieben im Winter 1853—54.)

Vorwort.

Die nachfolgenden Blätter schrieb ich, um sie einer neuen Ausgabe meines Buches „De l'Allemagne“ einzuverleiben. Voraussetzend, daſs ihr Inhalt auch die Aufmerksamkeit des heimischen Publikums in Anspruch nehmen dürfte, veröffentliche ich diese Geständnisse ebenfalls in deutscher Sprache, und zwar noch vor dem Erscheinen der französischen Version. Zu dieser Vorsicht zwingt mich die Fingerfertigkeit sogenannter Übersetzer, die, obgleich ich jüngst in deutschen Blättern die Original-Ausgabe eines Opus ankündigte, dennoch sich nicht entblödeten, aus einer Pariser Zeitschrift den bereits in französischer Sprache erschienenen Anfang meines Werks aufzuschnappen und als besondere Broschüre verdeutscht herauszugeben*), solchermaßen nicht bloß

*) „Die verbannten Götter“ von Heinrich Heine. Aus dem Französischen. Nebst Mittheilungen über den kranken Dichter. Berlin. Gustav Hempel. 1853.

die literarische Reputation, sondern auch die Eigenthumsinteressen des Autors beeinträchtigend. Dergleichen Schnapphähne sind weit verächtlicher, als der Straßenräuber, der sich muthig der Gefahr des Gehenktwerdens aussetzt, während Jene, mit feigster Sicherheit die Lücken unsrer Preßgesetzgebung ausbeutend, ganz straflos den armen Schriftsteller um seinen eben so mühsamen wie kümmerlichen Erwerb bestehlen können. Ich will den besondern Fall, von welchem ich rede, hier nicht weitläuftig erörtern; überrascht, ich gestehe es, hat die Büberei mich nicht. Ich habe mancherlei bittere Erfahrungen gemacht, und der alte Glaube oder Aberglaube an deutsche Ehrlichkeit ist bei mir sehr in die Krümpe gegangen. Ich kann es nicht verhehlen, daſs ich zumal während meines Aufenthalts in Frankreich sehr oft das Opfer jenes Aberglaubens ward. Sonderbar genug! unter den Gaunern, die ich leider zu meinem Schaden kennen lernte, befand sich nur ein einziger Franzose, und dieser Gauner war gebürtig aus einem jener deutschen Gauen, die, einst dem deutschen Reich entrissen, jetzt von unsern Patrioten zurückverlangt werden. Sollte ich in der ethnographischen Weise des Leporello eine illustrierte Liste von den respektiven Spitzbuben anfertigen, die mir die Tasche geleert, so würden freilich alle civili-

sierten Länder darin zahlreich genug repräsentiert werden, aber die Palme bliebe doch dem Vaterlande, welches das Unglaublichste geleistet, und ich könnte davon ein Leid singen mit dem Refrain:

„Aber in Deutschland tausend und drei!“

Charakteristisch ist es, dass unsern deutschen Schelmen immer eine gewisse Sentimentalität anklebt. Sie sind keine kalten Verstandesspitzbuben, sondern Schufte von Gefühl. Sie haben Gemüth, sie nehmen den wärmsten Antheil an dem Schicksal Derer, die sie bestohlen, und man kann sie nicht los werden. Sogar unsere vornehmen Industrieritter sind nicht bloße Egoisten, die nur für sich stehlen, sondern sie wollen den schnöden Mammon erwerben, um Gutes zu thun; in den Freistunden, wo sie nicht von ihren Berufsgeschäften, z. B. von der Direktion einer Gasbeleuchtung der böhmischen Wälder, in Anspruch genommen werden, beschützen sie Pianisten und Journalisten, und unter der buntgestickten, in allen Farben der Iris schillernden Weste trägt Mancher auch ein Herz, und in dem Herzen den nagenden Bandwurm des Weltschmerzes. Der Industrielle, der mein obenerwähntes Opus in sogenannter Übersetzung als Broschüre herausgegeben, begleitete dieselbe mit einer Notiz über meine Per-

son, worin er wehmüthig meinen traurigen Gesundheitszustand bejammert, und durch eine Zusammenstellung von allerlei Zeitungsartikeln über mein jetziges klägliches Aussehen die rührendsten Nachrichten mittheilt, so daß ich hier von Kopf bis zu Fuß beschrieben bin, und ein witziger Freund bei dieser Lektüre lachend ausrufen konnte: „Wir leben wirklich in einer verkehrten Welt, und es ist jetzt der Dieb, welcher den Steckbrief des ehrlichen Mannes, den er bestohlen hat, zur öffentlichen Kunde bringt.“ —

Geschrieben zu Paris, im März 1854.

Ein geistreicher Franzose — vor einigen Jahren hätten diese Worte einen Pleonasmus gebildet — nannte mich einst einen Romantique défroqué. Ich hege eine Schwäche für Alles, was Geist ist, und so boshaft die Benennung war, hat sie mich dennoch höchlich ergötzt. Sie ist treffend. Trotz meiner exterminatorischen Feldzüge gegen die Romantik, blieb ich doch selbst immer ein Romantiker, und ich war es in einem höhern Grade, als ich selbst ahnte. Nachdem ich dem Sinne für romantische Poesie in Deutschland die tödlichsten Schläge beigebracht, beschlich mich selbst wieder eine unendliche Sehnsucht nach der blauen Blume im Traumlande der Romantik, und ich ergriff die bezauberte Laute und sang ein Lied, worin ich mich allen holdseligen Übertreibungen, aller Mondscheintrunkenheit,

allem blühenden Nachtigallen-Wahnsinn der einst so geliebten Weise hingab. Ich weiß, es war das „letzte freie Waldlied der Romantik," und ich bin ihr letzter Dichter; mit mir ist die alte lyrische Schule der Deutschen geschlossen, während zugleich die neue Schule, die moderne deutsche Lyrik, von mir eröffnet ward. Diese Doppelbedeutung wird mir von den deutschen Literarhistorikern zugeschrieben. Es ziemt mir nicht, mich hierüber weitläuftig auszulassen, aber ich darf mit gutem Fuge sagen, daß ich in der Geschichte der deutschen Romantik eine große Erwähnung verdiene. Aus diesem Grunde hätte ich in meinen Buche „De l'Allemagne," wo ich jene Geschichte der romantischen Schule so vollständig als möglich darzustellen suchte, eine Besprechung meiner eignen Person liefern müssen. Indem ich Dieses unterließ, entstand eine Lakune, welcher ich nicht leicht abzuhelfen weiß. Die Abfassung einer Selbstcharakteristik wäre nicht bloß eine sehr verfängliche, sondern sogar eine unmögliche Arbeit. Ich wäre ein eitler Geck, wenn ich hier das Gute, das ich von mir zu sagen wüsste, drall hervorhübe, und ich wäre ein großer Narr, wenn ich die Gebrechen, deren ich mich vielleicht ebenfalls bewusst bin, vor aller Welt zur Schau stellte — Und dann, mit dem besten Willen der Treuherzigkeit kann kein

Mensch über sich selbst die Wahrheit sagen. Auch ist Dies Niemanden bis jetzt gelungen, weder dem heiligen Augustin, dem frommen Bischof von Hippo, noch dem Genfer Jean Jacques Rousseau, und am allerwenigsten diesem Letztern, der sich den Mann der Wahrheit und der Natur nannte, während er doch im Grunde viel verlogener und unnatürlicher war, als seine Zeitgenossen. Er ist freilich zu stolz, als dass er sich gute Eigenschaften oder schöne Handlungen fälschlich zuschriebe, er erfindet vielmehr die abscheulichsten Dinge zu seiner eignen Verunglimpfung. Verleumdete er sich etwa selbst, um mit desto größerm Schein von Wahrhaftigkeit auch Andere, z. B. meinen armen Landsmann Grimm, verleumden zu können? Oder macht er unwahre Bekenntnisse, um wirkliche Vergehen darunter zu verbergen, da, wie männiglich bekannt ist, die Schmachgeschichten, die über uns in Umlauf sind, uns nur dann sehr schmerzhaft zu berühren pflegen, wenn sie Wahrheit enthalten, während unser Gemüth minder verdrießlich davon verletzt wird, wenn sie nur eitel Erfindnisse sind. So bin ich überzeugt, Jean Jacques hat das Band nicht gestohlen, das einer unschuldig angeklagten und fortgejagten Kammerjungfer Ehre und Dienst kostete; er hatte gewiss kein Talent zum Stehlen, er war viel zu

blöde und täppisch, er, der künftige Bär der Eremitage. Er hat vielleicht eines anderen Vergehens sich schuldig gemacht, aber es war kein Diebstahl. Auch hat er seine Kinder nicht ins Findelhaus geschickt, sondern nur die Kinder von Mademoiselle Therese Levasseur. Schon vor dreißig Jahren machte mich einer der größten deutschen Psychologen auf eine Stelle der Konfessionen aufmerksam, woraus bestimmt zu deducieren war, daß Rousseau nicht der Vater jener Kinder sein konnte; der eitle Brummbär wollte sich lieber für einen barbarischen Vater ausgeben, als daß er den Verdacht ertrüge, aller Vaterschaft unfähig gewesen zu sein. Aber der Mann, der in seiner eigenen Person auch die menschliche Natur verleumdete, er blieb ihr doch treu in Bezug auf unsere Erbschwäche, die darin besteht, daß wir in den Augen der Welt immer anders erscheinen wollen, als wir wirklich sind. Sein Selbstporträt ist eine Lüge, bewundernswürdig ausgeführt, aber eine brillante Lüge. Da war der König der Aschantis, von welchem ich jüngst in einer afrikanischen Reisebeschreibung viel Ergötzliches las, viel ehrlicher, und das naive Wort dieses Negerfürsten, welches die oben angedeutete menschliche Schwäche so spaßhaft resumiert, will ich hier mittheilen. Als nämlich der

Major Bowditsch in der Eigenschaft eines Ministerresidenten von dem englischen Gouverneur des Kaps der guten Hoffnung an den Hof jenes mächtigsten Monarchen Südafrikas geschickt ward, suchte er sich die Gunst der Höflinge und zumal der Hofdamen, die trotz ihrer schwarzen Haut mitunter außerordentlich schön waren, dadurch zu erwerben, dass er sie porträtierte. Der König, welcher die frappante Ähnlichkeit bewunderte, verlangte ebenfalls konterfeit zu werden und hatte dem Maler bereits einige Sitzungen gewidmet, als Dieser zu bemerken glaubte, dass der König, der oft aufgesprungen war, um die Fortschritte des Porträts zu beobachten, in seinem Antlitze einige Unruhe und die grimassierende Verlegenheit eines Mannes verrieth, der einen Wunsch auf der Zunge hat, aber doch keine Worte dafür finden kann — der Maler drang jedoch so lange in Seine Majestät, ihm ihr allerhöchstes Begehr kund zu geben, bis der arme Negerkönig endlich kleinlaut ihn fragte: ob es nicht anginge, dass er ihn weiß malte?

Das ist es. Der schwarze Negerkönig will weiß gemalt sein. Aber lacht nicht über den armen Afrikaner — jeder Mensch ist ein solcher Negerkönig, und Jeder von uns möchte dem Publikum in einer andern Farbe erscheinen, als die ist, womit

uns die Fatalität angestrichen hat. Gottlob, daß ich Dieses begreife, und ich werde mich daher hüten, hier in diesem Buche mich selbst abzukonterfeien. Doch der Lakune, welche dieses mangelnde Porträt verursacht, werde ich in den folgenden Blättern einigermaßen abzuhelfen suchen, indem ich hier genugsam Gelegenheit finde, meine Persönlichkeit so bedenklich als möglich hervortreten zu lassen. Ich habe mir nämlich die Aufgabe gestellt, hier nachträglich die Entstehung dieses Buches und die philosophischen und religiösen Variationen, die seit seiner Abfassung im Geiste des Autors vorgefallen, zu beschreiben, zu Nutz und Frommen des Lesers dieser neuen Ausgabe meines Buches „De l'Allemagne."

Seid ohne Sorge, ich werde mich nicht zu weiß malen, und meine Nebenmenschen nicht zu sehr anschwärzen. Ich werde immer meine Farbe ganz getreu angeben, damit man wisse, wie weit man meinem Urtheil trauen darf, wenn ich Leute von andrer Farbe bespreche.

Ich ertheilte meinem Buche denselben Titel, unter welchem Frau von Staël ihr berühmtes Werk, das denselben Gegenstand behandelt, herausgegeben hat, und zwar that ich es aus polemischer Absicht. Daß eine solche mich leitete, verleugne ich keines-

wegs; doch indem ich von vornherein erkläre, eine Parteischrift geliefert zu haben, leiste ich dem Forscher der Wahrheit vielleicht bessere Dienste, als wenn ich eine gewisse laue Unparteilichkeit erheuchelte, die immer eine Lüge und dem befehdeten Autor verderblicher ist, als die entschiedenste Feindschaft. Da Frau von Staël ein Autor von Genie ist und einst die Meinung aussprach, daſs das Genie kein Geschlecht habe, so kann ich mich bei dieser Schriftstellerin auch jener galanten Schonung überheben, die wir gewöhnlich den Damen angedeihen lassen, und die im Grunde doch nur ein mitleidiges Certifikat ihrer Schwäche ist.

Ist die banale Anekdote wahr, welche man in Bezug auf obige Äußerung von Frau von Staël erzählt, und die ich bereits in meinen Knabenjahren unter andern Bonmots des Empires vernahm? Es heißt nämlich, zur Zeit wo Napoleon noch erster Konsul war, sei einst Frau von Staël nach der Behausung Desselben gekommen, um ihm einen Besuch abzustatten; doch trotzdem, daſs der dienstthuende Huissier ihr versicherte, nach strenger Weisung Niemanden vorlassen zu dürfen, habe sie dennoch unerschütterlich darauf bestanden, seinem ruhmreichen Hausherrn unverzüglich angekündigt zu werden. Als dieser Letztere ihr hierauf sein Bedauern vermelden

ließ, daſs er die verehrte Dame nicht empfangen könne, sintemalen er sich eben im Bade befände, soll Dieselbe ihm die famose Antwort zurückgeschickt haben, daſs Solches kein Hindernis wäre, denn das Genie habe kein Geschlecht.

Ich verbürge nicht die Wahrheit dieser Geschichte; aber sollte sie auch unwahr sein, so bleibt sie doch gut erfunden. Sie schildert die Zudringlichkeit, womit die hitzige Person den Kaiser verfolgte. Er hatte nirgends Ruhe vor ihrer Anbetung. Sie hatte sich einmal in den Kopf gesetzt, daſs der größte Mann des Jahrhunderts auch mit der größten Zeitgenossin mehr oder minder idealisch gepaart werden müsse. Aber als sie einst, in Erwartung eines Kompliments, an den Kaiser die Frage richtete, welche Frau er für die größte seiner Zeit halte, antwortete Jener: „Die Frau, welche die meisten Kinder zur Welt gebracht.“ Das war nicht galant, wie denn nicht zu läugnen ist, daſs der Kaiser den Frauen gegenüber nicht jene zarten Zuvorkommenheiten und Aufmerksamkeiten ausübte, welche die Französinnen so sehr lieben. Aber diese Letztern werden nie durch taktloses Benehmen irgend eine Unartigkeit selbst hervorrufen, wie es die berühmte Genferin gethan, die bei dieser Gelegenheit bewies, daſs sie, trotz ihrer physischen Beweglichkeit, von einer

gewiſſen heimatlichen Unbeholfenheit nicht frei geblieben.

Als die gute Frau merkte, daſs ſie mit all ihrer Andringlichkeit Nichts ausrichtete, that ſie, was die Frauen in ſolchen Fällen zu thun pflegen, ſie erklärte ſich gegen den Kaiſer, räſonnierte gegen ſeine brutale und ungalante Herrſchaft, und räſonnierte ſo lange, bis ihr die Polizei den Laufpaſs gab. Sie flüchtete nun zu uns nach Deutſchland, wo ſie Materialien ſammelte zu dem berühmten Buche, das den deutſchen Spiritualismus als das Ideal aller Herrlichkeit feiern ſollte, im Gegenſatze zu dem Materialismus des imperialen Frankreichs. Hier bei uns machte ſie gleich einen großen Fund. Sie begegnete nämlich einem Gelehrten, Namens Auguſt Wilhelm Schlegel. Das war ein Genie ohne Geſchlecht. Er wurde ihr getreuer Cicerone und begleitete ſie auf ihrer Reiſe durch alle Dachſtuben der deutſchen Literatur. Sie hatte einen unbändig großen Turban aufgeſtülpt, und war jetzt die Sultanin des Gedankens. Sie ließ unſre Literaten gleichſam geiſtig die Revue paſſieren, und parodierte dabei den großen Sultan der Materie. Wie Dieſer die Leute mit einem: „Wie alt ſind Sie? wie viel' Kinder haben Sie? wie viel' Dienſtjahre?“ u. ſ. w. anging, ſo frug Jene unſre Gelehrten;

„Wie alt sind Sie? was haben Sie geschrieben? sind Sie Kantianer oder Fichteaner?“ und dergleichen Dinge, worauf die Dame kaum die Antwort abwartete, die der getreue Mameluck August Wilhelm Schlegel, ihr Rustan, hastig in sein Notizenbuch einzeichnete. Wie Napoleon diejenige Frau für die größte erklärte, welche die meisten Kinder zur Welt gebracht, so erklärte die Staël denjenigen Mann für den größten, der die meisten Bücher geschrieben. Man hat keinen Begriff davon, welchen Spektakel sie bei uns machte, und Schriften, die erst unlängst erschienen, z. B. die Memoiren der Karoline Pichler, die Briefe der Varnhagen und der Bettina Arnim, auch die Zeugnisse von Eckermann*), schildern ergötzlich die Noth, welche uns die Sultanin des Gedankens bereitete, zu einer Zeit, wo der Sultan der Materie uns schon genug Tribulationen verursachte. Es war geistige Einquartierung, die zunächst auf die Gelehrten fiel**).

---

*) „von Schiller und Eckermann,“ steht in der französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

**) Dieser Satz lautet in der französischen Ausgabe, wie folgt: „Dieser Blaustrumpf war eine schlimmere Geißel, als der Krieg. Sie verfolgte unsre Gelehrten bis in das Allerheiligste ihrer Gedanken, und mehr als Einer,

Diejenigen Literatoren, womit die vortreffliche Frau ganz beſonders zufrieden war, und die ihr perſönlich durch den Schnitt ihres Geſichtes oder die Farbe ihrer Augen gefielen, konnten eine ehrenhafte Erwähnung, gleichſam das Kreuz der Légion d'honneur, in ihrem Buche „De l'Allemagne“ erwarten. Dieſes Buch macht auf mich immer einen eben ſo komiſchen wie ärgerlichen Eindruck. Hier ſehe ich die paſſionierte Frau mit all ihrer Turbulenz, ich ſehe, wie dieſer Sturmwind in Weibskleidern durch unſer ruhiges Deutſchland fegte, wie ſie überall entzückt ausruft: „Welche labende Stille weht mich hier an!“ Sie hatte ſich in Frankreich echauffiert und kam nach Deutſchland, um ſich bei uns abzukühlen. Der keuſche Hauch unſrer Dichter that ihrem heißen, ſonnigen Buſen ſo wohl! Sie betrachtete unſre Philoſophen wie verſchiedene Eisſorten, und verſchluckte Kant als Sorbet von Vanille, Fichte als Piſtache, Schelling als Arlequin!*) — „O, wie hübſch kühl iſt es in euren Wäldern!“ — rief ſie beſtändig — „welcher erquickende Veilchengeruch!

---

der dem Napoleon Stand gehalten, ergriff das Haſenpanier vor der furchtbaren Reiſenden.“ Der Herausgeber.

*) Die Worte: „Schelling als Arlequin“ fehlen in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

wie zwitschern die Zeisige so friedlich in ihrem deutschen Nestchen! Ihr seid ein gutes, tugendhaftes Volk, und habt noch keinen Begriff von dem Sittenverderbnis, das bei uns herrscht, in der Rue du Bac.“

Die gute Dame sah bei uns nur, was sie sehen wollte; ein nebelhaftes Geisterland, wo die Menschen ohne Leiber, ganz Tugend, über Schneegefilde wandeln, und sich nur von Moral und Metaphysik unterhalten! Sie sah bei uns überall nur, was sie sehen wollte, und hörte nur, was sie hören und wiedererzählen wollte — und dabei hörte sie doch nur Wenig, und nie das Wahre, einestheils weil sie immer selber sprach, und dann weil sie mit ihren barschen Fragen unsre bescheidenen Gelehrten verwirrte und verblüffte, wenn sie mit ihnen diskurierte. — „Was ist Geist?“ sagte sie zu dem blöden Professor Bouterwek, indem sie ihr dickfleischiges Bein auf seine dünnen, zitternden Lenden legte. „Ach,“ schrieb sie dann, „wie interessant ist dieser Bouterwek! Wie der Mann die Augen niederschlägt! Das ist mir nie passiert mit meinen Herren zu Paris, in der Rue du Bac!“ *) Sie

*) In der französischen Ausgabe ist hier die Stelle über den Eindruck der Frau von Staël auf Schiller (S. 227) eingeschaltet. Der Herausgeber.

sieht überall deutschen Spiritualismus, sie preist unsre Ehrlichkeit, unsre Tugend, unsre Geistesbildung — sie sieht nicht unsre Zuchthäuser, unsre Bordelle, unsre Kasernen — man sollte glauben, daſs jeder Deutsche den Prix Monthyon verdiente — Und das Alles, um den Kaiser zu nergeln, dessen Feinde wir damals waren.

Der Haſs gegen den Kaiser ist die Seele dieses Buches „De l'Allemagne," und obgleich sein Name nirgends darin genannt wird, sieht man doch, wie die Verfasserin bei jeder Zeile nach den Tuilerien schielt. Ich zweifle nicht, daſs das Buch den Kaiser weit empfindlicher verdrossen hat, als der direkteste Angriff, denn Nichts verwundet einen Mann so sehr, wie kleine weibliche Nadelstiche. Wir sind auf große Schwertstreiche gefasst, und man kitzelt uns an den kitzlichsten Stellen.

O die Weiber! Wir müssen ihnen Viel verzeihen, denn sie lieben Viel, und sogar Viele. Ihr Haſs ist eigentlich nur eine Liebe, welche umgesattelt hat. Zuweilen suchen sie auch uns Böses zuzufügen, weil sie dadurch einem andern Manne etwas Liebes zu erweisen denken. Wenn sie schreiben, haben sie ein Auge auf das Papier und das andre auf einen Mann gerichtet, und Dieses gilt von allen Schriftstellerinnen, mit Ausnahme der

Gräfin Hahn-Hahn, die nur ein Auge hat. Wir männlichen Schriftsteller haben ebenfalls unsre vorgefassten Sympathien, und wir schreiben für oder gegen eine Sache, für oder gegen eine Idee, für oder gegen eine Partei; die Frauen jedoch schreiben immer für oder gegen einen einzigen Mann, oder, besser gesagt, wegen eines einzigen Mannes. Charakteristisch ist bei ihnen ein gewisser Kankan, der Klüngel, den sie auch in die Literatur herüberbringen, und der mir weit fataler ist, als die roheste Verleumdungswuth der Männer. Wir Männer lügen zuweilen. Die Weiber, wie alle passive Naturen, können selten erfinden, wissen jedoch das Vorgefundene dergestalt zu entstellen, dass sie uns dadurch noch weit sicherer schaden, als durch entschiedene Lügen. Ich glaube wahrhaftig, mein Freund Balzac hatte Recht, als er mir einst in einem sehr seufzenden Tone sagte: „La femme est un être dangereux.“

Ja, die Weiber sind gefährlich; aber ich muss doch die Bemerkung hinzufügen, dass die schönen nicht so gefährlich sind, als Die, welche mehr geistige als körperliche Vorzüge besitzen. Denn Jene sind gewohnt, dass ihnen die Männer den Hof machen, während die Andern der Eigenliebe der Männer entgegenkommen und durch den Köder der

Schmeichelei einen größern Anhang gewinnen, als die Schönen. Ich will damit bei Leibe nicht andeuten, als ob Frau von Staël häßlich gewesen sei*); aber eine Schönheit ist ganz etwas Anderes. Sie hatte angenehme Einzelheiten, welche aber ein sehr unangenehmes Ganze bildeten; besonders unerträglich für nervöse Personen, wie es der selige Schiller gewesen, war ihre Manie, beständig einen kleinen Stengel oder eine Papierdüte zwischen den Fingern wirbelnd herumzudrehen — dieses Manöver machte den armen Schiller schwindlicht, und er ergriff in Verzweiflung alsdann ihre schöne Hand, um sie festzuhalten, und Frau von Staël glaubte, der gefühlvolle Dichter sei hingerissen von dem Zauber ihrer Persönlichkeit**). Sie hatte in der

*) Hier folgt in der französischen Ausgabe die Schlußperiode dieses Absatzes: „keine Frau ist häßlich ꝛc.“

Der Herausgeber.

**) In der französischen Ausgabe schließen sich dieser Stelle (auf S. 224) noch die Bemerkungen an: „Auch war sie entzückt von Schiller, dessen warmes Herz sie zu schätzen verstand, während ihr die Kälte Goethe's mißfiel. In derselben Art hatten alle Urtheile, welche Frau von Staël über uns fällte, ihre Quelle in ihren persönlichen Eindrücken, wenn sie nicht durch eine vorgefasste Meinung, durch den Oppositionsgeist, diktiert wurden. Wie schon bemerkt, sie sah

That ſehr ſchöne Hände, wie man mir ſagt, und auch die ſchönſten Arme, die ſie immer nackt ſehen ließ; gewiſs, die Venus von Milo hätte keine ſo ſchönen Arme aufzuweiſen. Ihre Zähne überſtrahlten an Weiße das Gebiſs der koſtbarſten Roſſe Arabiens. Sie hatte ſehr große ſchöne Augen, ein Dutzend Amoretten würden Platz gefunden haben auf ihren Lippen, und ihr Lächeln ſoll ſehr holdſelig geweſen ſein. Häſslich war ſie alſo nicht — keine Frau iſt häſslich — ſo Viel läſſt ſich aber mit Fug behaupten: Wenn die ſchöne Helena von Sparta ſo ausgeſehen hätte, ſo wäre der ganze trojaniſche Krieg nicht entſtanden, die Burg des Priamus wäre nicht verbrannt worden, und Homer hätte nimmermehr beſungen den Zorn des Peliden Achilles.

Frau von Staël hatte ſich, wie oben geſagt, gegen den großen Kaiſer erklärt, und machte ihm den Krieg. Aber ſie beſchränkte ſich nicht darauf, Bücher gegen ihn zu ſchreiben; ſie ſuchte ihn auch durch nicht-literariſche Waffen zu befehden: ſie war einige Zeit die Seele aller jener ariſtokratiſchen und jeſuitiſchen Intrigen, die der Koalition gegen

---

in Deutſchland nur Das, was ſie in einer polemiſchen Abſicht zu ſehen beliebte."

Der Herausgeber.

Napoleon vorangingen, und wie eine wahre Hexe kauerte ſie an dem brodelnden Topfe, worin alle diplomatiſchen Giftmiſcher, ihre Freunde Talleyrand, Metternich, Pozzo di Borgo, Caſtlereagh u. ſ. w., dem großen Kaiſer ſein Verderben eingebrockt hatten. Mit dem Kochlöffel des Haſſes rührte das Weib herum in dem fatalen Topfe, worin zugleich das Unglück der ganzen Welt gekocht wurde. Als der Kaiſer unterlag, zog Frau von Staël ſiegreich ein in Paris mit ihrem Buche „De l'Allemagne“ und in Begleitung von einigen hunderttauſend Deutſchen, die ſie gleichſam als eine pompöſe Illuſtration ihres Buches mitbrachte. Solchermaßen illuſtriert durch lebendige Figuren, muſſte das Werk ſehr an Authenticität gewinnen, und man konnte ſich hier durch den Augenſchein überzeugen, daſs der Autor uns Deutſche und unſre vaterländiſchen Tugenden ſehr treu geſchildert hatte. Welches köſtliche Titelkupfer war jener Vater Blücher, dieſe alte Spielratte, dieſer ordinäre Knaſter, welcher einſt einen Tagesbefehl ertheilt hatte, worin er ſich vermaß, wenn er den Kaiſer lebendig finge, denſelben *aushauen* zu laſſen. Auch unſern A. W. v. Schlegel*) brachte

*) „der ſich gleichfalls als gewaltiger Eiſenfreſſer gerierte und Molière und Racine die Ruthe geben wollte,“ ſteht in der franzöſiſchen Ausgabe. Der Herausgeber

Frau von Staël mit nach Paris, und Das war ein Musterbild deutscher Naivetät und Heldenkraft. Es folgte ihr ebenfalls Zacharias Werner, dieses Modell deutscher Reinlichkeit, hinter welchem die entblößten Schönen des Palais-Royal lachend einherliefen. Zu den interessanten Figuren, welche sich damals in ihrem deutschen Kostüme den Parisern vorstellten, gehörten auch die Herren Görres, Jahn und Ernst Moritz Arndt, die drei berühmtesten Franzosenfresser, eine drollige Gattung Bluthunde, denen der berühmte Patriot Börne in seinem Buche „Menzel, der Franzosenfresser“ diesen Namen ertheilt hat. Besagter Menzel ist keineswegs, wie Einige glauben, eine fingierte Personnage, sondern er hat wirklich in Stuttgart existiert oder vielmehr ein Blatt herausgegeben, worin er täglich ein halb Dutzend Franzosen abschlachtete und mit Haut und Haar auffraß; wenn er seine sechs Franzosen verzehrt hatte, pflegte er manchmal noch obendrein einen Juden zu fressen, um im Munde einen guten Geschmack zu behalten, pour se faire la bonne bouche. Jetzt hat er längst ausgebellt, und zahnlos, räudig, verlungert er im Makulaturwinkel irgend eines schwäbischen Buchladens. Unter den Muster-Deutschen, welche zu Paris im Gefolge der Frau von Staël zu sehen waren, befand sich auch Fried-

rich von Schlegel, welcher gewiſs die gaſtronomiſche Ascetik oder den Spiritualismus des gebratenen Hühnerthums repräſentierte*); ihn begleitete ſeine würdige Gattin Dorothea, geborne Mendelsſohn**) und entlaufene Veit. Ich darf hier ebenfalls eine andre Illuſtration dieſer Gattung, einen merkwürdigen Akoluthen, der Schlegel, nicht mit Stillſchweigen übergehen. Dieſes iſt ein deutſcher Baron, welcher, von den Schlegeln beſonders rekommandiert, die germaniſche Wiſſenſchaft in Paris repräſentieren ſollte. Er war gebürtig aus Altona, wo er einer der angeſehenſten iſraelitiſchen Familien angehörte. Sein Stammbaum, welcher bis zu Abraham, dem Sohne Thaer's und Ahnherrn David's, des Königs über Juda und Iſrael, hinaufreichte, berechtigte ihn hinlänglich, ſich einen Edelmann zu nennen, und da er, wie der Synagoge,

*) Der Zwiſchenſatz: „welcher — repräſentierte;" fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

**) „dieſe Helena der Häßlichkeit, welche der dicke Paris dem armen Dr. Veit entführt hatte; der betrogene Gatte zeigte ſich nachſichtiger, als der König Menelaos, von dem uns Homer nicht erzählt, daſs er ſeiner entlaufenen Gemahlin eine lebenslängliche Penſion bezahlt habe." ſchließt dieſer Satz in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

auch späterhin dem Protestantismus entsagte, und, letztern förmlich abschwörend, sich in den Schoß der römisch-katholischen, allein seligmachenden Kirche begeben hatte, durfte er auch mit gutem Fug auf den Titel eines katholischen Barons Anspruch machen. In dieser Eigenschaft, und um die feudalistischen und klerikalischen Interessen zu vertreten, stiftete er zu Paris ein Journal, betitelt: „Le catholique.“ Nicht bloß in diesem Blatte, sondern auch in den Salons einiger frommen Douairièren des edlen Faubourgs, sprach der gelehrte Edelmann beständig von Buddha und wieder von Buddha, und weitläuftig gründlich bewies er, daſs es zwei Buddha gegeben, was ihm die Franzosen auf sein bloßes Ehrenwort als Edelmann geglaubt hätten, und er wies nach, wie sich das Dogma der Trinität schon in den indischen Trimurtis befunden, und er citierte den Ramayana, den Mahabarata, die Upnekats, die Kuh Sabala und den König Wiswamitra, die snorrische Edda und noch viele unentdeckte Fossilien und Mammuthsknochen, und er war dabei ganz antediluvianisch trocken und sehr langweilig, was immer die Franzosen blendet. Da er beständig zurückkam auf Buddha und dieses Wort vielleicht komisch aussprach, haben ihn die frivolen Franzosen zuletzt den Baron Buddha ge-

nannt. Unter diesem Namen fand ich ihn im Jahre 1831 zu Paris, und als ich ihn mit einer sacerdotalen und fast synagogikalen Gravität seine Gelehrsamkeit ableiern hörte, erinnerte ich mich an einen komischen Kauz im „Vicar of Wakefield“ von Goldsmith, welcher, wie ich glaube, Mr. Jenkinson hieß und jedesmal, wenn er einen Gelehrten antraf, den er prellen wollte, einige Stellen aus Manetho, Berosus und Sanchuniathon citierte; das Sanskrit war damals noch nicht erfunden. — Ein deutscher Baron idealern Schlages war mein armer Freund Friedrich de la Motte Fouqué, welcher damals, der Kollektion der Frau von Staël angehörend, auf seiner hohen Rosinante in Paris einritt. Er war ein Don Quixote vom Wirbel bis zur Zehe; las man seine Werke, so bewunderte man — Cervantes.

Aber unter den französischen Paladinen der Frau von Staël war mancher gallische Don Quixote, der unsern germanischen Rittern in der Narrheit nicht nachzustehen brauchte, z. B. ihr Freund, der Vicomte Chateaubriand, der Narr mit der schwarzen Schellenkappe, der zu jener Zeit der siegenden Romantik von seiner frommen Pilgerfahrt zurückkehrte. Er brachte eine ungeheuer große Flasche Wasser aus dem Jordan mit nach Paris, und

seine im Laufe der Revolution wieder heidnisch gewordenen Landsleute taufte er aufs Neue mit diesem heiligen Wasser, und die begossenen Franzosen wurden jetzt wahre Christen und entsagten dem Satan und seinen Herrlichkeiten, bekamen im Reiche des Himmels Ersatz für die Eroberungen, die sie auf Erden einbüßten, worunter z. B. die Rheinlande, und bei dieser Gelegenheit wurde ich ein Preuße.

Ich weiß nicht, ob die Geschichte begründet ist, daſs Frau von Staël während der hundert Tage dem Kaiser den Antrag machen ließ, ihm den Beistand ihrer Feder zu leihen, wenn er zwei Millionen, die Frankreich ihrem Vater schuldig geblieben sei, ihr auszahlen wolle. Der Kaiser, der mit dem Gelde der Franzosen, die er genau kannte, immer sparsamer war, als mit ihrem Blute, soll sich auf diesen Handel nicht eingelassen haben, und die Tochter der Alpen bewährte das Volkswort: „Point d'argent, point de Suisses.“ Der Beistand der talentvollen Dame hätte übrigens damals dem Kaiser wenig gefruchtet, denn bald darauf ereignete sich die Schlacht bei Waterloo.

Ich habe oben erwähnt, bei welcher traurigen Gelegenheit ich ein Preuße wurde. Ich war geboren im letzten Jahre des vorigen Jahrhunderts zu Düs-

seldorf, der Hauptstadt des Herzogthums Berg, welches damals dem Kurfürsten von der Pfalz gehörte. Als die Pfalz dem Hause Baiern anheimfiel und der bairische Fürst Maximilian Joseph vom Kaiser zum König von Baiern erhoben und sein Reich durch einen Theil von Tyrol und andern angrenzenden Ländern vergrößert wurde, hat der König von Baiern das Herzogthum Berg zu Gunsten Joachim Murat's, Schwagers des Kaisers, abgetreten; diesem Letztern ward nun, nachdem seinem Herzogthum noch angrenzende Provinzen hinzugefügt worden, als Großherzog von Berg gehuldigt. Aber zu jener Zeit ging das Avancement sehr schnell, und es dauerte nicht lange, so machte der Kaiser den Schwager Murat zum König von Neapel, und Derselbe entsagte der Souveränetät des Großherzogthums Berg zu Gunsten des Prinzen François, welcher ein Neffe des Kaisers und ältester Sohn des Königs Ludwig von Holland und der schönen Königin Hortense war. Da Derselbe nie abdicierte, und sein Fürstenthum, das von den Preußen occupiert ward, nach seinem Ableben dem Sohne des Königs von Holland, dem Prinzen Louis Napoleon Bonaparte de jure zufiel, so ist Letzterer, welcher jetzt auch Kaiser der Franzosen ist, mein legitimer Souverän.

An einem andern Orte, in meinen Memoiren, erzähle ich weitläuftiger, als es hier geschehen dürfte, wie ich nach der Juliusrevolution nach Paris übersiedelte, wo ich seitdem ruhig und zufrieden lebe*). Was ich während der Restauration gethan und gelitten, wird ebenfalls zu einer Zeit mitgetheilt werden, wo die uneigennützige Absicht solcher Mittheilungen keinem Zweifel und keiner Verdächtigung begegnen kann. — — Ich hatte Viel gethan und gelitten, und als die Sonne der Juliusrevolution in Frankreich aufging, war ich nachgerade sehr müde geworden und bedurfte einiger Erholung. Auch ward mir die heimatliche Luft täglich ungesunder, und ich musste ernstlich an eine Veränderung des Klimas denken. Ich hatte Visionen; die Wolkenzüge ängstigten mich und schnitten mir allerlei fatale Fratzen. Es kam mir manchmal vor, als sei die Sonne eine preußische Kokarde; des Nachts träumte ich von einem häßlichen schwarzen Geier, der mir die Leber fraß, und ich ward sehr melancholisch. Dazu hatte ich einen alten Berliner Justizrath

*) „wie ich nach der Juliusrevolution meinen Bann brach und nach Paris übersiedelte, wo ich seitdem als Prussien libéré ruhig und zufrieden lebe." heißt es in der französischen Ausgabe und stand ursprünglich auch im deutschen Originalmanuskript. Der Herausgeber.

kennen gelernt, der viele Jahre auf der Festung Spandau zugebracht und mir erzählte, wie es unangenehm sei, wenn man im Winter die Eisen tragen müsse. Ich fand es in der That sehr unchristlich, daſs man den Menschen die Eisen nicht ein bisschen wärme. Wenn man uns die Ketten ein wenig wärmte, würden sie keinen so unangenehmen Eindruck machen, und selbst fröstelnde Naturen könnten sie dann gut ertragen; man sollte auch die Vorsicht anwenden, die Ketten mit Essenzen von Rosen und Lorbern zu parfümieren, wie es hier zu Lande geschieht. Ich frug meinen Justizrath, ob er zu Spandau oft Austern zu essen bekommen. Er sagte Nein, Spandau sei zu weit vom Meere entfernt. Auch das Fleisch, sagte er, sei dort rar, und es gebe dort kein anderes Geflügel, als die Fliegen, die Einem in die Suppe fielen. Zu gleicher Zeit lernte ich einen französischen commis voyageur kennen, der für eine Weinhandlung reiste und mir nicht genug zu rühmen wusste, wie lustig man jetzt in Paris lebe, wie der Himmel dort voller Geigen hänge, wie man dort von Morgens bis Abends die Marseillaise und „En avant, marchons!“ und „Lafayette aux cheveux blancs“ singe, und Freiheit, Gleichheit und Brüderschaft an allen Straßenecken geschrieben stehe; dabei lobte

er auch den Champagner seines Hauses, von dessen Adresse er mir eine große Anzahl Exemplare gab, und er versprach mir Empfehlungsbriefe für die besten Pariser Restaurants, im Fall ich die Hauptstadt zu meiner Erheiterung besuchen wollte. Da ich nun wirklich einer Aufheiterung bedurfte, und Spandau zu weit vom Meere entfernt ist, um dort Austern zu essen, und mich die Spandauer Geflügelsuppen nicht sehr lockten, und auch obendrein die preußischen Ketten im Winter sehr kalt sind und meiner Gesundheit nicht zuträglich sein konnten, so entschloss ich mich, nach Paris zu reisen und im Vaterland des Champagners und der Marseillaise jenen zu trinken und diese letztere, nebst „En avant marchons!“ und „Lafayette aux cheveux blancs,“ singen zu hören.

Den 1. Mai 1831 fuhr ich über den Rhein. Den alten Flussgott, den Vater Rhein, sah ich nicht, und ich begnügte mich, ihm meine Visitenkarte ins Wasser zu werfen. Er saß, wie man mir sagte, in der Tiefe und studierte wieder die französische Grammatik von Meidinger, weil er nämlich während der preußischen Herrschaft große Rückschritte im Französischen gemacht hatte, und sich jetzt eventualiter aufs Neue einüben wollte. Ich glaubte ihn unten konjugieren zu hören: „J'aime,

tu aimes, il aime, nous aimons“ — Was liebt er aber? In keinem Fall die Preußen. Den Straßburger Münster sah ich nur von fern; er wackelte mit dem Kopfe, wie der alte getreue Eckart, wenn er einen jungen Fant erblickt, der nach dem Venusberge zieht.

Zu Saint-Denis erwachte ich aus einem süßen Morgenschlafe, und hörte zum ersten Male den Ruf der Coucouführer: „Paris! Paris!“ so wie auch das Schellengeklingel der Coco-Verkäufer. Hier athmet man schon die Luft der Hauptstadt, die am Horizonte bereits sichtbar. Ein alter Schelm von Lohnbedienter wollte mich bereden, die Königsgräber zu besuchen, aber ich war nicht nach Frankreich gekommen, um todte Könige zu sehen; ich begnügte mich damit, mir von jenem Cicerone die Legende des Ortes erzählen zu lassen, wie nämlich der böse Heidenkönig dem heiligen Denis den Kopf abschlagen ließ, und Dieser mit dem Kopf in der Hand von Paris nach Saint-Denis lief, um sich dort begraben und den Ort nach seinem Namen nennen zu lassen. Wenn man die Entfernung bedenke, sagte mein Erzähler, müsse man über das Wunder staunen, daſs Jemand so weit zu Fuß ohne Kopf gehen konnte — doch setzte er mit einem sonderbaren Lächeln hinzu: „Dans des cas pareils il

n'y a que le premier pas qui coûte.“ Das war zwei Franken werth, und ich gab sie ihm, pour l'amour de Voltaire, dessen Spottlächeln ich hier schon begegnete. In zwanzig Minuten war ich in Paris, und zog ein durch die Triumphpforte des Boulevard Saint-Denis, die ursprünglich zu Ehren Ludwig's XIV. errichtet worden, jetzt aber zur Verherrlichung meines Einzugs in Paris diente. Wahrhaft überraschte mich die Menge von geputzten Leuten, die sehr geschmackvoll gekleidet waren, wie Bilder eines Modejournals. Dann imponierte mir, dass sie Alle Französisch sprachen, was bei uns ein Kennzeichen der vornehmen Welt; hier ist also das ganze Volk so vornehm, wie bei uns der Adel. Die Männer waren alle so höflich, und die schönen Frauen so lächelnd. Gab mir Jemand unversehens einen Stoß, ohne gleich um Verzeihung zu bitten, so konnte ich darauf wetten, dass es ein Landsmann war; und wenn irgend eine Schöne etwas allzu säuerlich aussah, so hatte sie entweder Sauerkraut gegessen, oder sie konnte Klopstock im Original lesen. Ich fand Alles so amüsant, und der Himmel war so blau und die Luft so liebenswürdig, so generös, und dabei flimmerten noch hie und da die Lichter der Julisonne; die Wangen der schönen Lutetia waren noch roth von den Flammenküssen

dieſer Sonne, und an ihrer Bruſt war noch nicht ganz verwelkt der bräutliche Blumenſtrauß. An den Straßenecken waren freilich hie und da die „Liberté, égalité, fraternité“ ſchon wieder abgewiſcht. Die Flitterwochen vergehen ſo ſchnell!

Ich beſuchte ſogleich die Reſtaurants, denen ich empfohlen war; dieſe Speiſewirthe verſicherten mir, daſs ſie mich auch ohne Empfehlungsſchreiben gut aufgenommen hätten, da ich ein ſo honettes und diſtingirtes Äußere beſäße, das ſich von ſelbſt empfehle. Nie hat mir ein deutſcher Garkoch Derzleichen geſagt, wenn er auch eben ſo dachte; ſo ein Flegel meint, er müſſe uns das Angenehme verſchweigen, und ſeine deutſche Offenheit verpflichte ihn, nur widerwärtige Dinge uns ins Geſicht zu ſagen. In den Sitten und ſogar in der Sprache der Franzoſen iſt ſo viel köſtliche Schmeichelei, die ſo Wenig koſtet, und doch ſo wohlthätig und erquickend. Meine Seele, die arme Senſitive, welche die Scheu vor vaterländiſcher Grobheit ſo ſehr zuſammengezogen hatte, erſchloſs ſich wieder jenen ſchmeichleriſchen Lauten der franzöſiſchen Urbanität*). Gott hat uns die Zunge gegeben, da-

*) Dieſer Satz fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

mit wir unsern Mitmenschen etwas Angenehmes sagen*).

Mit dem Französischen haperte es etwas bei meiner Ankunft; aber nach einer halbstündigen Unterredung mit einer kleinen Blumenhändlerin im Passage de l'Opera ward mein Französisch, das seit der Schlacht bei Waterloo eingerostet war, wieder flüssig, ich stotterte mich wieder hinein in die galantesten Konjugationen und erklärte der Kleinen sehr verständlich das Linnéische System, wo man die Blumen nach ihren Staubfäden eintheilt; die Kleine folgte einer andern Methode und theilte die Blumen ein in solche, die gut röchen, und in solche, welche stänken. Ich glaube, auch bei den Männern beobachtete sie dieselbe Klassifikation. Sie war erstaunt, dass ich trotz meiner Jugend so gelehrt sei, und posaunte meinen gelehrten Ruf im ganzen Passage de l'Opera. Ich sog auch hier die Wohldüfte der Schmeichelei mit Wonne ein, und amüsierte mich sehr. Ich wandelte auf Blumen, und manche gebratene Taube flog mir ins offne, gaffende Maul. Wie viel Amüsantes sah ich hier bei meiner Ankunft! Alle Notabilitäten des öffentlichen

*) „damit wir unsern Freunden etwas Angenehmes und unsern Feinden bittere Wahrheiten sagen." steht in der französischen Ausgabe. Der Herausgeber.

Ergötzens und der officiellen Lächerlichkeit. Die ernsthaften Franzosen waren die amüsantesten. Ich sah Arnal, Bouffé, Déjazet, Debureau, Odry, Mademoiselle Georges und die große Marmite im Invalidenpallaste. Ich sah die Morgue, die Académie française*), wo ebenfalls viele unbekannte Leichen ausgestellt, und endlich die Nekropolis des Luxembourg, worin alle Mumien des Meineids, mit den einbalsamierten falschen Eiden, die sie allen Dynastien der französischen Pharaonen geschworen.

*) In der französischen Ausgabe folgt hier die ausführlichere Stelle: „Letztere, die Akademie, ist eine Krippe für alte, wieder kindisch gewordene Schriftsteller, eine wahrhaft philanthropische Anstalt. Ähnliches finden wir der Idee nach bei den Hindus, welche Hospitäler für alte und abgelebte Affen errichten. Das Dach des Gebäudes, welches die ehrwürdigen Häupter der Mitglieder jener Anstalt beschützt (ich spreche von der Académie française, und nicht von einem indischen Hospitale), ist eine große Kuppel, die einer ungeheuren Marmorperücke gleicht. Ich kann die arme alte Perücke nicht ansehen, ohne an die Witzworte so vieler geistreichen Männer zu denken, die sich auf Kosten dieser Akademie lustig gemacht, welche trotzdem noch immer am Leben blieb. Man sagt mit Unrecht, daß in Frankreich die Lächerlichkeit tödte. Es versteht sich von selbst, daß ich auch die Nekropolis des Luxembourg besuchte, worin ꝛc."

Der Herausgeber.

Ich sah im Jardin-des-Plantes*) die Giraffe, den Bock mit drei Beinen und die Kängurus, die mich ganz besonders amüsierten. Ich sah auch Herrn von Lafayette und seine weißen Haare, letztere aber sah ich apart, da solche in einem Medaillon befindlich waren, welches einer schönen Dame am Halse hing, während er selbst, der Held beider Welten, eine braune Perücke trug, wie alle alten Franzosen**). Ich besuchte die königliche Bibliothek, und sah hier den Konservateur der Medaillen, die eben gestohlen worden; ich sah dort auch in einem obskuren Korridor den Zodiakus von Denderah, der einst so viel Aufsehen erregt hatte, und am selben Tage sah ich Madame Recamier, die berühmteste Schönheit zur Zeit der Merowinger, sowie auch Herrn Ballanche, der zu den Pièces justificatives ihrer Tugend gehörte, und den sie seit undenklicher Zeit überall mit sich herumschleppte. Der gute und treffliche Ballanche, den Jedermann lobt und Niemand liest, war mit einem Gesicht ohne linke Backe auf die Welt gekommen, und später verlor er die

*) Hier finden sich in der französischen Ausgabe noch die Worte: „das wirkliche Affenpalais,“

Der Herausgeber.

**) Dieser Satz fehlt in der französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

rechte Backe durch eine Amputation. Leider sah ich nicht Herrn von Chateaubriand, der mich gewiſs amüſiert hätte*). Eben so wenig sah ich Herrn Villemain; seine Haushälterin sagte mir, er lasse sich nicht sehen, weil es ein Donnerstag sei, der Tag, wo er sich wäscht. Die Treppe hinabsteigend, sah ich unten eine Tafel mit der Inschrift: „Parlez au concierge," und ich beeilte mich, ein paar artige Worte an den wackeren Mann zu richten; ich machte ihm mein Kompliment über die Reinlichkeit seines berühmten Miethsmannes, der sich jeden Donnerstag wasche. Sehen Sie, bemerkte ich ihm, die Reinlichkeit ist ein gar seltnes Ding bei den Gelehrten, und z. B. der berühmte Casaubo-

*) In der früheren deutschen Ausgabe folgt hier, statt obiger Stelle, nur der Satz: „Dafür sah ich aber in der Grande-Chaumière den Père La Hire, in einem Momente, wo er bougrement en colère war; er hatte eben zwei junge Robespierre mit weit aufgeklappten weißen Tugendwesten bei den Krägen erfasst und vor die Thür gesetzt; einen kleinen Saint-Just, der sich mausig machte, schmiſs er ihnen nach, und einige hübsche Citoyennes des Quartier Latin, welche über Verletzung der Menschheitsrechte klagten, hätte schier dasselbe Schicksal betroffen. In einem andern, ähnlichen Lokal sah ich den berühmten Chicard, den berühmten Lederhändler und Kankantänzer ꝛc."

Der Herausgeber.

nus wusch sich nur einmal im Jahre, zur Fastnachtzeit, vielleicht um sich zu vermummen. Der Thürschließer machte mir eine tiefe Verbeugung und erwiderte mit seufzender Stimme: „Sie sind ein gar treuherziger Mensch, mein Herr, ich muß Sie enttäuschen: Das erlauchte Individuum, welches ich zu meinen Miethsleuten zähle, verbraucht eben nicht allzu viel Seinewasser, die Auvergnaten werden durch ihn nicht reich, und in Betreff der Reinlichkeit ist er so ein kleiner Casaubonus.“ Bei diesen Worten schlug er ein Gelächter auf, und ich entfernte mich, gleichfalls lachend, ohne zu wissen warum.

Um mir ein französisches Aussehen zu geben, schlenderte ich kokett fürbaß und trällerte die Melodie vor mich hin:

Où allez-vous, monsieur l'abbé?
Vous allez vous casser le nez,

als ich ein großes Gebäude vor mir auftauchen sah, das man mir als das Pantheon bezeichnete. Dasselbe trug gleichfalls eine Inschrift, aber in Marmor, und, statt eines „Parlez au portier,“ las man dort: „Den großen Männern das dankbare Vaterland.“ Beim Eintreten erblickte ich nur ein riesiges Gebäude voller Leere, eine Art Stein-

ballon, in deſſen Mitte ganz allein ein langer, dürrer Engländer ſpazierte, der ſeinen Guide de Paris im Maule und die Daumen ſeiner gekrümmten Hände in den Armlöchern ſeiner Weſte trug. Ich näherte mich ihm überaus höflich und ſagte ihm: A very fine exhibition! Ich fügte ſogar hinzu: Very fine indeed! denn ich hoffte, er werde bei der Antwort ſeinen Guide aus dem Maule fallen laſſen, wie der Rabe in der Fabel den Käſe aus ſeinem Schnabel fallen läſſt. Aber der Guide, deſſen ich mich bemächtigen wollte, um Etwas darin nachzuſehen, fiel nicht; der engliſche Rabe hielt ſeine Zähne zuſammengeklemmt, und ohne mich im mindeſten zu beachten, ging er fort. Ich that Daſſelbe, und folgte ihm dicht auf den Hacken bis zum Portikus. Dort, vor der Säulenreihe der Façade, bemerkte ich die bausbäckige Geſtalt einer dicken Perſon, einer Frau mit großen Brüſten, wie man damals die Göttin der Freiheit abbildete. Vermuthlich war ſie die Pförtnerin des Pantheons. Es ſchien mir, als habe der Anblick des Sohnes von Albion ſie in eine treffliche Laune verſetzt. Mir ein Zeichen des Verſtändniſſes mit ihren Äuglein zublinzelnd, die wie Glühwürmchen in dem feiſten Geſicht funkelten, machte ſie ſich über den armen Engländer luſtig, und ich hörte zum erſten Mal

jenes laute galliſche Lachen, das man bei uns nicht kennt, und das ſo gutmüthig und moquant zugleich iſt, wie der lieblich edle franzöſiſche Wein oder ein Kapitel von Rabelais. Nichts iſt anſteckender als ſolch eine Luſtigkeit, und ich ſelbſt begann aus Herzensgrunde zu lachen, wie ich niemals daheim gelacht habe. Um ein Geſpräch mit der ſchalkhaften und amüſanten Perſon anzuknüpfen, fiel es mir ein, ſie zu fragen, wo die großen Männer ſeien, von denen die Inſchrift dieſes Hauſes der Nationaldankbarkeit rede. Bei dieſer Frage erhob die biedere Lacherin ein noch ſchallenderes Gelächter, die Thränen kamen ihr in die Augen, ſie muſſte ſich den Bauch halten, um nicht zu erſticken, und bei jedem Wort Athem holend, antwortete ſie: „Ach, Sie kommen zu einer ſchlechten Stunde hieher. Gegenwärtig ſind die großen Männer ſehr rar bei uns — die letzte Ernte hat keinen Ertrag geliefert, aber wir hoffen, daſs die nächſte wohl beſſer ausfallen wird; unſere großen Männer in spe wachſen vortrefflich und verſprechen Viel. Wollen Sie dieſe großen Männer der Zukunft ſehen, welche jetzt noch ſehr winzig ſind, ſo brauchen Sie ſich nur nach einem Etabliſſement zu begeben, das hier ganz in der Nähe auf dem Boulevard Mont-Parnaſſe liegt, und das man die Grande-Chau-

mière heißt. Dort ist die Pflanz- und Tanzschule jener kleinen großen Männer, jener Knirpse des Ruhmes, die eines Tages der Stolz Frankreichs und die Freude des Menschengeschlechts sein werden; Sie treffen es gut, denn es ist heute ein Donnerstag ...“ Die tolle Lacherin konnte nicht weiter reden, und als ich von ihr Abschied nahm, um mich nach dem angedeuteten Ort zu verfügen, hörte ich noch lange das Echo ihrer Lustigkeit.

In wenigen Minuten erreichte ich das provisorische Pantheon der künftigen großen Männer Frankreichs, welches man die Grande-Chaumière nennt. Es ist ein Name, mit welchem der republikanische Gedanke wahrscheinlich eine geheime Bedeutung verknüpft, denn le chaume (das Stroh) ist das Sinnbild des frugalen und arbeitsamen Lebens, und es wird das Symbol jener Proletarier, welche die stolzen Paläste des aristokratischen Hochmuths und Lasters zerstören werden, um an ihrer Stelle den Herd guter Sitten und der Tugend, die „große Strohhütte des Volkes,“ zu errichten. Ich trat in das Allerheiligste des Etablissements, welches diesen symbolischen Namen führt, und es thut mir fürwahr nicht leid um die zehn Sous, welche ich am Eingang bezahlen musste. Ich sah dort in der That die künftigen großen Män-

ner Frankreichs, die kleinen großen Männer, auf deren Stirn schon das Morgenroth ihres Ruhmes einen Abglanz warf, ich sah jene Helden der Zukunft, deren Leben und mehr oder minder herrliche Großthaten ein Plutarch beschreiben wird, der noch geboren werden soll, oder der zur Stunde an der Mutterbrust saugt, wenn er nicht vielleicht mit der Flasche genährt wird. All' diese Leute hingen der republikanischen Sache an und trugen das Kostüm einer unerschütterlichen Überzeugung, d. h. einen großen Filzhut und eine Tugendweste à la Robespierre, weit aufgeklappt und so weiß wie das Gewissen des Unbestechlichen! Chacun war dort mit seiner Chacune, und die jungen Jakobiner tanzten mit ihren jungen Jakobinerinnen. Es gab dort Catone des Rechts und Brutusse der Medicin; es gab dort Sempronias von der Nadel und Wams- oder Hosen-Portias, kurz, die Blüthe des Quartier-des-Ecoles. Diese Citoyennes Grisetten waren sehr vergnügt und so tugendhaft, wie das Klima des Pays latin es gestattet. Alle ohne Ausnahme waren enragierte Republikanerinnen; man sagt, dass sie oft ihre Liebhaber wechseln, aber niemals ihre Ansichten. Ich traf es gut, denn an jenem Tage war der Père La Hire, der Leiter des Etablissements, so zu sagen der Feldhüter dieser gro-

ßen Strohhütte, bougrement en colère, wie man zur Zeit des Père Duchêne sagte. Dies Individuum, von athletischer Kraft und ein geborner Wütherich, amüsierte mich sehr durch die naive Brutalität, mit welcher er den Anstand seines Publikums überwachte. Eine arme Kleine, deren Halstuch sich in der Hitze eines Kontretanzes ein bisschen verschoben, schlich zitternd von dannen, als er ihr einen einzigen Drohblick zuwarf. Eine andere kleine Bürgerin, die er gleichfalls ein wenig zu dekolletiert fand, jagte er schimpflich fort. Dies Ungeheuer wusste nicht, dass in Sparta die jungen Mädchen mit den jungen lacedämonischen Burschen splitternackt tanzten, ohne dass je die Keuschheit in der Stadt Lykurg's große Gefahr gelaufen. Die Schamhaftigkeit eines Weibes ist ein Wall für ihre Tugend, sicherer als alle Kleider der Welt, wie wenig ausgeschnitten dieselben auch über dem Halse. Der Père La Hire ist der personificierte Schrecken für die Tänzer, welche die Schranken eines anständigen Kankans überschreiten. Er packte zwei junge Robespierre bei den Krägen und, Beide mit seinen langen Händen vom Boden emporhebend, wie es einst Herkules mit Antäus gethan, setzte er sie vor die Thür; einen kleinen Saint-Just, der sich beim Anblick dieses tyrannischen Aktes mausig gemacht,

schmiss er ihnen nach. Letzterer stand auf, bürstete seinen langen Rock ab, zupfte seine hohe Kravatte zurecht, und protestierte gegen diese Verletzung der Menschheitsrechte, indem er den Père La Hire einen Polignac schalt*). Das Orchester spielte in diesem Augenblick die Marseillaise.

Ich verdankte diesem Zwischenfalle die Bekanntschaft einer jungen Person, die in meiner Nähe stand, und die ich gegen den neugierigen Haufen in Schutz nahm. Sie war sehr zierlich und klein, ihr Mund bildete ein Herz, ihre schwarzen Augen waren fast zu groß, und es lag etwas Trotziges in dem Schnitt ihrer Stülpnase, deren feingeformte Nüstern sich bei jedem Geschmetter der Musik vor Lust aufblähten. Man nannte sie Mademoiselle Josephine, oder Josephine, oder gar kurzweg Fifine. Als sie erfuhr, daſs ich ein Deutscher sei, war sie hoch erfreut, und sie bat mich, ihr eine Bärenhaut zu schenken, denn seit Jahren, sagte sie, sei es ihr Wunsch, eine Bärenhaut zu besitzen, um dieselbe vor ihr Bett zu legen; es sei ihr beständiger Traum! Sie hielt mich mehr für einen Nordländer, als ich es wirklich war, und vermuthlich glauben diese Da-

*) Vgl. die Anmerkung auf S. 245 des vorliegenden Bandes.

Der Herausgeber.

men, daſs man in meinem Vaterlande nur die Hand auszuſtrecken braucht, um einen Bären am Kragen zu erfaſſen und ihm ſeine Haut abzuziehn. Die Kleine war ſo harmlos, ihr Lächeln war ſo ſchmeichleriſch, ihre Redeweiſe ſo ſüß, ihr zwitſcherndes Geplauder hallte in meinem Herzen ſo lieblich wieder, daſs ich mit Freuden, ein ſo guter Patriot ich auch bin, der franzöſiſchen Hexe zu Gefallen die Häute ſämmtlicher Bären Deutſchlands geopfert hätte. Ich ſchrieb ſofort ihr Begehren in mein Notizbuch, und, ihre Adreſſe aufzeichnend, verſprach ich ihr, daſs ich mich bald mit meiner deutſchen Bärenhaut bei ihr einſtellen würde. Inzwiſchen bat ich ſie, mir die Ehre zu erweiſen, eine ſüdlichere Frucht von mir anzunehmen, nämlich eine Apfelſine. Sie nahm dieſelbe ohne weitere Ceremonie mit der Bemerkung an, daſs ſie, nächſt Schweinsfüßen à la sainte Ménéhould, juſt Apfelſinen am liebſten äße. „Was aber jene, die Schweinsfüße, betrifft," fügte ſie hinzu, „ſo verehre ich dieſelben bis zur Abgötterei, und für dies Gericht könnte ich eine Nichtswürdigkeit begehen." Während Mademoiſelle Joſephine langſam und mit Behagen ihre Apfelſine verſpeiſte, oder, um mich ihres eigenen Ausdrucks zu bedienen, ſich mit derſelben identificierte, ſuchte ich ſie in eben ſo angenehmer wie belehrender Art

zu unterhalten. Von den Bärenhäuten kam ich auf die Zoologie, ja selbst auf die häklichste Frage der vergleichenden Anatomie, auf die Schwanzfrage, ob nämlich der erste Mensch mit einem Schwanze, wie die Affen, begabt gewesen, und ob die menschliche Race diese antediluvianische Zierat später durch eine mehr oder minder rühmliche Krankheit verloren? Mademoiselle Josephine war erstaunt über meine große Gelehrsamkeit, und sagte mir mehrmals: „Sie werden es weit bringen, mein Herr!“ Ich bezweifle nicht, daſs sie mir recht hilfreich unter die Arme gegriffen, indem sie meine Talente im ganzen Faubourg Saint-Jacques und den angrenzenden Straßen herumposaunte. Durch die Weiber wird man berühmt in Paris.

Wie groß auch meine Dankbarkeit gegen sie sei, muſs ich doch ehrlich bekennen, daſs ich in meiner Unterhaltung mit Mademoiselle Josephine bemerkte, wie das arme Kind sehr unwissend war und nicht einmal die ethnographischen Elementarbegriffe kannte. Sie wusste zum Beispiel nicht, daſs die Stadt Hamburg eine Republik, wie einstmals Athen, und daſs sie bei Altona gelegen, wo sich Klopstock's Grab befindet. Eben so unbekannt war ihr der Unterschied zwischen den Preußen und den Russen, zwischen der Fuchtel und der Knute. Sie glaubte,

die Aſtronomie ſei eine Erfindung des Herrn Arago, und als ich ſie belehrte, daſs die Erde, der Ball, den wir bewohnen, ſich beſtändig um die Sonne dreht, rief ſie aus: „Wie entſetzlich! die bloße Vorſtellung ſolch einer Dreherei macht mich ſchwindlig!“ Ihren feinen und zarten Körper durchflog ein Zittern, und ſie frug: „Wer hat Ihnen denn geſagt, daſs die Erde ſich um die Sonne dreht?“ Als ich antwortete: Ein Pole, Namens Kopernikus, zuckte ſie die Achſeln und rief: „Ein Pole? dann glaube ich kein Wort davon. Man darf niemals Dem trauen, was die Polen Einem ſagen; ſie haben nicht die Wahrheit erfunden. Ihr Deutſche ſeid, bei all eurem tiefen Wiſſen, zu leichtgläubig. Glauben denn bei euch die Frauen auch an dies alberne Geſchwätz von einem Umdrehen der Erde, das Einem zugleich das Herz verdreht? Dann ſind ſie wohl nicht ſo nervös, wie wir Franzöſinnen, und ſie können deſshalb auch ernſtere Studien vertragen; man hat mir geſagt, die deutſchen Frauen wären tauſendmal gebildeter, als wir, und ſie wüſſten alle Mumien Ägyptens auswendig. In der That, wir jungen Mädchen in Frankreich ſind ſchlecht erzogen, wir lernen gar Nichts, und ich, die mit Ihnen redet, denken Sie ſich, ich habe gar keinen Unter-

richt genossen; Alles, was ich von der Naturgeschichte weiß, habe ich von mir selbst gelernt."

Als galanter Schmeichler hielt ich diese Geständnisse nationaler Unwissenheit für Übertreibung, und ich ging selbst so weit, die Bildung der deutschen Damen etwas über Gebühr herabzusetzen. Ich behauptete, dieselbe sei nicht so vollkommen, wie man sich's im Auslande vorstellt, sie sei sogar recht mangelhaft, und ich hätte zum Beispiel in meiner Heimat sogenannte wohlerzogene junge Mädchen gesehen, welche die schalkhaften Lieder Beranger's nicht zu singen verständen. „Ach, unmöglich!" rief Mademoiselle Josephine.

Mir fallen heute bei der Erinnerung an diese treffliche Person die Worte ein, welche Mephistofeles spricht, indem er Faust den Hexentrank überreicht:

„Du siehst, mit diesem Trank im Leibe,
Bald Helenen in jedem Weibe."

Die Neuheit des Genres ist der Hexentrank, welcher auf jeden Deutschen, der zum ersten Mal nach Paris kommt, denselben Zauber übt. Er vergafft sich in das hübsche Gesicht der ersten, besten Grisette, wie er von der Küche des schlechtesten Sudelkoches im Palais-Royal entzückt ist, wo man

für zwei Franken per Kopf zu Mittag speist. Aber es sind für ihn neue Gerichte mit fremder Sauce. Später wird Einem schlimm zu Muth, wenn man daran denkt, dass man dies verdächtige, allzu stark gewürzte Mischimaschi verschluckt hat; denn wir haben später in Restaurants der guten Gesellschaft mit Damen der guten Gesellschaft diniert, und wir haben dort gelernt, jene zugleich pikanten und einfachen Gerichte zu schätzen, welche gar gekocht und kunstgerecht arrangiert sind, manchmal etwas Hautgout haben, aber stets vortrefflich schmecken.

Am Abend desselben Tages, an dem ich die Grande-Chaumière besucht hatte, wo ich die großen Männer Frankreichs noch in embryonischem Zustande sah, führte mich einer meiner Landsleute, der schon in der Welt bekannt war, in ein anderes Lokal, das einige Ähnlichkeit mit dem eben besprochenen hatte. Das weibliche Geschlecht befand sich dort in überwiegender Majorität. Ich machte daselbst die Bekanntschaft eines großen Mannes, welcher damals auf dem Gipfel seiner Größe stand. Seitdem ist sein Ruhm gesunken, aber in Frankreich hat Nichts Bestand, und die großen Männer treten schnell wieder ins Dunkel; sie erscheinen nur, um zu verschwinden. Der große Mann, von dem ich spreche,

war der berühmte Chicard*), der berühmte Lederhändler und Kankantänzer, eine vierschrötige Figur, deren roth aufgedunsenes Gesicht gegen die blendend weiße Kravatte vortrefflich abstach; steif und ernsthaft, glich er einem Mairie-Adjunkten, der sich eben anschickt, eine Rosière zu bekränzen. Ich bewunderte seinen Tanz, und ich sagte ihm, daſs derselbe große Ähnlichkeit habe mit dem antiken Silenostanz, den man bei den Dionysien tanzte, und der von dem würdigen Erzieher des Bacchus, dem Silenos, seinen Namen empfangen. Auch Herr Chicard sagte mir viel Schmeichelhaftes über meine Gelehrsamkeit und präsentierte mich einigen Damen seiner Bekanntschaft, die ebenfalls nicht ermangelten, mein gründliches Wissen herumzurühmen, so daſs sich bald mein Ruf in ganz Paris verbreitete, und die Direktoren von Zeitschriften mich aufsuchten, um meine Kollaboration zu gewinnen.

Zu den Personen, die ich bald nach meiner Ankunft in Paris sah, gehört auch Victor Bohain, und ich erinnere mich mit Freude dieser jovialen, geistreichen Figur, die durch liebenswürdige Anregungen Viel dazu beitrug, die Stirne des deutschen

*) Vgl. die Anmerkung auf S. 245 dieses Bandes.
Der Herausgeber.

Trümmers zu entwölken*) und sein vergrämtes Herz in die Heiterkeit des französischen Lebens einzuweihen. Er hatte damals die „Europe littéraire“ gestiftet, und als Direktor derselben kam er zu mir mit dem Ansuchen, einige Artikel über Deutschland in dem Genre der Frau von Staël für seine Zeitschrift zu schreiben. Ich versprach, die Artikel zu liefern, jedoch ausdrücklich bemerkend, dass ich sie in einem ganz entgegengesetzten Genre schreiben würde. „Das ist mir gleich,“ — war die lachende Antwort — „außer dem Genre ennuyeux gestatte ich, wie Voltaire, jedes Genre.“ Damit ich armer Deutscher nicht in das Genre ennuyeux verfiele, lud Freund Bohain mich oft zu Tische und begoss meinen Geist mit Champagner. Niemand wusste besser, wie er, ein Diner anzuordnen, wo man nicht bloß die beste Küche, sondern auch die köstlichste Unterhaltung genoss; Niemand wusste so gut, wie er, als Wirth die Honneurs zu machen, Niemand so gut zu repräsentieren, wie Victor Bohain — auch hat er gewiss mit Recht seinen Aktionären der „Europe littéraire“ hunderttausend Franken Repräsentationskosten angerechnet. Seine Frau war

*) Der Schluss dieses Satzes fehlt in der französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

ſehr hübſch und beſaß ein niedliches Windſpiel, welches Zi-Zi hieß. Zu dem Humor des Mannes trug ſogar ſein hölzernes Bein Etwas bei, und wenn er, allerliebſt um den Tiſch herumhumpelnd, ſeinen Gäſten Champagner einſchenkte, glich er dem Vulkan, als Derſelbe das Amt Hebe's verrichtete in der jauchzenden Götterverſammlung. Wo iſt er jetzt? Ich habe lange Nichts von ihm gehört. Zuletzt, vor etwa zehn Jahren, ſah ich ihn in einem Wirthshauſe zu Granville; er war von England, wo er ſich aufhielt, um die koloſſale engliſche Nationalſchuld zu ſtudieren und bei dieſer Gelegenheit ſeine kleinen Privatſchulden zu vergeſſen, nach jenem Hafenſtädtchen der Baſſe-Normandie auf einen Tag herübergekommen, und hier fand ich ihn an einem Tiſchchen ſitzend neben einer Bouteille Champagner und einem vierſchrötigen Spießbürger mit kurzer Stirn und aufgeſperrtem Maule, dem er das Projekt eines Geſchäftes auseinanderſetzte, woran, wie Bohain mit beredſamen Zahlen bewies, eine Million zu gewinnen war. Bohain's ſpekulativer Geiſt war immer ſehr groß, und wenn er ein Geſchäft erdachte, ſtand immer eine Million Gewinn in Ausſicht, nie weniger als eine Million. Die Freunde nannten ihn daher auch Meſſer Millione, wie einſt Marco Paolo in Venedig genannt wurde, als Der-

selbe nach seiner Rückkehr aus dem Morgenlande den maulaufsperrenden Landsleuten unter den Arkaden des Sankt Marco-Platzes von den hundert Millionen und wieder hundert Millionen Einwohnern erzählte, welche er in den Ländern, die er bereist, in China, der Tartarei, Indien u. s. w., gesehen habe. Die neuere Geographie hat den berühmten Venetianer, den man lange für einen Aufschneider hielt, wieder zu Ehren gebracht, und auch von unserm Pariser Messer Millione dürfen wir behaupten, daſs seine industriellen Projekte immer großartig richtig ersonnen waren, und nur durch Zufälligkeiten in der Ausführung mißlangen; manche brachten große Gewinne, als sie in die Hände von Personen kamen, die nicht so gut die Honneurs eines Geschäftes zu machen, die nicht so prachtvoll zu repräsentieren wusſten, wie Victor Bohain. Auch die „Europe littéraire“ war eine vortreffliche Konception, ihr Erfolg schien gesichert, und ich habe ihren Untergang nie begriffen. Noch den Vorabend des Tages, wo die Stockung begann, gab Victor Bohain in den Redaktionssälen des Journals einen glänzenden Ball, wo er mit seinen dreihundert Aktionären tanzte, ganz so wie einst Leonidas mit seinen dreihundert Spartanern den Tag vor der Schlacht bei den Thermopylen. Jedes-

mal, wenn ich in der Galerie des Louvre das Gemälde von David ſehe, welches dieſe antik heroiſche Scene darſtellt, denke ich an den erwähnten letzten Tanz des Victor Bohain; ganz ebenſo, wie der todesmuthige König des David'ſchen Bildes, ſtand er auf einem Beine; es war dieſelbe klaſſiſche Stellung. — Wanderer! wenn du in Paris die Chauſſée d'Antin nach den Boulevards herabwandelſt, und dich am Ende bei einem ſchmutzigen Thal, das die Rue basse du rempart geheißen, befindeſt, wiſſe! du ſtehſt hier vor den Thermopylen der „Europe littéraire," wo Victor Bohain heldenkühn fiel mit ſeinen dreihundert Aktionären.

Die Aufſätze, die ich, wie geſagt, für jene ephemere Zeitſchrift zu verfaſſen hatte und darin abdrucken ließ, gaben mir Veranlaſſung, in weiterer Ausführung über Deutſchland mich auszuſprechen, und mit Freuden begrüßte ich die Aufforderung des Direktors der „Revue des deux mondes," für ſein Journal eine Reihe von Aufſätzen über die geiſtige Entwickelung meines Vaterlandes zu ſchreiben. Dieſer Direktor war Nichts weniger als ein luſtiger Kumpan, wie Meſſer Millione; ſein Fehler war vielmehr ein übermäßiger Ernſt. Es iſt ihm ſeitdem durch gewiſſenhafte und ehrenwerthe Arbeit gelungen, ſeine Zeitſchrift zu einer wahren

Revue beider Welten zu machen, d. h. zu einer Revue, die in allen civilisierten Ländern verbreitet ist, wo sie den Geist und die Größe der französischen Literatur repräsentiert. In dieser Revue also veröffentlichte ich meine neuen Arbeiten über die intellektuelle und sociale Geschichte meines Vaterlandes; Mademoiselle Josephine hatte wohl Recht, zu prophezeien, daſs ich es weit bringen würde. Der große Wiederhall, den diese Aufsätze fanden, gab mir den Muth, sie zu sammeln, sie zu vervollständigen, und es entstand dadurch das Buch, das du, theurer Leser! jetzt in Händen hast.

Ich wollte nicht bloß seinen Zweck, seine Tendenz, seine geheimste Absicht, sondern auch die Genesis des Buches hier offenbaren, damit Jeder um so sicherer ermitteln könne, wie viel Glauben und Zutrauen meine Mittheilungen verdienen. Ich schrieb nicht im Genre der Frau von Staël, und wenn ich mich auch bestrebte, so wenig ennuyant wie möglich zu sein, so verzichtete ich doch im Voraus auf alle Effekte des Stiles und der Phrase, die man bei Frau von Staël, dem größten Autor Frankreichs während dem Empire, in so hohem Grade antrifft. Ja, die Verfasserin der „Corinne“ überragt nach meinem Bedünken alle ihre Zeitgenossen, und ich kann das sprühende Feuerwerk

ihrer Darstellung nicht genug bewundern; aber dieses Feuerwerk lässt leider eine übelriechende Dunkelheit zurück, und wir müssen eingestehen*), ihr Genie ist nicht so geschlechtlos, wie nach der früheren Behauptung der Frau von Staël das Genie sein soll; ihr Genie ist ein Weib, besitzt alle Gebrechen und Launen des Weibes, und es war meine Pflicht als Mann, dem glänzenden Kankan dieses Genies zu widersprechen. Es war um so nothwendiger, da die Mittheilungen in ihrem Buch „De l'Allemagne" sich auf Gegenstände bezogen, die den Franzosen unbekannt waren und den Reiz der Neuheit besaßen, z. B. Alles, was Bezug hat auf deutsche Philosophie und romantische Schule. Ich glaube, in meinem Buche absonderlich über erstere die ehrlichste Auskunft ertheilt zu haben, und die Zeit hat bestätigt, was damals, als ich es vorbrachte, unerhört und unbegreiflich schien.

Ja, was die deutsche Philosophie betrifft, so hatte ich unumwunden das Schulgeheimnis ausge-

*) Im Originalmanuskript lautete die nachfolgende Stelle ursprünglich etwas ausführlicher: „ihr Genie, obschon es die Hosen ihres schweizerischen Landsmanns Rousseau angezogen hat, ist doch ein weibliches Genie. Ach, es ist nicht so geschlechtlos, wie nach der ꝛc."

Der Herausgeber.

plaudert, das, eingewickelt in scholastischen Formeln, nur den Eingeweihten der ersten Klasse bekannt war. Meine Offenbarungen erregten hier zu Lande die größte Verwunderung, und ich erinnere mich, daſs sehr bedeutende französische Denker mir naiv gestanden, sie hätten immer geglaubt, die deutsche Philosophie sei ein gewisser mystischer Nebel, worin sich die Gottheit wie in einer heiligen Wolkenburg verborgen halte, und die deutschen Philosophen seien ekstatische Seher, die nur Frömmigkeit und Gottesfurcht athmeten. Es ist nicht meine Schuld, daſs Dieses nie der Fall gewesen, daſs die deutsche Philosophie just das Gegentheil ist von Dem, was wir bisher Frömmigkeit und Gottesfurcht nannten, und daſs unsre modernsten Philosophen den vollständigsten Atheismus als das letzte Wort unsrer deutschen Philosophie proklamierten. Sie rissen schonungslos und mit bacchantischer Lebenslust den blauen Vorhang vom deutschen Himmel, und riefen: „Sehet, alle Gottheiten sind entflohen, und dort oben sitzt nur noch eine alte Jungfer mit bleiernen Händen und traurigem Herzen: die Nothwendigkeit.“

Ach! was damals so befremdlich klang, wird jetzt jenseits des Rheins auf allen Dächern gepredigt, und der fanatische Eifer mancher dieser Prädikanten ist entsetzlich! Wir haben jetzt fanatische

Mönche des Atheismus, Großinquisitoren des Unglaubens, die den Herrn von Voltaire verbrennen lassen würden, weil er doch im Herzen ein verstockter Deist gewesen. So lange solche Doktrinen noch Geheimgut einer Aristokratie von Geistreichen blieben und in einer vornehmen Koterie-Sprache besprochen wurden, welche den Bedienten, die aufwartend hinter uns standen, während wir bei unsern philosophischen Petits-Soupers blasphemierten, unverständlich war — so lange gehörte auch ich zu den leichtsinnigen Esprits forts, wovon die Meisten jenen liberalen Grands-Seigneurs glichen, die kurz vor der Revolution mit den neuen Umsturzideen die Langeweile ihres müßigen Hoflebens zu verscheuchen suchten. Als ich aber merkte, daſs die rohe Plebs, der Jan Hagel, ebenfalls dieselben Themata zu diskutieren begann in seinen schmutzigen Symposien, wo statt der Wachskerzen und Girandolen nur Talglichter und Thranlampen leuchteten, als ich sah, daſs Schmierlappen von Schuster- und Schneidergesellen in ihrer plumpen Herbergsprache die Existenz Gottes zu leugnen sich unterfingen — als der Atheismus anfing, sehr stark nach Käse, Branntwein und Taback zu stinken: da gingen mir plötzlich die Augen auf, und was ich nicht durch meinen Verstand begriffen hatte, Das begriff ich

jetzt durch den Geruchssinn, durch das Missbehagen des Ekels, und mit meinem Atheismus hatte es, Gottlob! ein Ende.

Um die Wahrheit zu sagen, es mochte nicht bloß der Ekel sein, was mir die Grundsätze der Gottlosen verleidete und meinen Rücktritt veranlasste. Es war hier auch eine gewisse weltliche Besorgnis im Spiel, die ich nicht überwinden konnte; ich sah nämlich, daſs der Atheismus ein mehr oder minder geheimes Bündnis geschlossen mit dem schauderhaft nacktesten, ganz feigenblattlosen, kommunen Kommunismus. Meine Scheu vor dem letztern hat wahrlich Nichts gemein mit der Furcht des Glückspilzes, der für seine Kapitalien zittert, oder mit dem Verdruß der wohlhabenden Gewerbsleute, die in ihren Ausbeutungsgeschäften gehemmt zu werden fürchten; nein, mich beklemmt vielmehr die geheime Angst des Künstlers und des Gelehrten, die wir unsre ganze moderne Civilisation, die mühselige Errungenschaft so vieler Jahrhunderte, die Frucht der edelsten Arbeiten unsrer Vorgänger, durch den Sieg des Kommunismus bedroht sehen*). Fortgerissen von der Strömung großmüthiger Gesinnung,

*) Die folgenden drei Sätze sind in der französischen Ausgabe der Form nach etwas kürzer ausgedrückt.

Der Herausgeber.

mögen wir immerhin die Interessen der Kunst und Wissenschaft, ja alle unsre Partikularinteressen dem Gesammtinteresse des leidenden und unterdrückten Volkes aufopfern; aber wir können uns nimmermehr verhehlen, wessen wir uns zu gewärtigen haben, sobald die große rohe Masse, welche die Einen das Volk, die Andern den Pöbel nennen, und deren legitime Souveränetät bereits längst proklamiert worden, zur wirklichen Herrschaft käme. Ganz besonders empfindet der Dichter ein unheimliches Grauen vor dem Regierungsantritte dieses täppischen Souveräns. Wir wollen gern für das Volk uns opfern, denn Selbstaufopferung gehört zu unsern raffiniertesten Genüssen — die Emancipation des Volkes war die große Aufgabe unseres Lebens, und wir haben dafür gerungen und namenloses Elend ertragen, in der Heimath wie im Exil — aber die reinliche, sensitive Natur des Dichters sträubt sich gegen jede persönlich nahe Berührung mit dem Volke, und noch mehr schrecken wir zusammen bei dem Gedanken an seine Liebkosungen, vor denen uns Gott bewahre! Ein großer Demokrat sagte einst: er würde, hätte ein König ihm die Hand gedrückt, sogleich seine Hand ins Feuer halten, um sie zu reinigen. Ich möchte in derselben Weise sagen: Ich würde meine Hand waschen, wenn

mich das souveräne Volk mit seinem Händedruck beehrt hätte.

O das Volk, dieser arme König in Lumpen, hat Schmeichler gefunden, die viel schamloser, als die Höflinge von Byzanz und Versailles, ihm ihren Weihrauchkessel an den Kopf schlugen. Diese Hoflakaien des Volkes rühmen beständig seine Vortrefflichkeiten und Tugenden, und rufen begeistert: „Wie schön ist das Volk! wie gut ist das Volk! wie intelligent ist das Volk!“ — Nein, ihr lügt. Das arme Volk ist nicht schön; im Gegentheil, es ist sehr häßlich. Aber diese Häßlichkeit entstand durch den Schmutz und wird mit demselben schwinden, sobald wir öffentliche Bäder erbauen, wo Seine Majestät das Volk sich unentgeltlich baden kann. Ein Stückchen Seife könnte dabei nicht schaden, und wir werden dann ein Volk sehen, das hübsch propre ist, ein Volk, das sich gewaschen hat*). Das Volk, dessen Güte so sehr gepriesen wird, ist gar nicht gut; es ist manchmal so böse, wie einige andere Potentaten. Aber seine Bosheit kommt vom Hunger; wir müssen sorgen, daß das souveräne Volk immer zu essen habe; sobald aller-

*) Dieser Satz fehlt in der französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

höchst dasselbe gehörig gefüttert und gesättigt sein mag, wird es euch auch huldvoll und gnädig anlächeln, ganz wie die Andern. Seine Majestät das Volk ist ebenfalls nicht sehr intelligent*); es ist vielleicht dümmer, als die Andern, es ist fast so bestialisch dumm, wie seine Günstlinge. Liebe und Vertrauen schenkt es nur Denjenigen, die den Jargon seiner Leidenschaft reden oder heulen, während es jeden braven Mann hasst, der die Sprache der Vernunft mit ihm spricht, um es zu erleuchten und zu veredeln. ist es in Paris, so war es in Jerusalem. Lasst dem Volk die Wahl zwischen dem Gerechtesten der Gerechten und dem scheußlichsten Straßenräuber, seid sicher, es ruft: „Wir wollen den Barnabas! Es lebe der Barnabas!“ — Der Grund dieser Verkehrtheit ist die Unwissenheit; dieses Nationalübel müssen wir zu tilgen suchen durch öffentliche Schulen für das Volk, wo ihm der Unterricht auch mit den dazu gehörigen Butterbröten und sonstigen Nahrungsmitteln unentgeltlich er-

*) „es ist so stupid, wie ein Monarch eben sein darf; es ist manchmal so dumm wie jene Brutusse, die es zu seinen Mandatarien macht, wenn es sich für einen Augenblick der absoluten Gewalt bemächtigt.“ lautet der Schluß dieses Satzes in der französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

theilt werde. — Und wenn Jeder im Volke in den Stand gesetzt ist, sich alle beliebigen Kenntnisse zu erwerben, werdet ihr bald auch ein intelligentes Volk sehen — Vielleicht wird dasselbe am Ende noch so gebildet, so geistreich, so witzig sein, wie wir es sind, nämlich wie ich und du, mein theurer Leser, und wir bekommen bald noch andre gelehrte Friseure, welche Verse machen wie Monsieur Jasmin zu Toulouse, und noch viele andre philosophische Flickschneider, welche ernsthafte Bücher schreiben, wie unser Landsmann, der famose Weitling.

Bei dem Namen dieses famosen Weitling taucht mir plötzlich mit all ihrem komischen Ernste die Scene meines ersten und letzten Zusammentreffens mit dem damaligen Tageshelden wieder im Gedächtnis herauf. Der liebe Gott, der von der Höhe seiner Himmelsburg Alles sieht, lachte wohl herzlich über die saure Miene, die ich geschnitten haben muss, als mir in dem Buchladen meines Freundes Campe zu Hamburg der berühmte Schneidergesell entgegentrat und sich als einen Kollegen ankündigte, der sich zu denselben revolutionären und atheistischen Doktrinen bekenne. Ich hätte wirklich in diesem Augenblick gewünscht, dass der liebe Gott gar nicht existiert haben möchte, damit er nur nicht die Verlegenheit und Beschämung sähe, worin mich

eine ſolche ſaubre Genoſſenſchaft verſetzte! Der liebe Gott hat mir gewiſs alle meine alten Frevel von Herzen verziehen, wenn er die Demüthigung in Anſchlag brachte, die ich bei jenem Handwerksgruß des ungläubigen Knotenthums, bei jenem kollegialiſchen Zuſammentreffen mit Weitling empfand. Was meinen Stolz am meiſten verletzte, war der gänzliche Mangel an Reſpekt, den der Burſche an den Tag legte, während er mit mir ſprach. Er behielt die Mütze auf dem Kopf, und während ich vor ihm ſtand, ſaß er auf einer kleinen Holzbank, mit der einen Hand ſein zuſammengezogenes rechtes Bein in die Höhe haltend, ſo daſs er mit dem Knie faſt ſein Kinn berührte; mit der andern Hand rieb er beſtändig dieſes Bein oberhalb der Fußknöchel. Dieſe unehrerbietige Poſitur hatte ich anfangs den kauernden Handwerksgewöhnungen des Mannes zugeſchrieben, doch er belehrte mich eines Beſſern, als ich ihn befrug, warum er beſtändig in erwähnter Weiſe ſein Bein riebe? Er ſagte mir nämlich im unbefangen gleichgültigſten Tone, als handle es ſich von einer Sache, die ganz natürlich, daſs er in den verſchiedenen deutſchen Gefängniſſen, worin er geſeſſen, gewöhnlich mit Ketten belaſtet worden ſei; und da manchmal der eiſerne Ring, welcher das Bein umſchloſs, etwas zu eng geweſen,

habe er an jener Stelle eine jückende Empfindung bewahrt, die ihn zuweilen veranlasse, sich dort zu reiben. Bei diesem naiven Geständnis muss der Schreiber dieser Blätter ungefähr so ausgesehen haben, wie der Wolf in der äsopischen Fabel, als er seinen Freund den Hund befragt hatte, warum das Fell an seinem Halse so abgescheuert sei, und dieser zur Antwort gab: „Des Nachts legt man mich an die Kette.“ — Ja, ich gestehe, ich wich einige Schritte zurück, als der Schneider solchermaßen mit seiner widerwärtigen Familiarität von den Ketten sprach, womit ihn die deutschen Schließer zuweilen belästigten, wenn er im Loch saß — „Loch! Schließer! Ketten!“ lauter fatale Koterieworte einer geschlossenen Gesellschaft, womit man mir eine schreckliche Vertrautheit zumuthete. Und es war hier nicht die Rede von jenen metaphorischen Ketten, die jetzt die ganze Welt trägt, die man mit dem größten Anstand tragen kann, und die sogar bei Leuten von gutem Ton in die Mode gekommen — nein, bei den Mitgliedern jener geschlossenen Gesellschaft sind Ketten gemeint in ihrer eisernsten Bedeutung, Ketten, die man mit einem eisernen Ring ans Bein befestigt — und ich wich einige Schritte zurück, als der Schneider Weitling von solchen Ketten sprach. Nicht etwa die Furcht

vor dem Sprichwort: „Mitgefangen, mitgehangen!“ nein, mich ſchreckte vielmehr das Nebeneinandergehenktwerden.

Seltſame Widerſprüche in den Gefühlen des menſchlichen Herzens! Ich, der eines Tages zu Münſter mit inbrünſtigen Lippen die Reliquien des Schneiders Jan von Leyden geküſſt hatte, nebſt den Ketten, die er getragen, und den Zangen, mit denen man ihn gezwickt und die man noch heut zu Tage in einer Niſche vor dem Rathhauſe zu Münſter aufbewahrt — ich, der dem todten Schneider einen enthuſiaſtiſchen Kultus gewidmet: ich empfand eine unüberwindliche Averſion vor der Annäherung des lebendigen Schneiders, des Mannes, welcher doch ein Apoſtel und Märtyrer derſelben Sache war, für die Jan von Leiden, der König von Zion, glorreichen Andenkens, gelitten. Ich vermag dies Phänomen, dieſe Verirrung des menſchlichen Geiſtes, nicht zu erklären, und ich beſchränke mich darauf, die Thatſache hier zu konſtatieren, eine wie ungünſtige und harte Deutung ein ſolches Geſtändnis auch erfahren mag.

Dieſer Weitling, der jetzt verſchollen, war übrigens ein Menſch von Talent; es fehlte ihm nicht an Gedanken, und ſein Buch, betitelt: „Die Garantien der Geſellſchaft,“ war lange Zeit der Ka-

techismus der deutschen Kommunisten. Die Anzahl dieser Letztern hat sich in Deutschland während der letzten Jahre ungeheuer vermehrt, und diese Partei ist zu dieser Stunde unstreitig eine der mächtigsten jenseits des Rheines. Die Handwerker bilden den Kern einer Unglaubensarmee, die vielleicht nicht sonderlich disciplinirt, aber in doktrineller Beziehung ganz vorzüglich einexerciert ist. Diese deutschen Handwerker bekennen sich größtentheils zum krassesten Atheismus, und sie sind gleichsam verdammt, dieser trostlosen Negation zu huldigen, wenn sie nicht in einen Widerspruch mit ihrem Princip, und somit in völlige Ohnmacht verfallen wollen. Diese Kohorten der Zerstörung, diese Sapeure, deren Axt das ganze gesellschaftliche Gebäude bedroht, sind den Chartisten Englands und den Gleichmachern und Umwälzern in andern Ländern unendlich überlegen, wegen der schrecklichen Konsequenz ihrer Doktrin; denn in dem Wahnsinn, der sie antreibt, ist, wie Polonius sagen würde, Methode. Die englischen Chartisten werden nur durch den Hunger, und nicht durch eine Idee, getrieben, und sobald sie ihren Hunger mit Roastbeef und Plumpudding und ihren Durst mit gutem Ale gestillt haben, werden sie nicht mehr gefährlich sein; gesättigt, fallen sie wie Blutegel zur Erde. Die mehr oder minder geheimen Führer der

deutſchen Kommuniſten ſind große Logiker, von denen die ſtärkſten aus der Hegel'ſchen Schule hervorgegangen, und ſie ſind ohne Zweifel die fähigſten Köpfe und die energievollſten Charaktere Deutſchlands. Dieſe Doktoren der Revolution und ihre mitleidslos entſchloſſenen Jünger ſind die einzigen Männer in Deutſchland, denen Leben innewohnt, und ihnen gehört die Zukunft. Alle andern Parteien und ihre linkiſchen Vertreter ſind todt, mauſetodt und wohl eingeſargt unter der Kuppel der St. Paulskirche zu Frankfurt. Ich ſpreche hier weder Wünſche noch Beklagniſſe aus; ich berichte Thatſachen, und ich rede die Wahrheit.

Das Verdienſt, jene grauenhaften Erſcheinungen, welche erſt ſpäter eintrafen, in meinem Buche „De l'Allemagne" lange vorausgeſagt zu haben, iſt nicht von großem Belange. Ich konnte leicht prophezeien, welche Lieder einſt in Deutſchland gepfiffen und gezwitſchert werden dürften, denn ich ſah die Vögel ausbrüten, welche ſpäter die neuen Sangesweiſen anſtimmten. Ich ſah, wie Hegel mit ſeinem faſt komiſch ernſthaften Geſichte als Bruthenne auf den fatalen Eiern ſaß, und ich hörte ſein Gackern. Ehrlich geſagt, ſelten verſtand ich ihn, und erſt durch ſpäteres Nachdenken gelangte ich zum Verſtändnis ſeiner Worte. Ich glaube, er

wollte gar nicht verstanden sein, und daher sein verklausulierter Vortrag, daher vielleicht auch seine Vorliebe für Personen, von denen er wusste, dass sie ihn nicht verständen, und denen er um so bereitwilliger die Ehre seines nähern Umgangs gönnte. So wunderte sich Jeder in Berlin über den intimen Verkehr des tiefsinnigen Hegel mit dem verstorbenen Heinrich Beer, einem Bruder des durch seinen Ruhm allgemein bekannten und von den geistreichsten Journalisten gefeierten Giacomo Meyerbeer*). Jener Beer, nämlich der Heinrich, war ein schier unkluger Gesell, der auch wirklich späterhin von seiner Familie für blödsinnig erklärt und unter Kuratel gesetzt wurde, weil er, anstatt sich durch sein großes Vermögen einen Namen zu machen in der Kunst oder Wissenschaft, vielmehr für läppische Schnurrpfeifereien seinen Reichthum vergeudete und z. B. eines Tags für sechstausend Thaler Spazierstöcke gekauft hatte. Dieser arme Mensch, der weder für einen großen Tragödiendichter, noch für einen großen Sterngucker, oder für ein lorberbekränztes musikalisches Genie, einen Nebenbuhler von Mozart und Rossini, gelten wollte und lieber sein Geld

*) Die zwei folgenden Sätze fehlen in der französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

für Spazierstöcke ausgab — dieser aus der Art geschlagene Beer genoss den vertrautesten Umgang Hegel's, er war der Intimus des Philosophen, sein Pylades, und begleitete ihn überall wie sein Schatten. Der eben so witzige wie talentbegabte Felix Mendelssohn suchte einst dieses Phänomen zu erklären, indem er behauptete: Hegel verstände den Heinrich Beer nicht. Ich glaube aber jetzt, der wirkliche Grund jenes intimen Umgangs bestand darin, daß Hegel überzeugt war, Heinrich Beer verstände Nichts von Allem, was er ihn reden höre, und er konnte daher in seiner Gegenwart sich ungeniert allen Geistesergießungen des Moments überlassen. Überhaupt war das Gespräch von Hegel immer eine Art von Monolog, stoßweis hervorgeseufzt mit klangloser Stimme; das Barocke der Ausdrücke frappierte mich oft, und von letztern blieben mir viele im Gedächtnis. Eines schönen, hellgestirnten Abends standen wir Beide neben einander am Fenster, und ich, ein zweiundzwanzigjähriger junger Mensch, ich hatte eben gut gegessen und Kaffe getrunken, und ich sprach mit Schwärmerei von den Sternen und nannte sie den Aufenthalt der Seligen. Der Meister aber brümmelte vor sich hin: „Die Sterne, hum! hum! die Sterne sind nur ein leuchtender Aussatz am Himmel.“ Um Gotteswillen, rief ich,

es giebt also droben kein glückliches Lokal, um dort die Tugend nach dem Tode zu belohnen? Jener aber, indem er mich mit seinen bleichen Augen stier ansah, sagte schneidend: „Sie wollen also noch ein Trinkgeld dafür haben, daſs Sie Ihre kranke Mutter gepflegt und Ihren Herrn Bruder nicht vergiftet haben?“ — Bei diesen Worten sah er sich ängstlich um, doch er schien gleich wieder beruhigt, als er bemerkte, daſs nur Heinrich Beer herangetreten war, um ihn zu einer Partie Whist einzuladen.

Wie schwer das Verständnis der Hegel'schen Schriften ist, wie leicht man sich hier täuschen kann, und zu verstehen glaubt, während man nur dialektische Formeln nachzukonstruieren gelernt, Das merkte ich erst viele Jahre später hier in Paris, als ich mich damit beschäftigte, aus dem abstrakten Schul-Idiom jene Formeln in die Muttersprache des gesunden Verstandes und der allgemeinen Verständlichkeit, ins Französische, zu übersetzen. Hier muſs der Dolmetsch bestimmt wissen, was er zu sagen hat, und der verschämteste Begriff ist gezwungen, die mystischen Gewänder fallen zu lassen und sich in seiner Nacktheit zu zeigen. Ich hatte nämlich den Vorsatz gefasst, eine allgemein. verständliche Darstellung der ganzen Hegel'schen Philosophie zu

verfassen, um sie einer neuern Ausgabe meines Buches „De l'Allemagne“ als Ergänzung desselben einzuverleiben. Ich beschäftigte mich während zwei Jahren mit dieser Arbeit, und es gelang mir nur mit Noth und Anstrengung, den spröden Stoff zu bewältigen und die abstraktesten Partien so populär als möglich vorzutragen. Doch als das Werk endlich fertig war, erfasste mich bei seinem Anblick ein unheimliches Grauen, und es kam mir vor, als ob das Manuskript mich mit fremden, ironischen, ja boshaften Augen ansähe. Ich war in eine sonderbare Verlegenheit gerathen; Autor und Schrift passten nicht mehr zusammen. Es hatte sich nämlich um jene Zeit der obenerwähnte Widerwille gegen den Atheismus schon meines Gemüthes bemeistert, und da ich mir gestehen musste, dass allen diesen Gottlosigkeiten die Hegel'sche Philosophie den furchtbarsten Vorschub geleistet, ward sie mir äußerst unbehaglich und fatal. Ich empfand überhaupt nie eine allzugroße Begeisterung für diese Philosophie, und von Überzeugung konnte in Bezug auf dieselbe gar nicht die Rede sein. Ich war nie abstrakter Denker *), und ich nahm die Synthese der Hegel'-

*) „Ich war nie Selbstdenker,“ steht im Originalmanuskript. Der Ausdruck ward von Heine erst bei Revision der Korrekturbogen geändert. Der Herausgeber.

schen Doktrin ungeprüft an, da ihre Folgerungen meiner Eitelkeit schmeichelten. Ich war jung und stolz, und es that meinem Hochmuth wohl, als ich von Hegel erfuhr, daſs nicht, wie meine Großmutter meinte, der liebe Gott, der im Himmel residiert, sondern ich selbst hier auf Erden der liebe Gott sei*). Dieser thörichte Stolz übte keineswegs einen verderblichen Einfluſs auf meine Gefühle, die er vielmehr bis zum Heroismus steigerte; und ich machte damals einen solchen Aufwand von Großmuth und Selbstaufopferung, daſs ich dadurch die brillantesten Hochthaten jener guten Spießbürger der Tugend, die nur aus Pflichtgefühl handelten und nur den Gesetzen der Moral gehorchten, gewiſs außerordentlich verdunkelte. War ich doch selber jetzt das lebende Gesetz der Moral und der Quell alles Rechtes und aller Befugnis. Ich war die Ursittlichkeit, ich war unsündbar, ich war die inkar-

*) Hier findet sich in der französischen Ausgabe der Zwischensatz: „Ich hatte niemals glauben wollen, daſs Gott Mensch geworden, ich hielt dies erhabene Dogma für Aberglauben, und später glaubte ich Hegel aufs Wort, als ich ihn sagen hörte, daſs der Mensch Gott sei. Diese Vorstellung behagte mir, ich nahm sie alles Ernstes an, und ich führte meine göttliche Rolle mit so viel Anstand, wie möglich, durch."

Der Herausgeber.

nierte Reinheit; die anrüchigsten Magdalenen wurden purificiert durch die läuternde und sühnende Macht meiner Liebesflammen, und fleckenlos wie Lilien und erröthend wie keusche Rosen, mit einer ganz neuen Jungfräulichkeit, gingen sie hervor aus den Umarmungen des Gottes. Diese Restaurationen beschädigter Magdthümer, ich gestehe es, erschöpften zuweilen meine Kräfte. Aber ich gab, ohne zu feilschen, und unerschöpflich war der Born meiner Barmherzigkeit. Ich war ganz Liebe und war ganz frei von Hass. Ich rächte mich auch nicht mehr an meinen Feinden, da ich im Grunde keinen Feind mehr hatte, oder vielmehr Niemand als solchen anerkannte; für mich gab es jetzt nur noch Ungläubige, die an meiner Göttlichkeit zweifelten — Jede Unbill, die sie mir anthaten, war ein Sakrilegium, und ihre Schmähungen waren Blasphemien. Solche Gottlosigkeiten konnte ich freilich nicht immer ungeahndet lassen, aber alsdann war es nicht eine menschliche Rache, sondern die Strafe Gottes, die den Sünder traf. Bei dieser höhern Gerechtigkeitspflege unterdrückte ich zuweilen mit mehr oder weniger Mühe alles gemeine Mitleid*). Wie ich

*) Dieser Satz fehlt in der französischen Ausgabe.
Der Herausgeber.

keine Feinde beſaß, ſo gab es für mich auch keine Freunde, ſondern nur Gläubige, die an meine Herrlichkeit glaubten, die mich anbeteten, auch meine Werke lobten, ſowohl die verſificierten, wie die, welche ich in Proſa geſchaffen, und dieſer Gemeinde von wahrhaft Frommen und Andächtigen that ich ſehr viel Gutes, zumal den jungen Devotinnen.

Aber die Repräſentationskoſten eines Gottes, der ſich nicht lumpen laſſen will und weder Leib noch Börſe ſchont, ſind ungeheuer; um eine ſolche Rolle mit Anſtand zu ſpielen, ſind beſonders zwei Dinge unentbehrlich: viel Geld und viel Geſundheit. Leider geſchah es, daſs eines Tages — im Februar 1848 — dieſe beiden Requiſiten mir abhanden kamen, und meine Göttlichkeit gerieth dadurch ſehr ins Stocken. Zum Glück war das verehrungswürdige Publikum in jener Zeit mit ſo großen, unerhörten, fabelhaften Schauſpielen beſchäftigt, daſs daſſelbe die Veränderung, die damals mit meiner kleinen Perſon vorging, nicht beſonders bemerken mochte. Ja, ſie waren unerhört und fabelhaft, die Ereigniſſe in jenen tollen Februartagen, wo die Weisheit der Klügſten zu Schanden gemacht und die Auserwählten des Blödſinns aufs Schild gehoben wurden. Die Letzten wurden die Erſten, das Unterſte kam zu oberſt, ſowohl die Dinge wie die

Gedanken waren umgestürzt, es war wirklich die verkehrte Welt. — Wäre ich in dieser unsinnigen, auf den Kopf gestellten Zeit ein vernünftiger Mensch gewesen, so hätte ich gewiss durch jene Ereignisse meinen Verstand verloren, aber verrückt, wie ich damals war, musste das Gegentheil geschehen, und sonderbar! just in den Tagen des allgemeinen Wahnsinns kam ich selber wieder zur Vernunft! Gleich vielen andren heruntergekommenen Göttern jener Umsturzperiode, musste auch ich kümmerlich abdanken und in den menschlichen Privatstand wieder zurücktreten. Das war auch das Gescheiteste, das ich thun konnte. Ich kehrte zurück in die niedre Hürde der Gottesgeschöpfe, und ich huldigte wieder der Allmacht eines höchsten Wesens, das den Geschicken dieser Welt vorsteht, und das auch hinfüro meine eignen irdischen Angelegenheiten leiten sollte. Letztere waren während der Zeit, wo ich meine eigne Vorsehung war, in bedenkliche Verwirrung gerathen, und ich war froh, sie gleichsam einem himmlischen Intendanten zu übertragen, der sie mit seiner Allwissenheit wirklich viel besser besorgt. Die Existenz eines Gottes war seitdem für mich nicht bloß ein Quell des Heils, sondern sie überhob mich auch aller jener quälerischen Rechnungsgeschäfte, die mir so verhasst, und ich verdanke ihr die größten

Ersparnisse. Wie für mich, brauche ich jetzt auch nicht mehr für Andre zu sorgen, und seit ich zu den Frommen gehöre, gebe ich fast gar Nichts mehr aus für Unterstützung von Hilfsbedürftigen; — ich bin zu bescheiden, als dass ich der göttlichen Fürsehung, wie ehemals, ins Handwerk pfuschen sollte, ich bin kein Gemeindeversorger mehr, kein Nachäffer Gottes, und meinen ehemaligen Klienten habe ich mit frommer Demuth angezeigt, dass ich nur ein armseliges Menschengeschöpf bin, eine seufzende Kreatur, die mit der Weltregierung Nichts mehr zu schaffen hat, und dass sie sich hinfüro in Noth und Trübsal an den Herrgott wenden müssten, der im Himmel wohnt, und dessen Budget eben so unermesslich wie seine Güte ist, während ich armer Exgott sogar in meinen göttlichsten Tagen, um meinen Wohlthätigkeitsgelüsten zu genügen, sehr oft den Teufel an dem Schwanz ziehen musste.

Tirer le diable par la queue ist in der That einer der glücklichsten Ausdrücke der französischen Sprache, aber die Sache selbst war höchst demüthigend für einen Gott. Ja, ich bin froh, meiner angemaßten Glorie entledigt zu sein, und kein Philosoph wird mir jemals wieder einreden, dass ich ein Gott sei! Ich bin nur ein armer Mensch, der

obendrein nicht mehr ganz gesund*) und sogar sehr krank ist. In diesem Zustand ist es eine wahre Wohlthat für mich, daſs es Jemand im Himmel giebt, dem ich beständig die Litanei meiner Leiden vorwimmern kann, besonders nach Mitternacht, wenn Mathilde sich zur Ruhe begeben, die sie oft sehr nöthig hat. Gottlob! in solchen Stunden bin ich nicht allein, und ich kann beten und flennen, so viel ich will, und ohne mich zu genieren, und ich kann ganz mein Herz ausschütten vor dem Allerhöchsten und ihm Manches vertrauen, was wir sogar unsrer eigenen Frau zu verschweigen pflegen**).

---

*) „ist, und sogar an einer Indisposition leidet, — einer sehr leichten zwar, wie meine Ärzte behaupten, die mich aber schon seit länger als sechs Jahren ans Bett fesselt.“ schließt dieser Satz in der französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

**) In der französischen Ausgabe folgen hier noch die nachstehenden Sätze: „Wie thöricht und grausam sind es jene atheistischen Philosophen, jene kalten und gesunden Dialektiker, welche sich's angelegen sein lassen, den leidenden Menschen ihren himmlischen Trost, ihr einziges Beruhigungsmittel zu rauben. Man hat gesagt, die Menschheit sei krank, die Welt sei ein großes Hospital. Es wäre noch schrecklicher, wenn man sagen müsste, die Welt sei ein großes Hotel-Dieu ohne Gott (un grand Hôtel-Dieu sans Dieu).“

Der Herausgeber.

Nach obigen Geständnissen wird der geneigte Leser leichtlich begreifen, warum mir meine Arbeit über die Hegel'sche Philosophie nicht mehr behagte. Ich sah gründlich ein, dass der Druck derselben weder dem Publikum noch dem Autor heilsam sein konnte, ich sah ein, dass die magersten Spittelsuppen der christlichen Barmherzigkeit für die verschmachtende Menschheit noch immer erquicklicher sein dürften, als das gekochte graue Spinnweb der Hegel'schen Dialektik; — ja, ich will Alles gestehen, ich bekam auf einmal eine große Furcht vor den ewigen Flammen — es ist freilich ein Aberglaube, aber ich hatte Furcht — und an einem stillen Winterabend, als eben in meinem Kamin ein starkes Feuer brannte, benutzte ich die schöne Gelegenheit, und ich warf mein Manuskript über die Hegel'sche Philosophie in die lodernde Gluth, wie einst mein Freund Kitzler bei ähnlichem Anlasse gethan*); die brennenden Blätter flogen hinauf in den Schlot mit einem sonderbaren kichernden Geknister.

Gottlob, ich war sie los! Ach, könnte ich doch Alles, was ich einst über deutsche Philosophie

*) Vgl. Band VII, S. 211—218.

Der Herausgeber.

drucken ließ, in derselben Weise vernichten! Aber Das ist unmöglich, und da ich nicht einmal den Wiederabdruck bereits vergriffener Bücher verhindern kann, wie ich jüngst betrübsamlichst erfahren, so bleibt mir Nichts übrig, als öffentlich zu gestehen, daſs meine Darstellung der deutschen philosophischen Systeme, also fürnehmlich die ersten drei Abtheilungen meines Buches „De l'Allemagne," die sündhaftesten Irrthümer enthalten. Ich hatte die genannten drei Partien in einer deutschen Version als ein besonderes Buch drucken lassen, und da die letzte Ausgabe desselben vergriffen war, und mein Buchhändler das Recht besaß, eine neue Ausgabe zu veröffentlichen, so versah ich das Buch mit einer Vorrede, woraus ich eine Stelle hier mittheile, die mich des traurigen Geschäftes überhebt, in Bezug auf die erwähnten drei Partien der „Allemagne" mich besonders auszusprechen. Sie lautet, wie folgt: „Ehrlich gestanden, es wäre mir lieb, wenn ich das Buch ganz ungedruckt lassen könnte. Es haben sich nämlich seit dem Erscheinen desselben meine Ansichten über manche Dinge, besonders über göttliche Dinge, bedenklich geändert, und Manches, was ich behauptete, widerspricht jetzt meiner bessern Überzeugung. Aber der Pfeil gehört nicht mehr dem Schützen, sobald er von der Sehne des Bogens fortfliegt,

und das Wort gehört nicht mehr dem Sprecher, sobald es seiner Lippe entsprungen und gar durch die Presse vervielfältigt worden. Außerdem würden fremde Befugnisse mir mit zwingendem Einspruch entgegentreten, wenn ich das Buch ungedruckt ließe und meinen Gesammtwerken entzöge. Ich könnte zwar, wie manche Schriftsteller in solchen Fällen thun, zu einer Milderung der Ausdrücke, zu Verhüllungen durch Phrase meine Zuflucht nehmen; aber ich hasse im Grund meiner Seele die zweideutigen Worte, die heuchlerischen Blumen, die feigen Feigenblätter. Einem ehrlichen Manne bleibt aber unter allen Umständen das unveräußerliche Recht, seinen Irrthum offen zu gestehen, und ich will es ohne Scheu hier ausüben. Ich bekenne daher unumwunden, daſs Alles, was in diesem Buche namentlich auf die große Gottesfrage Bezug hat, eben so falsch wie unbesonnen ist. Eben so unbesonnen wie falsch ist die Behauptung, die ich der Schule nachsprach, daſs der Deismus in der Theorie zu Grunde gerichtet sei und sich nur noch in der Erscheinungswelt kümmerlich hinfriste. Nein, es ist nicht wahr, daſs die Vernunftkritik, welche die Beweisthümer für das Dasein Gottes, wie wir dieselben seit Anselm von Canterbury kennen, zernichtet hat, auch dem Dasein Gottes selber ein

Ende gemacht habe. Der Deismus lebt, lebt ſein lebendigſtes Leben, er iſt nicht todt, und am allerwenigſten hat ihn die neueſte deutſche Philoſophie getödtet. Dieſe ſpinnwebige Berliner Dialektik kann keinen Hund aus dem Ofenloch locken, ſie kann keine Katze tödten, wie viel weniger einen Gott. Ich habe es am eignen Leibe erprobt, wie wenig gefährlich ihr Umbringen iſt; ſie bringt immer um, und die Leute bleiben dabei am Leben. Der Thürhüter der Hegel'ſchen Schule, der grimme Ruge, behauptete einſt ſteif und feſt, oder vielmehr feſt und ſteif, daſs er mich mit ſeinem Portierſtock in den Halliſchen Jahrbüchern todtgeſchlagen habe, und doch zur ſelben Zeit ging ich umher auf den Boulevards von Paris, friſch und geſund und unſterblicher als je. Der arme, brave Ruge! er ſelber konnte ſich ſpäter nicht des ehrlichſten Lachens enthalten, als ich ihm hier in Paris das Geſtändnis machte, daſs ich die fürchterlichen Todtſchlagblätter, die Halliſchen Jahrbücher, nie zu Geſicht bekommen hatte, und ſowohl meine vollen rothen Backen, als auch der gute Appetit, womit ich Auſtern ſchluckte, überzeugten ihn, wie wenig mir der Name einer Leiche gebührte. In der That, ich war damals noch geſund und feiſt, ich ſtand im Zenith meines Fettes

und war so übermüthig wie der König Nebukadnezar vor seinem Sturze.

„Ach! einige Jahre später ist eine leibliche und geistige Veränderung eingetreten. Wie oft seitdem denke ich an die Geschichte dieses babylonischen Königs, der sich selbst für den lieben Gott hielt, aber von der Höhe seines Dünkels erbärmlich herabstürzte, wie ein Thier am Boden kroch und Gras aß — (es wird wohl Salat gewesen sein). In dem prachtvoll grandiosen Buch Daniel steht diese Legende, die ich nicht bloß dem guten Ruge, sondern auch meinem noch viel verstocktern Freunde Marx, ja auch den Herren Feuerbach, Daumer, Bruno Bauer, Hengstenberg, und wie sie sonst heißen mögen, diese gottlosen Selbstgötter, zur erbaulichen Beherzigung empfehle. Es stehen überhaupt noch viele schöne und merkwürdige Erzählungen in der Bibel, die ihrer Beachtung werth wären, z. B. gleich im Anfang die Geschichte von dem verbotenen Baume im Paradiese und von der Schlange, der kleinen Privatdocentin, die schon sechstausend Jahre vor Hegel's Geburt die ganze Hegel'sche Philosophie vortrug. Dieser Blaustrumpf ohne Füße zeigte sehr scharfsinnig, wie das Absolute in der Identität von Sein und Wissen besteht, wie der Mensch zum Gotte werde durch die Erkenntnis, oder,

was Dasselbe ist, wie Gott im Menschen zum Bewusstsein seiner selbst gelange. — Diese Formel ist nicht so klar wie die ursprünglichen Worte: „Wenn ihr vom Baume der Erkenntnis genossen, werdet ihr wie Gott sein!“ Frau Eva verstand von der ganzen Demonstration nur das Eine, daſs die Frucht verboten sei, und weil sie verboten, aß sie davon, die gute Frau. Aber kaum hatte sie von dem lockenden Apfel gegessen, so verlor sie ihre Unschuld, ihre naive Unmittelbarkeit, sie fand, daſs sie viel zu nackend sei für eine Person von ihrem Stande, die Stamm-Mutter so vieler künftigen Kaiser und Könige, und sie verlangte ein Kleid. Freilich nur ein Kleid von Feigenblättern, weil damals noch keine Lyoner Seidenfabrikanten geboren waren, und weil es auch im Paradiese noch keine Putzmacherinnen und Modehändlerinnen gab — o Paradies! Sonderbar, so wie das Weib zum denkenden Selbstbewusstsein kommt, ist ihr erster Gedanke ein neues Kleid! Auch diese biblische Geschichte, zumal die Rede der Schlange, kommt mir nicht aus dem Sinn, und ich möchte sie als Motto diesem Buche voransetzen, in derselben Weise, wie man oft vor fürstlichen Gärten eine Tafel sieht mit der warnenden Aufschrift: „Hier liegen Fußangeln und Selbstschüsse.““

Nach der Stelle, welche ich hier citiert, folgen Geständnisse über den Einfluß, den die Lektüre der Bibel auf meine spätere Geistesevolution ausübte. Die Wiedererweckung meines religiösen Gefühls verdanke ich jenem heiligen Buche, und dasselbe ward für mich eben so sehr eine Quelle des Heils, als ein Gegenstand der frömmigsten Bewunderung. Sonderbar! Nachdem ich mein ganzes Leben hindurch mich auf allen Tanzböden der Philosophie herumgetrieben, allen Orgien des Geistes mich hingegeben, mit allen möglichen Systemen gebuhlt, ohne befriedigt worden zu sein, wie Messaline nach einer liederlichen Nacht — jetzt befinde ich mich plötzlich auf demselben Standpunkt, worauf auch der Onkel Tom steht, auf dem der Bibel, und ich kniee neben dem schwarzen Betbruder nieder in derselben Andacht —

Welche Demüthigung! mit all meiner Wissenschaft habe ich es nicht weiter gebracht, als der arme unwissende Neger, der kaum buchstabieren gelernt! Der arme Tom scheint freilich in dem heiligen Buche noch tiefere Dinge zu sehen, als ich, dem besonders die letzte Partie noch nicht ganz klar geworden. Tom versteht sie vielleicht besser, weil mehr Prügel darin vorkommen, nämlich jene unaufhörlichen Peitschenhiebe, die mich manchmal

bei der Lektüre der Evangelien und der Apostelgeschichte sehr unästhetisch anwiderten. So ein armer Negersklave liest zugleich mit dem Rücken, und begreift daher viel besser als wir. Dagegen glaube ich mir schmeicheln zu dürfen, dass mir der Charakter des Moses in der ersten Abtheilung des heiligen Buches einleuchtender aufgegangen sei. Diese große Figur hat mir nicht wenig imponiert. Welche Riesengestalt! Ich kann mir nicht vorstellen, dass Og, König von Basan, größer gewesen sei. Wie klein erscheint der Sinai, wenn der Moses darauf steht! Dieser Berg ist nur das Postament, worauf die Füße des Mannes stehen, dessen Haupt in den Himmel hineinragt, wo er mit Gott spricht — Gott verzeih' mir die Sünde, manchmal wollte es mich bedünken als sei dieser mosaische Gott nur der zurückgestrahlte Lichtglanz des Moses selbst, dem er so ähnlich sieht, ähnlich in Zorn und in Liebe. Es wäre eine große Sünde, es wäre Anthropomorphismus, wenn man eine solche Identität des Gottes und seines Propheten annähme — aber die Ähnlichkeit ist frappant.

Ich hatte Moses früher nicht sonderlich geliebt, wahrscheinlich weil der hellenische Geist in mir vorwaltend war, und ich dem Gesetzgeber der Juden seinen Hass gegen alle Bildlichkeit, ge-

gen die Plastik, nicht verzieh. Ich sah nicht, daſs Moses, trotz seiner Befeindung der Kunst, dennoch selber ein großer Künstler war und den wahren Künstlergeist besaß. Nur war dieser Künstlergeist bei ihm, wie bei seinen ägyptischen Landsleuten, nur auf das Kolossale und Unverwüstliche gerichtet. Aber nicht wie diese Ägypter formierte er seine Kunstwerke aus Backstein und Granit, sondern er baute Menschenpyramiden, er meißelte Menschenobelisken, er nahm einen armen Hirtenstamm und schuf daraus ein Volk, das ebenfalls den Jahrhunderten trotzen sollte, ein großes, ewiges, heiliges Volk, ein Volk Gottes, das allen andern Völkern als Muster, ja der ganzen Menschheit als Prototyp dienen konnte: er schuf Israel! Mit größerm Rechte, als der römische Dichter, darf jener Künstler, der Sohn Amram's und der Hebamme Jochebed, sich rühmen, ein Monument errichtet zu haben, das alle Bildungen aus Erz überdauern wird!

Wie über den Werkmeister, hab' ich auch über das Werk, die Juden, nie mit hinlänglicher Ehrfurcht gesprochen, und zwar gewiſs wieder meines hellenischen Naturells wegen, dem der judäische Ascetismus zuwider war. Meine Vorliebe für Hellas hat seitdem abgenommen. Ich sehe jetzt, die Griechen waren nur schöne Jünglinge, die Juden aber

waren immer Männer, gewaltige, unbeugsame Männer, nicht bloß ehemals, sondern bis auf den heutigen Tag, trotz achtzehn Jahrhunderten der Verfolgung und des Elends. Ich habe sie seitdem besser würdigen gelernt, und wenn nicht jeder Geburtsstolz bei den Kämpen der Revolution und ihrer demokratischen Principien ein närrischer Widerspruch wäre, so könnte der Schreiber dieser Blätter stolz darauf sein, dass seine Ahnen dem edlen Hause Israel angehörten, dass er ein Abkömmling jener Märtyrer, die der Welt einen Gott und eine Moral gegeben, und auf allen Schlachtfeldern des Gedankens gekämpft und gelitten haben.

Die Geschichte des Mittelalters und selbst der modernen Zeit hat selten in ihre Tagesberichte die Namen solcher Ritter des heiligen Geistes eingezeichnet, denn sie fochten gewöhnlich mit verschlossenem Visier. Eben so wenig die Thaten der Juden, wie ihr eigentliches Wesen, sind der Welt bekannt. Man glaubt sie zu kennen, weil man ihre Bärte gesehen, aber mehr kam nie von ihnen zum Vorschein, und, wie im Mittelalter, sind sie auch noch in der modernen Zeit ein wandelndes Geheimnis. Es mag enthüllt werden an dem Tage, wovon der Prophet geweissagt, dass es alsdann nur noch einen Hirten und eine Herde geben wird, und der Ge-

rechte, der für das Heil der Menschheit geduldet, seine glorreiche Anerkennung empfängt.

Man sieht, ich, der ich ehemals den Homer zu citieren pflegte, ich citiere jetzt die Bibel, wie der Onkel Tom. In der That, ich verdanke ihr Viel. Sie hat, wie ich oben gesagt, das religiöse Gefühl wieder in mir erweckt; und diese Wiedergeburt des religiösen Gefühls genügte dem Dichter der vielleicht weit leichter als andre Sterbliche der positiven Glaubensdogmen entbehren kann. Er hat die Gnade, und seinem Geist erschließt sich die Symbolik des Himmels und der Erde; er bedarf dazu keines Kirchenschlüssels. Die thörichtsten und widersprechendsten Gerüchte sind in dieser Beziehung über mich in Umlauf gekommen. Sehr fromme, aber nicht sehr gescheite Männer des protestantischen Deutschlands haben mich dringend befragt, ob ich dem lutherisch evangelischen Bekenntnisse, zu welchem ich mich bisher nur in lauer, officieller Weise bekannte, jetzt, wo ich krank und gläubig geworden, mit größerer Sympathie als zuvor zugethan sei? Nein, ihr lieben Freunde, es ist in dieser Beziehung keine Änderung mit mir vorgegangen, und wenn ich überhaupt dem evangelischen Glauben angehörig bleibe, so geschieht es, weil er mich auch jetzt durchaus nicht geniert, wie er mich früher nie allzu sehr

genierte. Freilich, ich gestehe es aufrichtig, als ich mich in Preußen und zumal in Berlin befand, hätte ich, wie manche meiner Freunde, mich gern von jedem kirchlichen Bande bestimmt losgesagt, wenn nicht die dortigen Behörden Jedem, der sich zu keiner von den staatlich privilegierten positiven Religionen bekannte, den Aufenthalt in Preußen und zumal in Berlin verweigerten. Wie Henri IV. einst lachend sagte: „Paris faut bien une messe," so konnte ich mit Fug sagen: „Berlin vaut bien un prêche," und ich konnte mir, nach wie vor, das sehr aufgeklärte und von jedem Aberglauben filtrierte Christenthum gefallen lassen, das man damals sogar ohne Gottheit Christi, wie Schildkrötensuppe ohne Schildkröte, in den Berliner Kirchen haben konnte. Zu jener Zeit war ich selbst noch ein Gott, und keine der positiven Religionen hatte mehr Werth für mich als die andre; ich konnte aus Kourtoisie ihre Uniformen tragen, wie z. B. der russische Kaiser sich in einen preußischen Gardeofficier verkleidet, wenn er dem König von Preußen die Ehre erzeigt, einer Revüe in Potsdam beizuwohnen.

Jetzt, wo durch das Wiedererwachen des religiösen Gefühls, so wie auch durch meine körperlichen Leiden, mancherlei Veränderung in mir

vorgegangen — entspricht jetzt die lutherische Glaubensuniform einigermaßen meinem innersten Gedanken? In wie weit ist das officielle Bekenntnis zur Wahrheit geworden? Solcher Frage will ich durch keine direkte Beantwortung begegnen, sie soll mir nur eine Gelegenheit bieten, die Verdienste zu beleuchten, die sich der Protestantismus, nach meiner jetzigen Einsicht, um das Heil der Welt erworben; und man mag danach ermessen, inwiefern ihm eine größere Sympathie von meiner Seite gewonnen ward.

Früherhin, wo die Philosophie ein überwiegendes Interesse für mich hatte, wusste ich den Protestantismus nur wegen der Verdienste zu schätzen, die er sich durch die Eroberung der Denkfreiheit erworben, die doch der Boden ist, auf welchem sich später Leibnitz, Kant und Hegel bewegen konnten — Luther, der gewaltige Mann mit der Axt, musste diesen Kriegern vorangehen und ihnen den Weg bahnen. In dieser Beziehung habe ich auch die Reformation als den Anfang der deutschen Philosophie gewürdigt und meine kampflustige Parteinahme für den Protestantismus justificiert. Jetzt, in meinen spätern und reifern Tagen, wo das religiöse Gefühl wieder überwältigend in mir aufwogt und der gescheiterte Metaphysiker sich an die Bibel

festklammert: jetzt würdige ich den Protestantismus ganz absonderlich ob der Verdienste, die er sich durch die Auffindung und Verbreitung des heiligen Buches erworben. Ich sage: die Auffindung, denn die Juden, die dasselbe aus dem großen Brande des zweiten Tempels gerettet und es im Exile gleichsam wie ein portatives Vaterland mit sich herumschleppten das ganze Mittelalter hindurch, sie hielten diesen Schatz sorgsam verborgen in ihrem Ghetto, wo die deutschen Gelehrten, Vorgänger und Beginner der Reformation, hinschlichen, um Hebräisch zu lernen, um den Schlüssel zu der Truhe zu gewinnen, welche den Schatz barg. Ein solcher Gelehrter war der fürtreffliche Reuchlinus, und die Feinde Desselben, die Hochstraaten & Comp. in Köln, die man als blödsinnige Dunkelmänner darstellte, waren keineswegs so ganz dumme Tröpfe, sondern sie waren fernsichtige Inquisitoren, welche das Unheil, das die Bekanntschaft mit der heiligen Schrift für die Kirche herbeiführen würde, wohl voraussahen; daher ihr Verfolgungseifer gegen alle hebräischen Schriften, die sie ohne Ausnahme zu verbrennen riethen, während sie die Dolmetscher dieser heiligen Schriften, die Juden, durch den verhetzten Pöbel auszurotten suchten. Jetzt, wo die Motive jener Vorgänge aufgedeckt liegen, sieht man,

wie Jeder im Grunde Recht hatte. Die Kölner Dunkelmänner glaubten das Seelenheil der Welt bedroht, und alle Mittel, sowohl Lüge als Mord, dünkten ihnen erlaubt, zumal in Betreff der Juden. Das arme niedre Volk, die Kinder des Erb-Elends, hasste die Juden schon wegen ihrer aufgehäuften Schätze, und was heut zu Tage der Hass der Proletarier gegen die Reichen überhaupt genannt wird, hieß ehemals Hass gegen die Juden. In der That, da diese Letztern, ausgeschlossen von jedem Grundbesitz und jedem Erwerb durch Handwerk, nur auf den Handel und die Geldgeschäfte angewiesen waren, welche die Kirche für Rechtgläubige verpönte, so waren sie, die Juden, gesetzlich dazu verdammt, reich, gehasst und ermordet zu werden. Solche Ermordungen freilich trugen in jenen Zeiten noch einen religiösen Deckmantel, und es hieß, man müsse Diejenigen tödten, die einst unsern Herrgott getödtet. Sonderbar! eben das Volk, das der Welt einen Gott gegeben, und dessen ganzes Leben nur Gottesandacht athmete, ward als Deicide verschrieen! Die blutige Parodie eines solchen Wahnsinns sahen wir beim Ausbruch der Revolution von Sankt Domingo, wo ein Negerhaufen, der die Pflanzungen mit Mord und Brand heimsuchte, einen schwarzen Fanatiker an seiner Spitze hatte, der ein unge-

heures Kruciﬁx trug und blutdürstig schrie: „Die Weißen haben Christum getödtet, lasst uns alle Weißen todtschlagen!“

Ja, den Juden, denen die Welt ihren Gott verdankt, verdankt sie auch dessen Wort, die Bibel; sie haben sie gerettet aus dem Bankerott des römischen Reichs, und in der tollen Raufzeit der Völkerwanderung bewahrten sie das theure Buch, bis es der Protestantismus bei ihnen aufsuchte und das gefundene Buch in die Landessprachen übersetzte und in alle Welt verbreitete. Diese Verbreitung hat die segensreichsten Früchte hervorgebracht, und dauert noch bis auf heutigen Tag, wo die Propaganda der Bibelgesellschaft eine providentielle Sendung erfüllt, die bedeutsamer ist und jedenfalls ganz andre Folgen haben wird, als die frommen Gentlemen dieser brittischen Christenthums-Speditions-Societät selber ahnen. Sie glauben eine kleine enge Dogmatik zur Herrschaft zu bringen und, wie das Meer, auch den Himmel zu monopolisieren, denselben zur brittischen Kirchendomäne zu machen — und siehe! sie fördern, ohne es zu wissen, den Untergang aller protestantischen Sekten, die alle in der Bibel ihr Leben haben und in einem allgemeinen Bibelthume aufgehen. Sie fördern die große Demokratie, wo jeder Mensch nicht bloß König,

ſondern auch Biſchof in ſeiner Hausburg ſein ſoll; indem ſie die Bibel über die ganze Erde verbreiten, ſie, ſo zu ſagen, der ganzen Menſchheit durch merkantiliſche Kniffe, Schmuggel und Tauſch in die Hände ſpielen und der Exegeſe der individuellen Vernunft überliefern, ſtiften ſie das große Reich des Geiſtes, das Reich des religiöſen Gefühls, der Nächſtenliebe, der Reinheit und der wahren Sittlichkeit, die nicht durch dogmatiſche Begriffsformeln gelehrt werden kann, ſondern durch Bild und Beiſpiel, wie Dergleichen enthalten iſt in dem ſchönen heiligen Erziehungsbuche für kleine und große Kinder, in der Bibel.

Es iſt für den beſchaulichen Denker ein wunderbares Schauſpiel, wenn er die Länder betrachtet, wo die Bibel ſchon ſeit der Reformation ihren bildenden Einfluß ausgeübt auf die Bewohner, und ihnen in Sitte, Denkungsart und Gemüthlichkeit jenen Stempel des paläſtiniſchen Lebens aufgeprägt hat, der in dem alten wie in dem neuen Teſtamente ſich bekundet. Im Norden von Europa und Amerika, namentlich in den ſkandinaviſchen und angloſächſiſchen, überhaupt in germaniſchen und einigermaßen auch in celtiſchen Landen, hat ſich das Paläſtinathum ſo geltend gemacht, daſs man ſich dort unter Juden verſetzt zu ſehen glaubt. Z. B.

die protestantischen Schotten, sind sie nicht Hebräer, deren Namen überall biblisch, deren Cant sogar etwas jerusalemitisch-pharisäisch klingt, und deren Religion nur ein Judenthum ist, welches Schweinefleisch frisst? So ist es auch mit manchen Provinzen Norddeutschlands und mit Dänemark; ich will gar nicht reden von den meisten neuen Gemeinden der vereinigten Staaten, wo man das alttestamentalische Leben pedantisch nachäfft. Letzteres erscheint hier wie daguerreotypiert, die Konturen sind ängstlich richtig, doch Alles ist grau in grau, und es fehlt der sonnige Farbenschmelz des gelobten Landes. Aber die Karikatur wird einst schwinden, das Echte, Unvergängliche und Wahre, nämlich die Sittlichkeit des alten Judenthums, wird in jenen Ländern eben so gotterfreulich blühen, wie einst am Jordan und auf den Höhen des Libanons. Man hat keine Palmen und Kamele nöthig, um gut zu sein*), und Gutsein ist besser denn Schönheit.

Vielleicht liegt es nicht bloß in der Bildungsfähigkeit der erwähnten Völker, dass sie das jüdische Leben in Sitte und Denkweise so leicht in sich aufgenommen. Der Grund dieses Phänomens ist viel-

*) Der Schluß dieses Satzes fehlt in der französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

leicht auch in dem Charakter des jüdischen Volks zu suchen, das immer sehr große Wahlverwandtschaft mit dem Charakter der germanischen und einigermaßen auch der celtischen Race hatte. Judäa erschien mir immer wie ein Stück Occident, das sich mitten in den Orient verloren. In der That, mit seinem spiritualistischen Glauben, seinen strengen, keuschen, sogar ascetischen Sitten, kurz mit seiner abstrakten Innerlichkeit, bildete dieses Land und sein Volk immer den sonderbarsten Gegensatz zu den Nachbarländern und Nachbarvölkern, die, den üppig buntesten und brünstigsten Naturkulten huldigend, im bacchantischen Sinnenjubel ihr Dasein verluderten. Israel saß fromm unter seinem Feigenbaum und sang das Lob des unsichtbaren Gottes und übte Tugend und Gerechtigkeit, während in den Tempeln von Babel, Ninive, Sidon und Tyrus jene blutigen und unzüchtigen Orgien gefeiert wurden, ob deren Beschreibung uns noch jetzt das Haar sich sträubt! Bedenkt man diese Umgebung, so kann man die frühe Größe Israel's nicht genug bewundern. Von der Freiheitsliebe Israel's, während nicht bloß in seiner Umgebung, sondern bei allen Völkern des Alterthums, sogar bei den philosophischen Griechen, die Sklaverei justificiert war und in Blüthe stand, will ich gar nicht

reden, um die Bibel nicht zu kompromittieren bei den jetzigen Gewalthabern. Es giebt wahrhaftig keinen Socialisten, der terroristischer wäre, als unser Herr und Heiland, und bereits Moses war ein solcher Socialist, obgleich er als ein praktischer Mann bestehende Gebräuche, namentlich in Bezug auf das Eigenthum, nur umzumodeln suchte. Ja, statt mit dem Unmöglichen zu ringen, statt die Abschaffung des Eigenthums tollköpfig zu dekretieren, erstrebte Moses nur die Moralisation desselben, er suchte das Eigenthum in Einklang zu bringen mit der Sittlichkeit, mit dem wahren Vernunftrecht, und Solches bewirkte er durch die Einführung des Jubeljahrs, wo jedes alienierte Erbgut, welches bei einem ackerbauenden Volke immer Grundbesitz war, an den ursprünglichen Eigenthümer zurückfiel, gleichviel in welcher Weise dasselbe veräußert worden. Diese Institution bildet den entschiedensten Gegensatz zu der „Verjährung“ bei den Römern, wo nach Ablauf einer gewissen Zeit der faktische Besitzer eines Gutes von dem legitimen Eigenthümer nicht mehr zur Rückgabe gezwungen werden kann, wenn Letzterer nicht zu beweisen vermag, während jener Zeit eine solche Restitution in gehöriger Form begehrt zu haben. Diese letzte Bedingnis ließ der Chikane offnes Feld, zumal in

einem Staate, wo Despotismus und Jurisprudenz blühte und dem ungerechten Besitzer alle Mittel der Abschreckung, besonders dem Armen gegenüber, der die Streitkosten nicht erschwingen kann, zu Gebote stehn. Der Römer war zugleich Soldat und Advokat, und das Fremdgut, das er mit dem Schwerte erbeutet, wusste er durch Zungendrescherei zu vertheidigen. Nur ein Volk von Räubern und Kasuisten konnte die Präskription, die Verjährung, erfinden und dieselbe konsakrieren in jenem abscheulichsten Buche, welches die Bibel des Teufels genannt werden kann, im Kodex des römischen Civilrechts, der leider noch jetzt herrschend ist.

Ich habe oben von der Verwandtschaft gesprochen, welche zwischen Juden und Germanen, die ich einst „die beiden Völker der Sittlichkeit" nannte, stattfindet, und in dieser Beziehung erwähne ich auch als einen merkwürdigen Zug den ethischen Unwillen, womit das alte deutsche Recht die Verjährung stigmatisiert; in dem Munde des niedersächsischen Bauers lebt noch heute das rührend schöne Wort: „Hundert Jahr' Unrecht machen nicht ein Jahr Recht." Die mosaische Gesetzgebung protestiert noch entschiedener durch die Institution des Jubeljahrs. Moses wollte nicht das Eigenthum abschaffen, er wollte vielmehr, dass Jeder dessen be-

säße, damit Niemand durch Armuth ein Knecht mit knechtischer Gesinnung sei. Freiheit war immer des großen Emancipators letzter Gedanke, und dieser athmet und flammt in allen seinen Gesetzen, die den Pauperismus betreffen. Die Sklaverei selbst hasste er über alle Maßen, schier ingrimmig, aber auch diese Unmenschlichkeit konnte er nicht ganz vernichten, sie wurzelte noch zu sehr im Leben jener Urzeit, und er müsste sich darauf beschränken, das Schicksal der Sklaven gesetzlich zu mildern, den Loskauf zu erleichtern und die Dienstzeit zu beschränken. Wollte aber ein Sklave, den das Gesetz endlich befreite, durchaus nicht das Haus des Herrn verlassen, so befahl Moses, dass der unverbesserliche servile Lump mit dem Ohr an den Thürpfosten des herrschaftlichen Hauses angenagelt würde, und nach dieser schimpflichen Ausstellung war er verdammt, auf Lebenszeit zu dienen. O Moses, unser Lehrer, Mosche Rabenu, hoher Bekämpfer der Knechtschaft, reiche mir Hammer und Nägel, damit ich unsre gemüthlichen Sklaven in schwarzrothgoldner Livrée*) mit ihren langen Ohren festnagle an das Brandenburger Thor!

*) „welche die Wonne der Knechtschaft besingen, mit ihren langen Ohren festnagle an das Schlossthor ihres

Ich verlasse den Ocean allgemeiner religiös-moralisch-historischer Betrachtungen, und lenke mein Gedankenschiff wieder bescheiden in das stille Binnenlandgewässer, wo der Autor so treu sein eignes Bild abspiegelt.

Ich habe oben erwähnt, wie protestantische Stimmen aus der Heimat in sehr indiskret gestellten Fragen die Vermuthung ausdrückten, als ob bei dem Wiedererwachen meines religiösen Gefühls auch der Sinn für das Kirchliche in mir stärker geworden. Ich weiß nicht, in wie weit ich merken ließ, daſs ich weder für ein Dogma, noch für irgend einen Kultus außerordentlich schwärme und ich in dieser Beziehung Derselbe geblieben bin, der ich immer war. Ich mache dieses Geständnis jetzt auch, um einigen Freunden, die mit großem Eifer der römisch-katholischen Kirche zugethan sind, einen Irrthum zu benehmen, in den sie ebenfalls in Bezug auf meine jetzige Denkungsart verfallen sind. Sonderbar! zur selben Zeit, wo mir in Deutschland der Protestantismus die unverdiente Ehre erzeigte, mir eine evangelische Erleuchtung zuzutrauen, verbreitete sich auch das Gerücht, als sei ich zum ka-

---

Herren, Sr. Majestät des Königs von Preußen!“ schließt dieser Satz in der französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

tholischen Glauben übergetreten, ja, manche gute Seelen versicherten, ein solcher Übertritt habe schon vor vielen Jahren stattgefunden, und sie unterstützten ihre Behauptung mit der Angabe der bestimmtesten Details, sie nannten Zeit und Ort, sie gaben Tag und Datum an, sie bezeichneten mit Namen die Kirche, wo ich die Ketzerei des Protestantismus abgeschworen und den alleinseligmachenden römisch-katholisch-apostolischen Glauben angenommen haben sollte; es fehlte nur die Angabe, wie viel Glockengeläute und Schellengeklingel der Messner bei dieser Feierlichkeit spendierte.

Wie sehr solches Gerücht Konsistenz gewonnen, ersehe ich aus Blättern und Briefen, die mir zukommen, und ich gerathe fast in eine wehmüthige Verlegenheit, wenn ich die wahrhafte Liebesfreude sehe, die sich in manchen Zuschriften so rührend ausspricht. Reisende erzählen mir, dass meine Seelenrettung sogar der Kanzelberedsamkeit Stoff geliefert. Junge katholische Geistliche wollen ihre homiletischen Erstlingsschriften meinem Patronate anvertrauen. Man sieht in mir ein künftiges Kirchenlicht. Ich kann nicht darüber lachen, denn der fromme Wahn ist so ehrlich gemeint — und was man auch den Zeloten des Katholicismus nachsagen mag, Eins ist gewiss: sie sind keine Egoisten, sie

bekümmern sich um ihre Nebenmenschen; leider oft ein bisschen zu viel. Jene falschen Gerüchte kann ich nicht der Böswilligkeit, sondern nur dem Irrthum zuschreiben; die unschuldigsten Thatsachen hat hier gewiss nur der Zufall entstellt. Es hat nämlich ganz seine Richtigkeit mit jener Angabe von Zeit und Ort, ich war in der That an dem genannten Tage in der genannten Kirche, die sogar einst eine Jesuitenkirche gewesen, nämlich in Saint-Sulpice, und ich habe mich dort einem religiösen Akte unterzogen — Aber dieser Akt war keine gehässige Abjuration, sondern eine sehr unschuldige Konjugation; ich ließ nämlich dort meine Ehe mit meiner Gattin nach der Civiltrauung auch kirchlich einsegnen, weil meine Gattin, von erzkatholischer Familie, ohne solche Ceremonie sich nicht gottgefällig genug verheirathet geglaubt hätte. Und ich wollte um keinen Preis bei diesem theuren Wesen in den Anschauungen der angebornen Religion eine Beunruhigung oder Störnis verursachen.

Es ist übrigens sehr gut, wenn die Frauen einer positiven Religion anhängen. Ob bei den Frauen evangelischer Konfession mehr Treue zu finden, lasse ich dahingestellt sein. Jedenfalls ist der Katholicismus der Frauen für den Gemahl sehr heilsam. Wenn sie einen Fehler begangen haben,

behalten sie nicht lange den Kummer darüber im Herzen, und sobald sie vom Priester Absolution erhielten, sind sie wieder trällernd aufgeheitert und verderben sie ihrem Manne nicht die gute Laune oder Suppe durch kopfhängerisches Nachgrübeln über eine Sünde, die sie sich verpflichtet halten, bis an ihr Lebensende durch grämliche Prüderie und zänkische Übertugend abzubüßen. Auch noch in andrer Beziehung ist die Beichte hier so nützlich: die Sünderin behält ihr furchtbares Geheimnis nicht lange lastend im Kopfe, und da doch die Weiber am Ende Alles ausplaudern müssen, ist es besser, sie gestehen gewisse Dinge nur ihrem Beichtiger, als daſs sie in die Gefahr gerathen, plötzlich in überwallender Zärtlichkeit oder Schwatzsucht oder Gewissensbissigkeit dem armen Gatten die fatalen Geständnisse zu machen!

Der Unglauben ist in der Ehe jedenfalls gefährlich, und so freigeistisch ich selbst gewesen, so durfte doch in meinem Hause nie ein frivoles Wort gesprochen werden. Wie ein ehrsamer Spießbürger lebte ich mitten in Paris, und deſshalb, als ich heirathete, wollte ich auch kirchlich getraut werden, obgleich hier zu Lande die gesetzlich eingeführte Civilehe hinlänglich von der Gesellschaft anerkannt ist. Meine liberalen Freunde grollten mir deſshalb und

überschütteten mich mit Vorwürfen, als hätte ich der Klerisei eine zu große Konzession gemacht. Ihr Murrsinn über meine Schwäche würde sich noch sehr gesteigert haben, hätten sie gewusst, wie viel größere Konzessionen ich damals der ihnen verhassten Priesterschaft machte. Als Protestant, der sich mit einer Katholikin verheirathete, bedurfte ich, um von einem katholischen Priester kirchlich getraut zu werden, eine besondere Dispens des Erzbischofs, der diese aber in solchen Fällen nur unter der Bedingung ertheilt, dass der Gatte sich schriftlich verpflichtet, die Kinder, die er zeugen würde, in der Religion ihrer Mutter erziehen zu lassen. Es wird hierüber ein Revers ausgestellt, und wie sehr auch die protestantische Welt über solchen Zwang schreit, so will mich bedünken, als sei die katholische Priesterschaft ganz in ihrem Rechte, denn wer ihre einsegnende Garantie nachsucht, muss sich auch ihren Bedingungen fügen. Ich fügte mich denselben ganz de bonne foi, und ich wäre gewiss meiner Verpflichtung redlich nachgekommen. Aber unter uns gesagt, da ich wohl wusste, dass Kinderzeugen nicht meine Specialität ist, so konnte ich besagten Revers mit desto leichterm Gewissen unterzeichnen, und als ich die Feder aus der Hand legte, kicherten in meinem Gedächtnis die Worte der schönen

Ninon de Lenclos: „O, le beau billet qu'a Lechastre!“

Ich will meinen Bekenntniſſen die Krone aufſetzen, indem ich geſtehe, daſs ich damals, um die Dispens des Erzbiſchofs zu erlangen, nicht bloß meine Kinder, ſondern ſogar mich ſelbſt der katholiſchen Kirche verſchrieben hätte — Aber der Ogre de Rome, der wie das Ungeheuer in den Kindermärchen ſich die künftige Geburt für ſeine Dienſte ausbedingt, begnügte ſich mit den armen Kindern, die freilich nicht geboren wurden, und ſo blieb ich ein Proteſtant, nach wie vor, ein proteſtierender Proteſtant, und ich proteſtiere gegen Gerüchte, die, ohne verunglimpfend zu ſein, dennoch zum Schaden meines guten Leumunds ausgebeutet werden können.

Ja, ich, der ich immer ſelbſt das aberwitzigſte Gerede, ohne mich viel darum zu bekümmern, über mich hingehen ließ, ich habe mich zu obiger Berichtigung verpflichtet geglaubt, um der Partei des edlen Atta Troll, die noch immer in Deutſchland herumtroddelt, keinen Anlaſs zu gewähren, in ihrer täppiſch treuloſen Weiſe meinen Wankelmuth zu bejammern und dabei wieder auf ihre eigne, unwandelbare, in der dickſten Bärenhaut eingenähte Charakterfeſtigkeit zu pochen. Gegen den armen Ogre de Rome, gegen die römiſche Kirche, iſt alſo

dieſe Reklamation nicht gerichtet. Ich habe längſt aller Befehdung derſelben entſagt, und längſt ruht in der Scheide das Schwert, das ich einſt zog im Dienſte einer Idee, und nicht einer Privatleidenſchaft. Ja, ich war in dieſem Kampf gleichſam ein Officier de fortune, der ſich brav ſchlägt, aber nach der Schlacht oder nach dem Scharmützel keinen Tropfen Groll im Herzen bewahrt, weder gegen die bekämpfte Sache, noch gegen ihre Vertreter. Von fanatiſcher Feindſchaft gegen die römiſche Kirche kann bei mir nicht die Rede ſein, da es mir immer an jener Borniertheit fehlte, die zu einer ſolchen Animoſität nöthig iſt. Ich kenne zu gut meine geiſtige Taille, um nicht zu wiſſen, daſs ich einem Koloſſe, wie die Peterskirche iſt, mit meinem wüthendſten Anrennen wenig ſchaden dürfte; nur ein beſcheidener Handlanger konnte ich ſein bei dem langſamen Abtragen ſeiner Quadern, welches Geſchäft freilich doch noch viele Jahrhunderte dauern mag. Ich war zu ſehr Geſchichtskundiger, als daſs ich nicht die Rieſenhaftigkeit jenes Granitgebäudes erkannt hätte; — nennt es immerhin die Baſtille des Geiſtes, behauptet immerhin, dieſelbe werde jetzt nur noch von Invaliden vertheidigt; aber es iſt darum nicht minder wahr, daſs auch dieſe Baſtille nicht ſo leicht einzunehmen wäre und noch mancher junge

Anstürmer an seinen Wällen den Hals brechen wird. Als Denker, als Metaphysiker, musste ich immer der Konsequenz der römisch-katholischen Dogmatik meine Bewunderung zollen; auch darf ich mich rühmen, weder das Dogma, noch den Kultus je durch Witz und Spötterei bekämpft zu haben, und man hat mir zugleich zu viel Ehre und zu viel Unehre erzeigt, wenn man mich einen Geistesverwandten Voltaire's nannte. Ich war immer ein Dichter, und deßhalb musste sich mir die Poesie, welche in der Symbolik des katholischen Dogmas und Kultus blüht und lodert, viel tiefer als andern Leuten offenbaren, und nicht selten in meiner Jünglingszeit überwältigte auch mich die unendliche Süße, die geheimnisvoll selige Überschwänglichkeit und schauerliche Todeslust jener Poesie; auch ich schwärmte manchmal für die hochgebenedeite Königin des Himmels, die Legenden ihrer Huld und Güte brachte ich in zierliche Reime, und meine erste Gedichtesammlung enthält Spuren dieser schönen Madonnaperiode, die ich in spätern Sammlungen lächerlich sorgsam ausmerzte.

Die Zeit der Eitelkeit ist vorüber, und ich erlaube Jedem, über diese Geständnisse zu lächeln.

Ich brauche wohl nicht erst zu gestehen, daſs in derselben Weise, wie kein blinder Haſs gegen die

römiſche Kirche in mir waltete, auch keine kleinliche Ranküne gegen ihre Prieſter in meinem Gemüthe niſten konnte; wer meine ſatiriſche Begabnis und die Bedürfniſſe meines parodierenden Übermuths kennt, wird mir gewiſs das Zeugnis ertheilen, daſs ich die menſchlichen Schwächen der Kleriſei immer ſchonte, obgleich in meiner ſpätern Zeit die fromm-thuenden, aber dennoch ſehr biſſigen Ratten, die in den Sakriſteien Baierns und Öſterreichs herum-raſcheln, das verfaulte Pfaffengeſchmeiß, mich oft genug zur Gegenwehr reizte. Aber ich bewahrte im zornigſten Ekel dennoch immer eine Ehrfurcht vor dem wahren Prieſterſtand, indem ich, in die Vergangenheit zurückblickend, der Verdienſte gedachte, die er ſich einſt um mich erwarb. Denn katholiſche Prieſter waren es, denen ich als Kind meinen erſten Unterricht verdankte; ſie leiteten meine erſten Geiſtesſchritte. Auch in der höhern Unterrichtsanſtalt zu Düſſeldorf, welche unter der franzöſiſchen Regierung das Lyceum hieß, waren die Lehrer faſt lauter katholiſche Geiſtliche, die ſich alle mit ernſter Güte meiner Geiſtesbildung annahmen; ſeit der preußiſchen Invaſion, wo auch jene Schule den preußiſch-griechiſchen Namen Gymnaſium annahm, wurden die Prieſter allmählich durch weltliche Lehrer erſetzt. Mit ihnen wurden auch ihre Lehrbücher

abgeschafft, die kurzgefassten, in lateinischer Sprache geschriebenen Leitfaden und Chrestomathien, welche noch aus den Jesuitenschulen herstammten, und sie wurden ebenfalls ersetzt durch neue Grammatiken und Kompendien, geschrieben in einem schwindsüchtigen, pedantischen Berlinerdeutsch, in einem abstrakten Wissenschaftsjargon, der den jungen Intelligenzen minder zugänglich war, als das leichtfassliche, natürliche und gesunde Jesuitenlatein. Wie man auch über die Jesuiten denkt, so muss man doch eingestehen, sie bewährten immer einen praktischen Sinn im Unterricht, und ward auch bei ihrer Methode die Kunde des Alterthums sehr verstümmelt mitgetheilt, so haben sie doch diese Alterthumskenntnis sehr verallgemeinert, so zu sagen demokratisiert, sie ging in die Massen über, statt dass bei der heutigen Methode der einzelne Gelehrte, der Geistesaristokrat, das Alterthum und die Alten besser begreifen lernt, aber der großen Volksmenge sehr selten ein klassischer Brocken, irgend ein Stück Herodot oder eine Äsopische Fabel oder ein Horazischer Vers im Hirntopfe zurückbleibt, wie ehemals, wo die armen Leute an den alten Schulbrotkrusten ihrer Jugend später noch lange zu knuspern hatten. „So ein bisschen Latein ziert den ganzen Menschen," sagte mir einst ein alter Schuster, dem aus der

Zeit, wo er mit dem schwarzen Mäntelchen in das Jesuitenkollegium ging, so mancher schöne Ciceronianische Passus aus den Catilinarischen Reden im Gedächtnisse geblieben, den er gegen heutige Demagogen so oft und so spaßhaft glücklich citierte. Pädagogik war die Specialität der Jesuiten, und obgleich sie dieselbe im Interesse ihres Ordens treiben wollten, so nahm doch die Leidenschaft für die Pädagogik selbst, die einzige menschliche Leidenschaft, die ihnen blieb, manchmal die Oberhand, sie vergaßen ihren Zweck, die Unterdrückung der Vernunft zu Gunsten des Glaubens, und statt die Menschen wieder zu Kindern zu machen, wie sie beabsichtigten, haben sie im Gegentheil, gegen ihren Willen, durch den Unterricht die Kinder zu Menschen gemacht. Die größten Männer der Revolution sind aus den Jesuitenschulen hervorgegangen, und ohne die Disciplin dieser letztern wäre vielleicht die große Geisterbewegung erst ein Jahrhundert später ausgebrochen.

Arme Väter von der Gesellschaft Jesu! Ihr seid der Popanz und der Sündenbock der liberalen Partei geworden, man hat jedoch nur eure Gefährlichkeit, aber nicht eure Verdienste begriffen. Was mich betrifft, so konnte ich nie einstimmen in das Zetergeschrei meiner Genossen, die bei dem

Namen Loyola immer in Wuth geriethen, wie Ochſen, denen man einen rothen Lappen vorhält! Und dann, ohne im Geringſten die Hut meiner Parteiintereſſen zu verabſäumen, muſſte ich mir in der Beſonnenheit meines Gemüthes zuweilen geſtehen, wie es oft von den kleinſten Zufälligkeiten abhing, daſs wir dieſer, ſtatt jener Partei zufielen und uns jetzt nicht in einem ganz entgegengeſetzten Feldlager befänden. In dieſer Beziehung kommt mir oft ein Geſpräch in den Sinn, das ich mit meiner Mutter führte vor etwa acht Jahren, wo ich die hochbetagte Frau, die ſchon damals achtzigjährig, in Hamburg beſuchte. Eine ſonderbare Äußerung entſchlüpfte ihr, als wir von den Schulen, worin ich meine Knabenzeit zubrachte, und von meinen katholiſchen Lehrern ſprachen, worunter ſich, wie ich jetzt erfuhr, manche ehemalige Mitglieder des Jeſuitenordens befanden. Wir ſprachen Viel von unſerm alten lieben Schallmeyer, dem in der franzöſiſchen Periode die Leitung des Düſſeldorfer Lyceums als Rektor anvertraut war, und der auch für die oberſte Klaſſe Vorleſungen über Philoſophie hielt, worin er unumwunden die freigeiſtigſten griechiſchen Syſteme auseinanderſetzte, wie grell dieſe auch gegen die orthodoxen Dogmen abſtachen, als deren Prieſter er ſelbſt zuweilen in geiſtlicher

Amtstracht am Altar fungierte. Es ist gewiss bedeutsam, und vielleicht einst vor den Assisen im Thale Josaphat kann es mir als Circonstance atténuante angerechnet werden, dass ich schon im Knabenalter den besagten philosophischen Vorlesungen beiwohnen durfte. Diese bedenkliche Begünstigung genoss ich vorzugsweise, weil der Rektor Schallmeyer sich als Freund unserer Familie ganz besonders für mich interessierte; einer meiner Öhme, der mit ihm zu Bonn studiert hatte, war dort sein akademischer Pylades gewesen, und mein Großvater errettete ihn einst aus einer tödlichen Krankheit. Der alte Herr besprach sich deßhalb sehr oft mit meiner Mutter über meine Erziehung und künftige Laufbahn, und in solcher Unterredung war es, wie mir meine Mutter später in Hamburg erzählte, dass er ihr den Rath ertheilte, mich dem Dienste der Kirche zu widmen und nach Rom zu schicken, um in einem dortigen Seminar katholische Theologie zu studieren; durch die einflussreichen Freunde, die der Rektor Schallmeyer unter den Prälaten des höchsten Ranges besaß, versicherte er im Stande zu sein, mich zu einem bedeutenden Kirchenamte zu fördern. Als mir Dieses meine Mutter erzählte, bedauerte sie sehr, dass sie dem Rathe des geistreichen alten Herrn nicht Folge ge-

leiſtet, der mein Naturell frühzeitig durchſchaut hatte und wohl am richtigſten begriff, welches geiſtige und phyſiſche Klima demſelben am angemeſſenſten und heilſamſten geweſen ſein möchte. Die alte Frau bereute jetzt ſehr, einen ſo vernünftigen Vorſchlag abgelehnt zu haben; aber zu jener Zeit träumte ſie für mich ſehr hochfliegende weltliche Würden, und dann war ſie eine Schülerin Rouſſeau's, eine ſtrenge Deiſtin, und es war ihr auch außerdem nicht recht, ihren älteſten Sohn in jene Soutane zu ſtecken, welche ſie von deutſchen Prieſtern mit ſo plumpem Ungeſchick tragen ſah. Sie wuſſte nicht, wie ganz anders ein römiſcher Abbate dieſelbe mit einem graciöſen Schick trägt und wie kokett er das ſchwarzſeidne Mäntelchen achſelt, das die fromme Uniform der Galanterie und der Schöngeiſterei iſt im ewig ſchönen Rom.

O, welch ein glücklicher Sterbliche iſt ein römiſcher Abbate, der nicht bloß der Kirche Chriſti, ſondern auch dem Apoll und den Muſen dient. Er ſelbſt iſt ihr Liebling, und die drei Göttinnen der Anmuth halten ihm das Tintenfaſs, wenn er ſeine Sonette verfertigt, die er in der Akademie der Arkadier mit zierlichen Kadenzen recitiert. Er iſt ein Kunſtkenner, und er braucht nur den Hals einer jungen Sängerin zu betaſten, um vorausſagen zu

können, ob ſie einſt eine Celeberrima cantatrice, eine Diva, eine Weltprimadonna ſein wird. Er verſteht ſich auf Antiquitäten, und über den ausgegrabenen Torſo einer griechiſchen Bacchantin ſchreibt er eine Abhandlung im ſchönſten Ciceronianiſchen Latein, die er dem Oberhaupte der Chriſtenheit, dem Pontifex maximus, wie er ihn nennt, ehrfurchtsvoll widmet. Und gar, welcher Gemäldekenner iſt der Signor Abbate, der die Maler in ihren Ateliers beſucht und ihnen über ihre weiblichen Modelle die feinſten anatomiſchen Beobachtungen mittheilt. Der Schreiber dieſer Blätter hätte ganz das Zeug dazu gehabt, ein ſolcher Abbate zu werden und im ſüßeſten dolce far niente dahin zu ſchlendern durch die Bibliotheken, Galerien, Kirchen und Ruinen der ewigen Stadt, ſtudierend im Genuſſe und genießend im Studium, und ich hätte Meſſe geleſen vor den auserleſenſten Zuhörern, ich wäre auch in der heiligen Woche als ſtrenger Sittenprediger auf die Kanzel getreten, freilich auch hier niemals in ascetiſche Roheit ausartend — ich hätte am meiſten die römiſchen Damen erbaut, und wäre vielleicht durch ſolche Gunſt und Verdienſte in der Hierarchie der Kirche zu den höchſten Würden gelangt, ich wäre vielleicht ein Monsignore geworden, ein Violettſtrumpf, ſogar der

rothe Hut konnte mir auf den Kopf fallen — und wie das Sprüchlein heißt:

Es ist kein Pfäfflein noch so klein,
Es möchte gern ein Päpstlein sein —

so hätte ich am Ende vielleicht gar jenen erhabensten Ehrenposten erklommen — denn obgleich ich von Natur nicht ehrgeizig bin, so würde ich dennoch die Ernennung zum Papste nicht ausgeschlagen haben, wenn die Wahl des Konklaves auf mich gefallen wäre. Es ist Dieses jedenfalls ein sehr anständiges und auch mit gutem Einkommen versehenes Amt, das ich gewiss mit hinlänglichem Geschick versehen konnte. Ich hätte mich ruhig niedergesetzt auf den Stuhl Petri, allen frommen Christen, sowohl Priestern als Laien, das Bein hinstreckend zum Fußkuss. Ich hätte mich ebenfalls mit gehöriger Seelenruhe durch die Pfeilergänge der großen Basilika in Triumph herumtragen lassen, und nur im wackelndsten Falle würde ich mich ein bisschen festgeklammert haben an der Armlehne des goldnen Sessels, den sechs stämmige karmoisinrothe Kamerièren auf ihren Schultern tragen, während nebenher glatzköpfige Kapuciner mit brennenden Kerzen und galonnierte Lakaien wandeln, welche ungeheuer große Pfauenwedel emporhalten und das Haupt

des Kirchenfürsten befächeln — wie gar lieblich zu schauen ist auf dem Processionsgemälde des Horace Vernet. Mit einem gleichen unerschütterlichen sacerdotalen Ernste — denn ich kann sehr ernst sein, wenn es durchaus nöthig ist — hätte ich auch vom Lateran herab der ganzen Christenheit den jährlichen Segen ertheilt; in pontificalibus, mit der dreifachen Krone auf dem Kopfe, und umgeben von einem Generalstab von Rothhüten und Bischofsmützen, Goldbrokatgewändern und Kutten von allen Kouleuren, hätte sich Meine Heiligkeit auf dem hohen Balkon dem Volke gezeigt, das tief unten in unabsehbar wimmelnder Menge mit gebeugten Köpfen und knieend hingelagert — und ich hätte ruhig die Hände ausgestreckt und den Segen ertheilt, der Stadt und der Welt.

Aber, wie du wohl weißt, geneigter Leser, ich bin kein Papst geworden, auch kein Kardinal, nicht mal ein römischer Nuntius, und, wie in der weltlichen, so auch in der geistlichen Hierarchie habe ich weder Amt noch Würden errungen. Ich habe es, wie die Leute sagen, auf dieser schönen Erde zu Nichts gebracht. Es ist Nichts aus mir geworden, Nichts als ein Dichter.

Nein, ich will keiner heuchlerischen Demuth mich hingebend, diesen Namen geringschätzen. Man

ist Viel, wenn man ein Dichter ist, und gar wenn man ein großer lyrischer Dichter ist in Deutschland, unter dem Volke, das in zwei Dingen, in der Philosophie und im Liede, alle andern Nationen überflügelt hat. Ich will nicht mit der falschen Bescheidenheit, welche die Lumpen erfunden, meinen Dichterruhm verleugnen. Keiner meiner Landsleute hat in so frühem Alter, wie ich, den Lorber errungen, und wenn mein Kollege Wolfgang Goethe wohlgefällig davon singt, „daſs der Chinese mit zitternder Hand Werthern und Lotten auf Glas male," so kann ich, soll doch einmal geprahlt werden, dem chinesischen Ruhm einen noch weit fabelhaftern, nämlich einen japanischen entgegensetzen. Als ich mich etwa vor zwölf Jahren hier im Hôtel des Princes bei meinem Freunde H. Wöhrman aus Riga befand, stellte mir Derselbe einen Holländer vor, der eben aus Japan gekommen, dreißig Jahre dort in Nangasaki zugebracht und begierig wünschte, meine Bekanntschaft zu machen. Es war der Dr. Bürger, der jetzt in Leyden mit dem gelehrten Seybold das große Werk über Japan herausgiebt. Der Holländer erzählte mir, daſs er einen jungen Japanesen Deutsch gelehrt, der später meine Gedichte in japanischer Übersetzung drucken ließ, und dieses sei das erste europäische Buch gewesen,

das in japaniſcher Sprache erſchienen — übrigens fände ich über dieſe kurioſe Übertragung einen weitläuftigen Artikel in der engliſchen Review von Calcutta. Ich ſchickte ſogleich nach mehren Cabinets de lecture, doch keine ihrer gelehrten Vorſteherinnen konnte mir die Review von Calcutta verſchaffen, und auch an Julien und Paultier wandte ich mich vergebens, an jene gelehrten Widerſacher, welche die Wiſſenſchaft mit zwei großen Entdeckungen bereichert: Herr Julien, der berühmte Sinologe, hat entdeckt, daſs Herr Paultier kein Chineſiſch verſteht, während Herr Paultier, der große Indianiſt, entdeckte, daſs Herr Julien kein Sanskrit verſteht; ſie haben über dies, für das Publikum höchſt wichtige und höchſt intereſſante Thema viele Bücher veröffentlicht.

Seitdem habe ich über meinen japaniſchen Ruhm keine weitern Nachforſchungen angeſtellt. In dieſem Augenblick iſt er mir eben ſo gleichgültig wie etwa mein finnländiſcher Ruhm. Ach! der Ruhm überhaupt, dieſer ſonſt ſo ſüße Tand, ſüß wie Ananas und Schmeichelei, er ward mir ſeit geraumer Zeit ſehr verleidet; er dünkt mich jetzt bitter wie Wermuth. Ich kann wie Romeo ſagen: „Ich bin der Narr des Glücks.“ Ich ſtehe jetzt vor dem großen Breinapf, aber es fehlt mir der Löffel. Was nützt

es mir, daſs bei Feſtmahlen aus goldnen Pokalen und mit den beſten Weinen meine Geſundheit getrunken wird, wenn ich ſelbſt unterdeſſen, abgeſondert von aller Weltluſt, nur mit einer ſchalen Tiſane meine Lippen netzen darf! Was nützt es mir, daſs begeiſterte Jünglinge und Jungfrauen meine marmorne Büſte mit Lorberen umkränzen, wenn derweilen meinem wirklichen Kopfe von den welken Händen einer alten Wärterin eine ſpaniſche Fliege hinter die Ohren gedrückt wird!*) Was nützt es mir, daſs alle Roſen von Schiras ſo zärtlich für mich glühen und duften — ach, Schiras iſt zweitauſend Meilen entfernt von der Rue d'Amſterdam, wo ich in der verdrießlichen Einſamkeit meiner Krankenſtube Nichts zu riechen bekomme, als etwa die Parfüms von gewärmten Servietten. Ach! der Spott Gottes laſtet ſchwer auf mir. Der große Autor des Weltalls, der Ariſtophanes des Himmels, wollte dem kleinen irdiſchen, ſogenannten deutſchen Ariſtophanes recht grell darthun, wie die witzigſten Sarkasmen deſſelben nur armſelige Spötteleien geweſen im Vergleich mit den ſeinigen, und wie kläglich ich ihm nachſtehen muſs im Humor, in der koloſſalen Spaßmacherei.

*) Dieſer Satz fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe.
Der Herausgeber.

Ja, die Lauge der Verhöhnung, die der Meister über mich herabgeußt, ist entsetzlich, und schauerlich grausam ist sein Spaß. Demüthig bekenne ich seine Überlegenheit, und ich beuge mich vor ihm im Staube. Aber wenn es mir auch an solcher höchsten Schöpfungskraft fehlt, so blitzt doch in meinem Geiste die ewige Vernunft, und ich darf sogar den Spaß Gottes vor ihr Forum ziehen und einer ehrfurchtsvollen Kritik unterwerfen. Und da wage ich nun zunächst die unterthänigste Andeutung auszusprechen, es wolle mich bedünken, als zöge sich jener grausame Spaß, womit der Meister den armen Schüler heimsucht, etwas zu sehr in die Länge; er dauert schon über sechs Jahre, was nachgerade langweilig wird. Dann möchte ich ebenfalls mir die unmaßgebliche Bemerkung erlauben, daſs jener Spaß nicht neu ist und daſs ihn der große Aristophanes des Himmels schon bei einer andern Gelegenheit angebracht, und also ein Plagiat an hoch sich selber begangen habe. Um diese Behauptung zu unterstützen, will ich eine Stelle der Limburger Chronik citieren. Diese Chronik ist sehr interessant für Diejenigen, welche sich über Sitten und Bräuche des deutschen Mittelalters unterrichten wollen. Sie beschreibt, wie ein Modejournal, die Kleidertrachten, sowohl die männlichen

als die weiblichen, welche in jeder Periode aufkamen. Sie giebt auch Nachricht von den Liedern, die in jedem Jahre gepfiffen und gesungen wurden, und von manchem Lieblingsliede der Zeit werden die Anfänge mitgetheilt. So vermeldet sie von Anno 1480, dass man in diesem Jahre in ganz Deutschland Lieder gepfiffen und gesungen, die süßer und lieblicher als alle Weisen, so man zuvor in deutschen Landen kannte, und Jung und Alt, zumal das Frauenzimmer, sei ganz davon vernarrt gewesen, so dass man sie von Morgen bis Abend singen hörte; diese Lieder aber, setzt die Chronik hinzu, habe ein junger Klerikus gedichtet, der von der Misselsucht behaftet war und sich, vor aller Welt verborgen, in einer Einöde aufhielt. Du weißt gewiss, lieber Leser, was für ein schauderhaftes Gebreste im Mittelalter die Misselsucht war, und wie die armen Leute, die solchem unheilbaren Siechthum verfallen, aus jeder bürgerlichen Gesellschaft ausgestoßen waren und sich keinem menschlichen Wesen nahen durften. Lebendigtodte, wandelten sie einher, vermummt vom Haupt bis zu den Füßen, die Kapuze über das Gesicht gezogen, und in der Hand eine Klapper tragend, die sogenannte Lazarusklapper, womit sie ihre Nähe ankündigten, damit ihnen Jeder zeitig aus dem Wege gehen konnte.

Der arme Klerikus, von deſſen Ruhm als Liederdichter die obgenannte Limburger Chronik geſprochen, war nun ein ſolcher Miſſelſüchtiger, und er ſaß traurig in der Öde ſeines Elends, während jauchzend und jubelnd ganz Deutſchland ſeine Lieder ſang und pfiff! O, dieſer Ruhm war die uns wohlbekannte Verhöhnung, der grauſame Spaß Gottes, der auch hier derſelbe iſt, obgleich er diesmal im romantiſchern Koſtüme des Mittelalters erſcheint. Der blaſierte König von Judäa ſagte mit Recht: „Es giebt nichts Neues unter der Sonne“ — Vielleicht iſt dieſe Sonne ſelbſt ein alter aufgewärmter Spaß, der, mit neuen Strahlen geflickt, jetzt ſo impoſant funkelt!

Manchmal in meinen trüben Nachtgeſichten glaube ich den armen Klerikus der Limburger Chronik, meinen Bruder in Apoll, vor mir zu ſehen, und ſeine leidenden Augen lugen ſonderbar ſtier hervor aus ſeiner Kapuze; aber im ſelben Augenblick huſcht er von dannen, und verhallend, wie das Echo eines Traumes, hör' ich die knarrenden Töne der Lazarusklapper.

Waterloo.

Früher unterdrückte Blätter aus den „Geständniſſen.“

Es ſind nicht bloß die Franzoſen und der Kaiſer, welche zu Waterloo unterlagen — die Franzoſen ſtritten dort freilich für ihren eignen Herd, aber ſie waren zu gleicher Zeit die heiligen Kohorten, welche die Sache der Revolution vertraten, und ihr Kaiſer kämpfte hier nicht ſowohl für ſeine Krone, als auch für das Banner der Revolution, das er trug; er war der Gonfaloniere der Demokratie, wie Wellington der Fahnenjunker der Ariſtokratie war, als Beider Heere auf dem Blachfelde von Waterloo ſich gegenüber ſtanden — Und dieſe letztere ſiegte, die ſchlechte Sache des verjährten Vorrechts, der ſervile Knechtſinn und die Lüge triumphierten, und es waren die Intereſſen der Freiheit, der Gleichheit, der Brüderſchaft, der Wahrheit und der Vernunft, es war die Menſchheit, welche zu Waterloo die Schlacht verloren.

Wir in Deutschland, wir waren nicht die Dupes jener plenipotentiaren Tartüffe, welche, mit der rohen Übermacht die feige Heuchelei verbindend, in ihren Proklamationen erklärten, daß sie nur gegen einen einzigen Menschen, der Napoleon Bonaparte heiße, den Krieg führten: wir wußten sehr gut, daß man, wie das Sprichwort sagt, auf den Sack schlägt und den Esel meint, daß man in jenem einzigen Mann auch uns schlug, auch uns verhöhnte, uns kreuzigte, daß der „Bellerophon" auch uns transportierte, daß Hudson Lowe auch uns quälte, daß der Marterfelsen von Sankt Helena unser eignes Golgatha war, und unsre erste Leidensstation Waterloo hieß!

Waterloo! fataler Name! Es vergingen viele Jahre, und wir konnten diesen Namen nicht nennen hören, ohne daß alle Schlangen des ohnmächtigen Zorns in unsrer Brust aufzischten, und uns die Ohren gellten wie vom Hohngelächter unsrer Feinde. Ihren Speichel fühlten wir alsdann auf den erröthenden Wangen — Gottlob, der schnöde Zauber ist jetzt gebrochen, und die herzzerreißende, verzweiflungsvolle Bedeutung jenes Namens ist jetzt verschwunden!

Welchem mirakulosen Ereignisse wir die Befreiung vom Waterloo-Alp verdanken, ist bekannt. Schon durch die Juliusrevolution ward uns eine große Satisfaktion gewährt, sie war jedoch nicht komplet; es war nur Balsam für die alte Wunde, die aber noch nicht vernarben konnte. Die Franzosen hatten freilich die ältere Bourbonenlinie weggejagt, welche mit dem doppelten Unglück behaftet war, daß sie den Besiegten von den fremden Siegern aufgedrungen worden, nachdem dieses alte, abgelebte Königsgeschlecht vorher die schrecklichste Beleidigung in Frankreich er-

duldet hatte. Die schmachvolle Hinrichtung des gutmüthigen und menschenfreundlichen Ludwig's XVI., dieses schauderhafte Vergehen, konnte zwar bei den Beleidigten Verzeihung finden, aber nimmermehr bei den Beleidigern; denn der Beleidiger verzeiht nie. Der 21. Januar war in der That ein zu unvergeßliches Datum, als daß ein Franzose ruhig schlafen konnte, so lange ein Bourbone von der ältern Linie auf dem Throne Frankreichs saß; diese Linie war unmöglich geworden, und mußte früh oder spät, gleich einem Geschwür aus dem französischen Staatskörper ausgeschnitten werden, ganz so wie es den Stuarts in England geschah, als dort ähnliche Ursachen der Scham und des Mißtrauens obwalteten. Ludwig Philipp und seine Familie war möglich, weil sein Vater an dem Nationalvergehen Theil genommen, und er selbst zu den Vorkämpen der Revolution einst gehörte. Ludwig Philipp war ein großer und edler König. Er besaß alle bürgerlichen Tugenden eines Bourgeois und kein einziges Laster eines Grand Seigneur. Er saß gut zu Pferd, und hatte zu Jemappes und Valmy gefochten. Frau von Genlis leitete seine Erziehung, und er war wissenschaftlich gebildet wie ein Gelehrter, auch konnte er im Falle der Noth durch Unterricht in der Mathematik sein Brod verdienen, oder einen Bedienten, den der Schlag getroffen, gleich zur Ader lassen, weßhalb er auch ein Feldscherer-Etui beständig bei sich trug. Er war höflich großmüthig, und verzieh eben so wohl seinen legitimistischen Verleumdern, wie seinen republikanischen Meuchelmördern; er fürchtete nicht die Kugeln, womit die eigne Brust bedroht war, doch als es galt, auf das Volk schießen zu lassen, überschlich ihn die

alte philantropische Weichherzigkeit, und er warf die Krone von sich, ergriff seinen Hut und nahm seinen alten Regenschirm und seine Frau unter den Arm und empfahl sich. Er war ein Mensch. Fabelhaft groß war sein Reichthum, und doch blieb er arbeitsam wie der ärmste Handwerker. Er war vacciniert; ist auch nie von den Pocken heimgesucht worden. Er war gerecht, und brach nie den Eid, den er den Gesetzen geschworen. Er gab den Franzosen achtzehn Jahre Frieden und Freiheit. Er war genügsam, keusch, und hatte nur eine einzige Geliebte, welche Marie Amalie hieß. Er war tolerant und liebte die Jesuiten nicht. Er war das Muster eines Königs, ein Marc Aurel mit einem modernen Toupet, ein gekrönter Weiser, ein ehrlicher Mann — Und dennoch konnten ihn die Franzosen auf die Länge nicht behalten, denn er war nicht nationalen Ursprungs, er war nicht der Erwählte des Volks, sondern einer kleinen Koterie von Geldmenschen, die ihn auf den vakanten Thron gesetzt, weil er ihnen die beste Garantie ihrer Besitzthümer dünkte, und weil bei dieser Besetzung keine große Einrede von Seiten der europäischen Aristokratie zu befürchten stand, die ja einst nicht so sehr aus Liebe für Ludwig XVIII., als vielmehr aus Hass gegen Napoleon, den Einzigen, gegen den sie Krieg zu führen vorgab, die Restauration betrieben hatte. Ganz recht war es freilich den Fürsten des Nordnes nicht, dass ihre Protegés so ohne Umstände fortgejagt wurden, aber sie hatten Dieselben nie wahrhaft geliebt; Ludwig Philipp's Quast-Legitimität, seine erlauchte Geburt und sein sanftes Dulden erweichte endlich die hohen Unzufriedenen, und sie ließen sich den gallischen Hahn gefallen — weil er kein Adler war.

Obgleich wir gern zugeben, daſs man dem König Ludwig Philipp groſses Unrecht gethan, daſs man ihn mit dem unwürdigſten Undank behandelt, daſs er ein wahrer Märtyrer war, und daſs die Februarrevolution überhaupt ſich als ein beklagenswerthes Ereignis auswies, das unſäglich viel Unheil über die Welt brachte, ſo müſſen wir nichtsdeſtoweniger geſtehen, daſs ſie wieder für die Franzoſen, deren Nationalgefühl dadurch erhoben worden, ſo wie auch für die Demokratie im Allgemeinen, deren ideales Bewuſſtſein ſich daran ſtärkte, eine groſse Genugthuung war. Doch vollſtändig war dieſe letztere noch nicht, und ſie ſchlug bald über in eine klägliche Demüthigung. Dieſes verſchuldeten jene ungetreuen Mandatare des Volks, die den groſsen Akt der Volksſouveränität, der ihnen die unumſchränkteſte Macht verlieh, durch ihr Ungeſchick oder ihre Feigheit oder ihr Doppelſpiel verzettelten. Ich will nicht ſagen, daſs ſie ſchlechte Menſchen waren; im Gegentheil, es wäre uns beſſer ergangen, wenn wir entſchiedenen Böſewichtern in die Hände gefallen wären, die energiſch und konſequent gehandelt und vielleicht viel Blut vergoſſen, aber etwas Groſses für das Volk gethan hätten. Ein ungeheures Verbrechen begingen jene guten Leute und ſchlechten Muſikanten, die ſich aus Ehrgeiz im Augenblick des entſetzlichſten Sturmes ans Steuerruder des Staates drängten, und, ohne die geringſten Kenntniſſe politiſcher Nautik, das Kommando des Schiffes übernahmen, als einzige Bouſſole nur ihre Eitelkeit konſultierend. Unvermeidlich war der Schiffbruch.

Gleich in der erſten Stunde der proviſoriſchen Regierung, die ſich eben dieſen Namen gab, offenbarte ſich das Unvermögen der kleinen Menſchen. Schon

dieser Name „Provisorische Regierung" bekundete officiell ihr Zagnis und annullierte von vornherein Alles, was sie etwa Tüchtiges für das vertrauende Volk, das ihnen die höchste Gewalt ertheilte und sie mit einer Leibgarde von 300,000 Mann beschützte, thun konnten. Nie hat das Volk, das große Waisenkind, aus dem Glückstopf der Revolution miserablere Nieten gezogen, als die Personen waren, welche jene provisorische Regierung bildeten. Es befanden sich unter ihnen miserable Komödianten, die bis aufs Haar, bis auf die Farbe des Barthaars, jenen Heldenspielern des Liebhabertheaters glichen, das uns Shakspeare im „Sommernachtstraum" so ergötzlich vorführt. Diese täppischen Gesellen hatten in der That vor Nichts mehr Angst, als daß man ihr Spiel für Ernst halten möchte, und Snug der Tischler versichere, im Voraus, daß er kein wirklicher Löwe, sondern nur ein provisorischer Löwe, nur Snug der Tischler sei, daß sich das Publikum vor seinem Brüllen nicht zu fürchten brauche, da es nur ein provisorisches Brüllen sei — und dabei, in seiner Eitelkeit, hatte er Lust, alle Rollen zu spielen, und die Hauptsache war für ihn die Farbe des Bartes, womit eine Rolle tragiert werden müsse, ob es ein zindelrother oder ein trikolorer Bart sei.

Wahrlich, die auswärtigen Mächte hatten keinen Grund, sich vor diesen provisorischen Löwen zu fürchten — sie waren wohl im Beginn etwas verdutzt, aber sie fassten sich bald, als sie sahen, welche Thiere in der Löwenhaut steckten, und sie brauchten keineswegs die Februarrevolution als eine politische Beleidigung, als eine patzige Herausforderung anzusehen — denn sie konnten mit Recht sagen: „Es ist uns

gleich, wer in Frankreich regiert. Wir haben zwar Anno 1815 die ältern Bourbonen auf den Thron gesetzt, aber es geschah nicht aus Zärtlichkeit für Diese, sondern aus Hass gegen den Napoleon Bonaparte, mit welchem wir damals Krieg führten, und den wir bei Waterloo erschlugen, und zu Sankt Helena, Gott sei Dank! begruben — So lange er lebte, hatten wir keine ruhige Stunde — Nun, da Dieser todt ist, und unter den provisorischen Regierungslöwen Keiner sich befindet, der uns wieder unsre liebe Nachtruhe rauben könnte, so ist es uns gleichgültig, wer in Frankreich herrscht. Es kümmert uns gar nicht, wer dort regiert, ob Louis Blanc oder der General Tom Pouce, der Zwerg beider Welten, der noch weit berühmter ist als Ersterer, aber freilich eben so wenig wie sein Mitzwerg Louis Blanc in der Winzigkeit einen Vergleich aushalten könnte mit dem seligen Bogulawski, den man in eine Pastete buk und auf die Tafel des Kurfürsten von Sachsen setzte — der tapfere Pole biss und hieb sich aber mit seinen Zähnen und seinem kleinen Säbel aus dem Backwerk heraus und spazierte auf der kurfürstlichen Tafel als Sieger einher, ein Heldenstück, welches vielleicht eurem Homunkulus Louis Blanc nicht gelingen dürfte, der sich schwerlich so heroisch aus der Februarpastete wieder herausfrisst."

Ich bemerke ausdrücklich, dass es die auswärtigen Fürsten sind, die sich in so wegwerfender Weise über Louis Blanc äußern. Mit größerer Anerkennung würde ich selbst von diesem Tribunen reden, der während seiner ephemeren Machthaberei sich zwar nicht durch Intelligenz, aber desto mehr durch eine fast deutsche Sentimentalität auszeichnete. In allen seinen Reden war er immer von den schönen Gefühls-

wallungen seines Herzens überwältigt, er wiederholte darin beständig, dass er bis zu Thränen gerührt sei, und er flennte dabei so beträchtlich, dass diese wässrigte Gemüthlichkeit ihm auch jenseits des Rheins eine gewisse Popularität erwarb, indem nämlich die deutschen Ammen und Kindermägde ihren kleinen Schreihälsen, die beständig weinen, den Namen des larmoyanten französischen Demagogen ertheilten. Es haben Viele über das kindische Äußere Desselben gescherzt. Ich aber habe niemals sein Köpfchen betrachten können, ohne von einem gewissen Erstaunen ergriffen zu sein; nicht weil ich etwa das viele Wissen des Männchens bewundert hätte — nein, er ist im Gegentheil von aller Wissenschaft gänzlich entblößt — ich war vielmehr verwundert, wie in einem so kleinen Köpfchen so viel Unwissenheit Platz finden konnte; ich begriff nie, wie dieser bornierte, winzige Schädel jene kolossalen Massen von Ignoranz zu enthalten vermochte, die er in so reicher, ja verschwenderischer Fülle bei jeder Gelegenheit auskramte — da zeigt sich die Allmacht Gottes! Trotz allem Mangel an Wissenschaft und Gelahrtheit bekundet Herr Louis Blanc dennoch ein wahrhaftes Talent für Geschichtschreibung. Nur ist zu bedauern, dass er just jene Titanenkämpfe beschreiben wollte, welche wir die Geschichte der französischen Revolution nennen. Es ist Schade, dass er nicht lieber einen Stoff wählte, dem er gewachsen wäre, der seiner Statur angemessener, z. B. die Kriege der Pygmäen mit den Kranichen, wovon uns Herodot berichtet.

Sowohl in Bezug auf Talent als auch Gesinnung, so klein er war, überragte Louis Blanc dennoch mehre seiner Kollegen von jener provisorischen Regierung,

welche den nordiſchen Potentaten ſo wenig Furcht einjagte. Alles, was dieſe Fürſten ſagten, iſt reine Wahrheit. Unter den Mitgliedern der proviſoriſchen Regierung war kein Einziger, der im Mindeſten Ähnlichkeit hatte, mit jenem Störenfried, mit jenem Unfugſtifter, jenem ſchrecklichen korſikaniſchen Taugenichts, der in allen Hauptſtädten der Welt die Wache prügelte, überall die Fenſter einwarf, die Laternen zerſchlug und unſre ehrwürdigen Monarchen wie alte Portiers behandelte, indem er ſie des Nachts aus dem Schlafe klingelte und ihr Silberhaar verlangte. Unſre gekrönten Pipelets konnten ruhig ihren Nachtſchlaf genießen während der Herrſchaft der proviſoriſchen Regierung in Frankreich —

Nein, unter den Helden dieſer Tafelrunde glich Keiner einem Napoleon, Keiner von ihnen war jemals ſo unartig geweſen, die Schlacht von Marengo zu gewinnen, Keiner von ihnen hatte die Impertinenz gehabt, bei Jena die Preußen zu ſchlagen, Keiner von ihnen erlaubte ſich bei Auſterlitz oder bei Wagram irgend einen Exceſs des Sieges, Keiner von ihnen gewann die Schlacht bei den Pyramiden — Was man auch dem Herrn de Lamartine, dem Flügelmann der Februarhelden, vorwerfen mag, man kann ihm doch nicht nachſagen, daſs er bei den Pyramiden die Mameluken niedergemetzelt habe — Es iſt wahr, er unternahm eine Reiſe in den Orient, und in Ägypten kam er den Pyramiden vorüber, von deren Spitze cirka vierzig Jahrhunderte ihn betrachten konnten, wenn ſie wollten, doch auf die Pyramiden ſelbſt machte der Anblick ſeiner berühmten Perſon keinen ſonderlichen Eindruck, ſie blieben unbewegt, ſintemalen ſie faſt blaſiert ſind in Bezug auf große Männer, deren größte

ihnen zu Gesicht gekommen, z. B. Moses, Pythagoras, Plato, Julius Cäsar, Christus und Napoleon, welcher Letztere auf einem Kamel ritt — Es ist möglich, daſs Herr de Lamartine ebenfalls auf einem Kamel durch das Nilthal geritten, aber sicherlich hat er dort keine Schlacht geliefert und keine Mameluken verschluckt — Nein, dieser Kamelreuter war ein Chamäleon, aber kein Napoleon, er war kein Mamelukenfresser, er war immer zahm und sanftmäulig, und als er im Februar 1848 die Rolle eines provisorischen Löwen zu spielen hatte, brüllte er so zärtlich, so süßlich, so schmachtend, wie in der Shakspeare'schen Komödie Snug der Tischler zu brüllen versprach, um nicht die Damen zu erschrecken — In den Kanzleien des Nordens erschrak wirklich Niemand beim Empfang der melodischen Manifeste des neuen französischen ministre des affairs étraugères, den man mit Recht einen ministre étranger aux affaires nannte, und seine diplomatischen Meditationen und Harmonien belustigten sehr die Fürsten der absoluten Prosa —

In der That, diese Letzteren waren sehr beruhigt über die Absichten des Löwen, welcher damals die Marseillaise des Friedens gezwitschert hatte, und sie waren vollkommen überzeugt, daſs er kein Napoleon war, kein Kanonendonnergott, kein Gott des Blitzes, kein Blitz Gottes — Sie hatten vielleicht schon lange vor uns die Bemerkung gemacht, daſs jener zweideutige Mann nicht bloß kein Blitz, sondern gerade das Gegentheil, nämlich ein Blitzableiter war, und sie begriffen, von welchem Nutzen ihnen ein solcher sein konnte zu einer Zeit, wo das ungeheuerlichste Volksgewitter das alte gothische Gesellschaftsgebäude zu zerschmettern drohte —

Nicht ich habe Herrn de Lamartine einen Blitzableiter genannt; er selbst hat sich das Brandmal dieses Namens aufgedrückt. Denn wie es allen Schwätzern ergeht, denen nie die Plappermühle stille steht, entschlüpften ihm einst die naiven Worte: man beschuldigte ihn, mit den Rädelsführern der republikanischen Partei gegen die Ordnung der Dinge konspiriert zu haben, ja, er habe mit ihnen konspiriert, aber wie der Blitzableiter mit dem Blitze konspiriere Dieser falsche Bruder war bei all' seiner Duplicität auch die Unfähigkeit selbst, und da er für einen Dichter gilt, so konnten jetzt wieder die prosaischen Weltleute darüber spötteln, was dabei herauskomme, wenn man einem Dichter die Staatsangelegenheiten anvertraue. Nein, ihr irrt euch; die großen Dichter waren oft auch große Staatsmänner; die Musen sind ganz unschuldig an der gouvernementalen Ineptie des zweideutigen Mannes, und es ist noch eine Frage, ob Das überhaupt Poesie ist, was bei ihm die Franzosen bewundern. Seine Schönrednerei, seine brillante Suade erinnert vielmehr an einen Rhetor als einen Dichter. So Viel ist gewiss, der chantre d'Eloah sündigte nicht durch Überfluß an Poesie; er ist nur ein lyrischer Ehrgeizling, der uns in Versen immer gelangweilt und in Prosa immer dupiert hat.

Ich brauche wohl nicht besonders zu erörtern, daß erst am 20. Dezember 1852 das französische Volk die vollständige Genugthuung empfing, wodurch die alte Wunde seines gekränkten Nationalgefühls vernarben kann. Ich empfinde in tiefster Seele diesen Triumph, da ich einst die Niederlage so schmerzlich mitempfunden. Ich bin selbst ein Veteran, ein Krüppel mit beleidigtem Herzen, und begreife den Jubel armer Stelz-

füße. Dazu habe ich auch die Schadenfreude, daſs ich die Gedanken leſe auf den Geſichtern unſrer alten Feinde, die gute Miene zum böſen Spiel machen. Es iſt nicht ein neuer Mann, der jetzt auf dem franzöſiſchen Thron ſitzt, ſondern derſelbe Napoleon Bonaparte iſt es, den die heilige Allianz in die Acht erklärt hat, gegen den ſie den Krieg geführt, und den ſie entſetzt und getödtet zu haben behauptete: er lebt noch immer, regiert noch immer — denn wie einſt der König im alten Frankreich nie ſtarb, ſo ſtirbt im neuen Frankreich auch der Kaiſer nicht — und eben indem er ſich jetzt Napoleon III. nennen läſſt, proteſtirt er gegen den Anſchein, als habe er je aufgehört zu regieren, und indem die auswärtigen Mächte den heutigen Kaiſer unter dieſem Namen anerkannten, verſöhnen ſie das franzöſiſche Nationalgefühl durch einen eben ſo klugen wie gerechten Widerruf früherer Beleidigung.

Die Konſequenzen einer ſolchen Rehabilitation ſind unendlich, und werden gewiſs heilſam ſein für alle Völker Europas, namentlich für die Deutſchen. Es iſt nur Schade, daſs viele der alten Waterloo-Helden dieſe Zeit nicht erlebt. Ihr Achilles, der Herzog von Wellington, hatte davon ſchon einen Vorgeſchmack, und bei dem letzten Waterloo-Dinner, das er mit ſeinen Myrmidonen am Jahrestag der Schlacht feierte, ſoll er miſerabler und katzenjämmerlicher als je ausgeſehen haben. Er iſt auch bald hernach verreckt, und John Bull ſteht an ſeinem Grab, kratzt ſich hinter den Ohren und brummt: „So hab' ich mich nun umſonſt in die ungeheure Schuldenlaſt geſtürzt, die mich zwingt, wie ein Galerenſklave zu arbeiten — was nutzt mir jetzt die Schlacht bei Waterloo?“ Ja,

diese hat jetzt ihre frühere schnöde Bedeutung verloren, und Waterloo ist nur der Name einer verlorenen Schlacht, nichts mehr, nichts weniger, wie etwa Crecy und Azincourt, oder, um deutsch zu reden, wie Jena und Austerlitz.

Verschiedenartige Geschichtsauffassung.

Das Buch der Geschichte findet mannigfaltige Auslegungen. Zwei ganz entgegengesetzte Ansichten treten hier besonders hervor. — Die Einen sehen in allen irdischen Dingen nur einen trostlosen Kreislauf; im Leben der Völker wie im Leben der Individuen, in diesem, wie in der organischen Natur überhaupt, sehen sie ein Wachsen, Blühen, Welken und Sterben: Frühling, Sommer, Herbst und Winter. „Es ist nichts Neues unter der Sonne!" ist ihr Wahlspruch; und selbst dieser ist nichts Neues, da schon vor zwei Jahrtausenden der König des Morgenlandes ihn hervor geseufzt. Sie zucken die Achsel über unsere Civilisation, die doch endlich wieder der Barbarei weichen werde; sie schütteln den Kopf über unsere Freiheitskämpfe, die nur dem Aufkommen neuer Tyrannen förderlich seien; sie lächeln über alle Bestrebungen eines politischen Enthusiasmus, der die Welt besser

und glücklicher machen will, und der doch am Ende erkühle und Nichts gefruchtet; — in der kleinen Chronik von Hoffnungen, Nöthen, Mißgeschicken, Schmerzen und Freuden, Irrthümern und Enttäuschungen, womit der einzelne Mensch sein Leben verbringt, in dieser Menschengeschichte sehen sie auch die Geschichte der Menschheit. In Deutschland sind die Weltweisen der historischen Schule und die Poeten aus der Wolfgang-Goethe'schen Kunstperiode ganz eigentlich dieser Ansicht zugethan, und Letztere pflegen damit einen sentimentalen Indifferentismus gegen alle politischen Angelegenheiten des Vaterlandes allersüßlichst zu beschönigen. Eine zur Genüge wohlbekannte Regierung in Norddeutschland weiß ganz besonders diese Ansicht zu schätzen, sie lässt ordentlich Menschen darauf reisen, die unter den elegischen Ruinen Italiens die gemüthlich beschwichtigenden Fatalitätsgedanken in sich ausbilden sollen, um nachher, in Gemeinschaft mit vermittelnden Predigern christlicher Unterwürfigkeit, durch kühle Journalaufschläge das dreitägige Freiheitsfieber des Volkes zu dämpfen. Immerhin, wer nicht durch freie Geisteskraft emporsprießen kann, Der mag am Boden ranken; jener Regierung aber wird die Zukunft lehren, wie weit man kommt mit Ranken und Ränken.

Der oben besprochenen, gar fatalen fatalistischen Ansicht steht eine lichtere entgegen, die mehr mit der Idee einer Vorsehung verwandt ist, und wonach alle irdischen Dinge einer schönen Vervollkommenheit entgegen reifen, und die großen Helden und Heldenzeiten nur Staffeln sind zu einem höheren gottähnlichen Zustande des Menschengeschlechtes, dessen sittliche und politische Kämpfe endlich den heiligsten Frieden, die

reinste Verbrüderung und die ewigste Glückseligkeit zur Folge haben. Das goldne Zeitalter, heißt es, liege nicht hinter uns, sondern vor uns; wir seien nicht aus dem Paradiese vertrieben mit einem flammenden Schwerte, sondern wir müssten es erobern durch ein flammendes Herz, durch die Liebe; die Frucht der Erkenntnis gebe uns nicht den Tod, sondern das ewige Leben. — „Civilisation" war lange Zeit der Wahlspruch bei den Jüngern solcher Ansicht. In Deutschland huldigte ihr vornehmlich die Humanitätsschule. Wie bestimmt die sogenannte philosophische Schule dahin zielt, ist männiglich bekannt. Sie war den Untersuchungen politischer Fragen ganz besonders förderlich, und als höchste Blüthe dieser Ansicht predigt man eine idealische Staatsform, die, ganz basiert auf Vernunftgründen, die Menschheit in letzter Instanz veredeln und beglücken soll. — Ich brauche wohl die begeisterten Kämpen dieser Ansicht nicht zu nennen. Ihr Hochstreben ist jedenfalls erfreulicher, als die kleinen Windungen niedriger Ranken; wenn wir sie einst bekämpfen, so geschehe es mit dem kostbarsten Ehrenschwerte, während wir einen rankenden Knecht nur mit der wahlverwandten Knute abfertigen werden.

Beide Ansichten, wie ich sie angedeutet, wollen nicht recht mit unseren lebendigsten Lebensgefühlen überein klingen; wir wollen auf der einen Seite nicht umsonst begeistert sein und das Höchste setzen an das unnütz Vergängliche; auf der anderen Seite wollen wir auch, dass die Gegenwart ihren Werth behalte, und dass sie nicht bloß als Mittel gelte und die Zukunft ihr Zweck sei. Und in der That, wir fühlen uns wichtiger gestimmt, als dass wir uns nur als

Mittel zu einem Zwecke betrachten möchten; es will uns überhaupt bedünken, als seien Zweck und Mittel nur konventionelle Begriffe, die der Mensch in die Natur und in die Geschichte hinein gegrübelt, von denen aber der Schöpfer nichts wusste, indem jedes Erschaffnis sich selbst bezweckt und jedes Ereignis sich selbst bedingt, und Alles, wie die Welt selbst, seiner selbst willen da ist und geschieht. — Das Leben ist weder Zweck noch Mittel; das Leben ist ein Recht. Das Leben will dieses Recht geltend machen gegen den erstarrenden Tod, gegen die Vergangenheit, und dieses Geltendmachen ist die Revolution. Der elegische Indifferentismus der Historiker und Poeten soll unsere Energie nicht lähmen bei diesem Geschäfte; und die Schwärmerei der Zukunftbeglücker soll uns nicht verleiten, die Interessen der Gegenwart und das zunächst zu verfechtende Menschenrecht, das Recht zu leben, aufs Spiel zu setzen. — Le pain est le droit du peuple, sagte Saint-Just, und Das ist das größte Wort, das in der ganzen Revolution gesprochen worden.

Loeve-Veimars.

Als ich das Übersetzungstalent des seligen Loeve-Veimars für verschiedene Artikel benutzte, musste ich bewundern, wie Derselbe während solcher Kollaboration mir nie meine Unkenntnis der französischen Sprachgewohnheiten oder gar seine eigne linguistische Überlegenheit fühlen ließ. Wenn wir nach langstündigem Zusammenarbeiten endlich einen Artikel zu Papier gebracht hatten, lobte er meine Vertrautheit mit dem Geiste des französischen Idioms so ernsthaftig, so scheinbar erstaunt, dass ich am Ende wirklich glauben musste, Alles selbst übersetzt zu haben, um so mehr, da der feine Schmeichler sehr oft versicherte, er verstünde das Deutsche nur sehr wenig.

Es war in der That eine sonderbare Marotte von Loeve-Veimars, dass Derselbe, der das Deutsche eben so gut verstand wie ich, dennoch allen Leuten versicherte, er verstünde kein Deutsch. In den eben erschienenen „Memoiren eines Bourgeois de Paris" befindet sich in dieser Beziehung eine sehr ergötzliche Anekdote.*)

*) Dr. L. Véron erzählt nämlich auf S. 97 des dritten Bandes seiner oben erwähnten Memoiren, er habe einst die berühmte Tänzerin Fanny Elsler zu Tische geladen und Herrn

Mit großem Leidwesen habe ich erfahren, daſs Loeve-Veimars, der unlängst gestorben, von seinen Nekrologen in der Presse sehr unglimpflich besprochen worden, und daſs sogar der alte Kamerad, der lange Zeit jeden Montag sein brillanter Nebenbuhler war, mehr Nesseln als Blumen auf sein Grab gestreut hat. Und was hatte er ihm vorzuwerfen? Er sprach von dem erschrecklichen Lärm, welchen auf dem Pavé der idyllisch ruhigen Rue des Prêtres die heran rasselnde Karosse des Baron Loeve-Veimars verursachte, als Derselbe nach seiner Rückkehr aus Bagdad einen Besuch bei der Redaktion des „Journal des Débats" abstattete. Und die Karosse war stattlich armoiriert, die kostbar angeschirrten Pferde waren gris-pommelé, und der Jäger, der vom Hinterbrett herabspringend mit unverschämter Heftigkeit die gellende Hausklingel zog, der lange Bursche trug einen hellgrünen Rock mit goldnen Tressen an seinem Bandelier hing ein Hirschfänger, auf dem Haupte saſs ein Officierhut mit ebenfalls grünen Hahnenfedern, die keck und stolz flatterten.

Ja, Das ist wahr, dieser Jäger war prächtig. Er hieſs Gottlieb, trank viel Bier, roch außerordentlich stark nach Tabak, suchte so dumm als möglich auszusehen, und behauptete, der französischen Sprache unkundig zu sein, im Gegensatz zu seinem Herrn, der sich, wie ich oben erwähnt, immer ein Air gab, als verstünde er kein Wort Deutsch. Nebenbei gesagt, trotz seines radebrechenden Französisch und seiner ge-

---

Loeve-Veimars den Platz neben ihr angewiesen, mit der Bemerkung: „Sie können Deutsch reden." Loeve-Veimars antwortete lachend: „Ich verstehe kein Wort Deutsch, aber Fräulein Elsler versteht Französisch, und ich behalte meinen Platz."
Anm. des Herausgebers.

meinen Manieren hatte ich Monsieur Gottlieb, der durchaus ein Deutscher sein wollte, im Verdacht, niemals schwäbische Original-Klöße gegessen zu haben und gebürtig zu sein aus Meaux, Departement de Seine & Oise.

Ich, der ich den Lebenden selten Schmeicheleien sage, empfinde auch keinen Beruf, den Abgeschiedenen zu schmeicheln, die wir nur dadurch am besten würdigen, wenn wir die Wahrheit sagen. Und wahrlich, unser armer Loeve braucht diese nicht zu fürchten. Dazu kommt, daſs seine guten Handlungen immer durch glaubwürdige Zeugnisse konstatiert sind, während alles bösliche Gerücht, das über ihn in Umlauf war, immer unerwiesen blieb, auch unerweislich war, und schon mit seinem Naturell in Widerspruch stand. Das Schlimmste, was man gegen ihn vorbrachte, war nur die Eitelkeit, sich zum Baron zu machen — aber Wem hat er dadurch Schaden zugefügt? In all' dieser adligen Ostentation sehe ich kein so großes Verbrechen, und ich begreife nicht, wie dadurch der alte Kamerad, der sonst so liebenswürdig menschlich intelligent war, einen so grämlichen Anfall von puritanischem Zelotismus bekommen konnte. Der illüstre Biograph Debureau's und des todten Esels schien vergessen zu haben, daſs er selber seine eigne Karosse besaß, daſs er ebenfalls zwei Pferde hatte in seinen Ställen, auch mit einem galonierten Kutscher behaftet war, der sehr viel Hafer fraß, daſs er ebenfalls ein Halbdutzend Bediente, Müßiggänger in Livree, besoldete, was ihn freilich nicht verhinderte, jedesmal, wenn bei ihm geklingelt ward, selbst heran zu springen und die Thüre aufzumachen — Er trug dabei auf dem Haupte eine liljenweiße Nachtmütze, das baumwollene Nest, worin

die tollen Einfälle des großen französischen Humoristen lustig zwitscherten —

In der That, Letzterer hätte geringeren Geistern die posthumen Ausfälle gegen Loeve-Veimars überlassen sollen. Mancher darunter, der Demselben sein Hauptvergehen, die Baronisirung, vorwarf, würde sich vielleicht ebenfalls mit einem mittelalterlichen Titel affübliert haben, wenn er nur den Muth seiner Eitelkeit besessen hätte. Loeve-Veimars aber hatte diesen Muth, und wenn man auch heimlich lächelte, so intimidierte er doch die öffentlichen Lacher, und die Hozier unserer Tage mäkelten nicht zu sehr an seinem Stammbaum, da er immer stählerne Urkunden in Bereitschaft hielt, welche aus dem Archiv von Lepage hervorgegangen.

Ja, jedenfalls die ritterliche Bravour konnte unserem Loeve nicht abgesprochen werden, und wenn er wirklich kein Baron war — worüber ich nie nachforschte — so war ich doch überzeugt, daſs er verdiente, ein Baron zu sein. Er hatte alle guten Eigenschaften eines Grand Seigneur. In hohem Grade besaß er z. B. die der Freigebigkeit. Er übte sie bis zum Excess, und er mahnte mich in dieser Beziehung zuweilen an die arabischen Ritter der Wüste, welche vielleicht zu seinen Ahnherren gehörten, und bei denen die Freigebigkeit als die höchste Tugend gerühmt ward. Ist sie es wirklich? Ich erinnere mich immer, mit welchem Entzücken ich in den arabischen Märchen, die uns Galland übersetzt hat, die Geschichte von dem jungen Menschen las, der den großen Reichthum, den ihm sein Vater hinterlassen, durch übertriebene Freigebigkeit vergeudet hatte, so daſs ihm am Ende von allen seinen Schätzen nur eine außerordentlich schöne

Sklavin übrig geblieben. In Letztere war er sterblich verliebt; doch als ein unbekannter Beduine, der sie gesehen, ihre Schönheit mit Begeistrung bewunderte, überwältigte ihn die angeborene Großmuth und höflich sagte er: „Wenn diese Dame dir so außerordentlich gefällt, so nimm sie hin als Geschenk.“ Trotz seiner großen Leidenschaft für die Sklavin, welche in Thränen ausbrach, befahl er ihr, dem Unbekannten zu folgen, doch Dieser war der berühmte Kalif Harun al Raschid, der in der Verkleidung eines Beduinen nächtlich in Bagdad umher zog, um sich inkognito mit eignen Augen über Menschen und Dinge zu unterrichten, und der Kalif war von der Großmuth des freigebigen jungen Menschen so sehr erbaut, daß er ihm nicht bloß seine Geliebte zurück schickte, sondern ihn auch zu seinem Großvesier machte und mit neuen Reichthümern und einem prächtigen Palast, dem schönsten in Bagdad, beschenkte.

Bagdad, der Schauplatz der meisten Märchen der Scheherezade, die Hauptstadt von „Tausend und eine Nacht“, diese Stadt, deren Name schon einen phantastischen Zauber ausübt, war lange Zeit der Aufenthaltsort unseres Loeve-Veimars, der von 1838—1848 als französischer Konsul dort residierte. Niemand hat dort mit größerer Klugheit und Würde die Ehre Frankreichs vertreten, und eben bei den Orientalen war seine natürliche Prunksucht am rechten Platze, und er imponierte ihnen durch Verschwendung und Pracht. Wenn er in seiner Litère, oder in einem verschlossenen, reich geschmückten Palankin durch die Straßen von Bagdad getragen ward, umgab ihn seine Dienerschaft in den abenteuerlichsten Kostümen, einige Dutzend Sklaven aus allen Ländern und von allen

Farben, Bewaffnete in den sonderbarsten Armaturen, Pauken- und Zinken- und Tamtam-Schläger, die, auf Kamelen oder reich karapaconierten Maulthieren sitzend, einen ungeheuren Lärm machten, und dem Zuge voran ging ein langer Bursche, der in einem Kaftan von Goldbrokat stak, auf dem Haupte einen indischen Turban trug, der mit Perlenschnüren, Edelsteinen und Maraboutfedern geschmückt, und dieser hielt in der Hand einen langen goldnen Stab, womit er das andringende Volk fort trieb, während er in arabischer Sprache schrie: „Platz für den allmächtigen, weisen und herrlichen Stellvertreter des großen Sultan Ludwig Philipp!“ Jener Anführer des Gefolges war aber kein Anderer, als unser Monsieur Gottlieb, der diesmal nicht mehr einen Deutschen, sondern einen Ägypter oder Äthiopen vorstellte, diesmal auch vorgab, keine einzige von allen europäischen Sprachen zu verstehen; und gewiss in den Straßen von Bagdad noch weit mehr Spektakel machte, als in der friedlichen Rue des Prêtres zu Paris bei Gelegenheit jener Visite, worüber der alte Kamerad sich so misslaunig in seinen Montagsfeuilleton vernehmen ließ.

In der That, durch seine äußere Erscheinung imponierte Loeve-Veimars minder den Orientalen, die vielmehr eine große Amtswürde gern durch eine große Korpulenz und sogar Obesität repräsentiert sehen. Diese Vorzüge mangelten aber dem französischen Konsul, der von sehr schmächtiger und eben nicht sehr großer Gestalt war, obgleich er auch durch seine Äußerlichkeit den Grand Seigneur nicht verleugnete. Ja, wie er, wenn es wirklich kein Baron war, doch es zu sein verdiente durch seinen Charakter, so trug auch seine leibliche Erscheinung alle Merkmale adliger Art

und Weise. Auch in seinem Äußern war etwas Edelmännisches: eine feine, aalglatte, zierliche Gestalt, vornehme weiße Hände, deren diaphane Nägel mit besonderer Sorgfalt geglättet waren, ein zartes, fast weibisches Gesichtchen mit stechend blauen Augen, und Wangen, deren rosige Blüthe mehr ein Produkt der Kunst als der Natur, und blondes Haar, das äußerst spärlich die Glatze bedeckte, aber durch alle mögliche Öle, Kämme und Bürsten sehr sorgfältig unterhalten wurde. Mit einer glücklichen Selbstzufriedenheit zeigte Loeve seinen Freunden zuweilen den Kasten, worin jene Kosmetika, die unzähligen Kämme und Bürsten von allen Dimensionen, und die dazu gehörigen Schwämme und Schwämmchen enthalten waren. Es war die Freude eines Kindes, das seine Spielsachen mustert — aber war das ein Grund, so bitterböse über ihn Zeter zu schreien? Er gab sich für keinen Cato aus, und unsere Catonen hatten kein Recht, von ihm jene Tugenden zu verlangen, mit welchen sie in ihren Journalen sich so republikanisch drapieren. Loeve-Weimars war kein Aristokrat, seine Gesinnung war vielmehr demokratisch, aber seine Gefühlsweise war, wie gesagt, die eines Gentilhomme. . . .

. . . . . .

Eingangsworte zur Übersetzung eines lappländischen Gedichts.

Lappland bildet die äußerste Spitze der russischen Besitzungen im Norden, und die vornehmen oder wohlhabenden Lappländer, welche an der Schwindsucht leiden, pflegen nach St. Petersburg zu reisen, um hier die Annehmlichkeiten eines südlichen Klimas zu genießen. Bei manchen dieser kranken Exulanten gesellen sich dann zu dem physischen Siechthum auch wohl die moralischen Krankheiten der europäischen Civilisation, mit welcher sie in Kontakt kommen. Sie beschäftigen sich jetzt mit Politik und Religion. Die Lektüre der „Soirées de St. Petersbourg", die sie für ein nützliches Handbuch hielten, für einen Guide dieser Hauptstadt, belehrt sie, daß der Stützpunkt der bürgerlichen Gesellschaft der Henker sei; doch die Reaktion bleibt nicht aus, und von der Bourreaukratie des de Maistre springen sie über zum herbsten Kommunismus, sie erklären alle Rennthiere und Seehunde als Staatseigenthum, sie lesen Hegel und werden Atheisten; doch bei zunehmender Rückgratschwindsucht lenken sie wieder gelinde ein und schlagen über in weinerlichen Pietismus, werden Mucker, wo nicht gar Anhänger der Sionsmutter. — Dem französischen Leser sind diese zwei Religionssekten vielleicht wenig bekannt; in Deutschland sie sind es leider desto mehr, in Deutschland ihrer eigentlichen Heimat. Die Mucker herrschen vorzüglich in den östlichen Provinzen der preußi-

schen Monarchie, wo die höchsten Beamten zu ihnen gehörten. Sie huldigen der Lehre, dass es nicht hinreichend sei, sein Leben ohne Sünde zu verbringen, sondern dass man auch mit der Sünde gekämpft und ihr widerstanden haben müsse; der Sieger, und sei er auch mit Sündenwunden bedeckt, wäre gottgefälliger, als der unverwundete Rekrut der Tugend, der nie in der Schlacht gewesen. Deßhalb in ihren Zusammenkünften, oder auch in einem Tête-à-tête von Personen beider Geschlechter, suchen sie sich wechselseitig, durch wollüstige Betastungen, zur Sünde zu reizen, doch sie widerstehen allen Anfechtungen der Sünde — Ist es nicht der Fall, je nun, so werden ein andermal die Angriffe, das ganze Manöver, wiederholt.

Die Sekte von der Sionsmutter hatte ihren Hauptsitz in einer westpreußischen Provinz, nämlich im Wupperthale des Großherzogthums Berg, und das Princip ihrer Lehre hat eine gewisse Hegel'sche Färbung. Es beruht auf der Idee: nicht der einzelne Mensch, sondern die ganze Menschheit sei Gott; der Sohn Gottes, der erwartete Heiland unserer Zeit, der sogenannte Sion, könne daher nicht von einem einzelnen Menschen, sondern er könne nur von der ganzen Menschheit gezeugt werden, und seine Gebärerin, die Sionsmutter, müsse daher nicht von einem einzelnen Menschen, sondern von der Gesammtheit der Menschen, von der Menschheit, befruchtet werden. Diese Idee einer Befruchtung durch die Gesammtheit der Menschen suchte nun die Sionsmutter so nahe als möglich zu verwirklichen, sie substituirte ihr die Vielheit der Menschen und es entstand eine mystische Polyandrie, welcher die preußische Regierung durch Gendarmen ein Ende machte. Die Sionsmutter im

Wupperthale war eine vierzigjährige, bläßliche und krankhafte Person. Sie verschwand vom Schauplatz, und ihre Mission ist gewiß auf eine Andre übergegangen. — Wer weiß, die Sionsmutter lebt vielleicht hier unter uns zu Paris, und wir, die wir ihre heilige Aufgabe nicht kennen, verlästern sie und ihren Eifer für das Heil der Menschheit.

Unter die Krankheiten, denen die Lappländer ausgesetzt sind, welche nach Petersburg kommen, um die Milde eines südlichen Klimas zu genießen, gehört auch die Poesie. Einer solchen Kontagion verdanken wir das nachstehende Gedicht, dessen Verfasser ein junger Lappländer ist, der wegen Rückenmarkschwindsucht nach Petersburg emigrierte und dort vor geraumer Zeit gestorben. Er hatte viel Talent, war befreundet mit den ausgezeichnetsten Geistern der Hauptstadt, und beschäftigte sich viel mit deutscher Philosophie, die ihn bis an den Rand des Atheismus brachte. Durch die besondere Gnade des Himmels ward er aber noch zeitig aus dieser Seelengefahr gerettet, er kam noch vor seinem Tode zur Erkenntnis Gottes, was seine Unglaubensgenossen sehr skandalisierte: der ganze hohe Klerus des Atheismus schrie Anathem über den Renegaten der Gottlosigkeit. Unterdessen aber nahmen seine körperlichen Leiden zu, seine Finanzen nahmen ab, und die wenigen Rennthiere, welche sein Vermögen ausmachten, waren bald bis zum letzten aufgegessen. Im Hospitale, dem letzten Asyl der Poeten, sprach er zu einem der zwei Freunde, die ihm treu geblieben: „Leb wohl! Ich verlasse diese Erde, wo das Geld und die Intrige zur Alleinherrschaft gelangt — Nur Eins that mir weh: ich sah, daß man durch Geld und Intrige auch den Ruhm eines Genies

erlangen, als solches gefeiert werden kann, nicht bloß von einer kleinen Anzahl Unmündiger, sondern von den Begabtesten von der ganzen Zeitgenossenschaft und bis zum äußersten Winkel der Welt." In diesem Augenblicke klang unter den Fenstern des Hospitales ein Leierkasten, dudelnd: „Das Gold ist nur Chimäre," die berühmte Melodie von Meyerbeer — Der Kranke lächelte, verhüllte das Haupt und starb.

Albert Methfessel.

Hamburg, Mitte Oktober 1823.

Unsre gute Stadt Hamburg, die vor einigen Jahren durch das Ableben des braven, groben, herzensbiedern, kenntnisvollen und anticatalanistischen Schwenke einen noch unvergessenen Verlust erlitt, scheint jetzt hinlänglichen Ersatz dafür zu finden, indem sich einer der ausgezeichnetsten Musiker hier niederlassen will. Das ist Albert Methfessel, dessen Liedermelodien durch ganz Deutschland verbreitet sind, von allen Volksklassen geliebt werden, und sowohl im Kränzchen sanftmüthiger Philisterlein als in der wilden Kneipe zechender Bursche klingen und wiederklingen. Auch Referent hat zu seiner Zeit manches hübsche Lied aus dem Methfessel'schen Kommersbuche ehrlich mitgesungen, hat schon damals Mann und Buch hochgeschätzt. Wahrlich, man kann jene Komponisten nicht genug ehren, welche uns Liedermelodien geben, die von der Art sind, daß sie sich Ein-

gang bei dem Volk verschaffen, und rechte Lebenslust und wahren Frohsinn verbreiten. Die meisten Komponisten sind innerlich so verkünstelt, versumpft und verschroben, dass sie Nichts Reines, Schlichtes, kurz nichts Natürliches hervorbringen können — und das Natürliche, das organisch Hervorgegangene und mit dem unnachahmlichen Stempel der Wahrheit Gezeichnete ist es eben, was den Liedermelodien jenen Zauber verleiht, der sie allen Gemüthern einprägt und sie populär macht. Einige unserer Komponisten sind zwar der Natur noch immer nahe genug geblieben, dass sie dergleichen schlichte Liederkompositionen liefern könnten; aber theils dünken sie sich zu vornehm dazu, theils gefallen, sie sich in absichtlichen Naturabweichungen, und fürchten, dass man sie nicht für wirkliche Künstler halten möchte, wenn sie nicht musikalische Kunststücke machen. Das Theater ist die nächste Ursache, warum das Lied vernachlässigt wird; Alles, was nur den Generalbass studiert oder halb studiert oder gar nicht studiert hat, stürmt nach den Brettern. Leidige Nachahmerei, Untergang mancher wirklich Talentvollen! Weichmüthige Blüthenseelen wollen kolossale Elephanten-Musik hervor posaunen und pauken; handfeste Kraftkerle wollen süße Rossini'sche Rosinen-Musik oder gar noch überzuckerte Rosinen-Musik hervor hauchen. Gott besser's! — Wir wollen daher Komponisten wie Methfessel ehren — und ihn ganz besonders — und seine Liedermelodien dankbar anerkennen.

UNIV. OF MICHIGAN,

JUN 18 1913